S
873
-1

Theodor.

Von
August Lafontaine.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig,
1800.

„Ich hatte geschworen," sagte Herr Lindner, als die Hebamme das Zimmer verlassen hatte, „daß die Juno Lucina mir nie über die Schwelle kommen sollte; und . . ." Wer ist das, die Juno Lucina? fragte er Mamsell Sabine, die auf einem Feldbette krank lag, sehr matt. „So nannten die Römer," antwortete Herr Lindner, „die Göttin der Geburt, liebe Schwester; und ich, ich nenne in einer spaßhaften Figur die Kindmutter so. Wollte ich doch," fuhr er, gegen den Herr von Senk gewendet, fort, „der Hirt in unserm Flecken gäbe sich mit dem Kuriren ab; und Hirten haben ja die Arzneikunde erfunden. Ich kann nun einmal die Hebammen nicht leiden: diese Wehemütter im wörtlichen Sinne. Nie sehe ich eine, ohne zu gleicher Zeit das Kindergeschrei mit zu hören. Aber was kann man machen? Meine Schwester ist nun einmal krank; und da muß man brauchen, wen man hat."

Und da, sagte der Herr von Senk, sind sie in ihrem Berufe: sie machen Schmerzen. Ja die Weiber! sie quälen den Menschen in's Leben, und beten ihn wieder hinaus. Sie waschen den Menschen, wenn er geboren ist, ohne sich an sein Schreien zu kehren; und auch im Tode lassen sie ihm keine Ruhe. . . . Wissen Sie wohl, warum die Alten, wie Sie immer erzählen, Weiber, und nicht Männer, zum Weinen bei einer Leiche mietheten?

„Warum? warum?“ sagte Lindner, sehr aufmerksam. „Das weiß ich wahrhaftig nicht; aber im Plinius wird es stehen.“

Lassen Sie den Plinius. Ich will es Ihnen sagen: weil nur die Weiber weinen können, wann sie wollen.

Sabine richtete sich im Bette auf, und sagte ein wenig empfindlich: nein, die Männer haben nur Thränen für ihr eignes Unglück; die Frauenzimmer aber für jedes, auch für ein fremdes. Wir haben weichere Herzen.

Wie der Verwalter hier! sagte Senk: auch der kann weinen, wann er will.

Das vergebe Ihnen Gott, Herr von Senk! sagte Sabine sanft, und es standen Thränen in ihren Augen.

Senk bemerkte das nicht; denn er fuhr hitziger fort: ich rede nicht von Ihnen, Mamsell, das weiß der Himmel. Aber sagen Sie mir, Lindner, sind die Weiber nicht bei allem Elend? rathen sie nicht zu, helfen sie nicht bei Allem, wo der Mensch im Ungewissen ist, wo sein Glück auf dem Spiele steht? Bei Geburten, bei Heirathen, bei Sterbefällen sind sie geschäftig; und Wahrsagen, Kartenlegen, Kaffeegießen ist nur der Weiber Amt.

Lieber Gott! sagte Sabine weinend; haben uns denn die Männer andre Geschäfte gelassen, als fremde Schmerzen und fremde Freuden? Geht nicht unser Leben nur für Andre darauf?

Senk warf bei diesen weinenden Tönen einen Blick auf Sabinen, und schwieg; dann rückte er das Licht so, daß der Strahl auf ihr Gesicht fiel. Er sah Thränen auf ihren Wangen; und nun hub er eine Lobrede auf Sabinen an. Sie sagte lächelnd: Gott vergebe Ihnen Ihren Haß gegen die Frauenzimmer, so wie meinem Bruder den Widerwillen gegen die Kinder!

„Das thue Gott!" sagte Lindner; „ob ich gleich keinen Widerwillen gegen die Kinder habe, als nur in so fern sie mich am Studieren hindern würden. Und laß du die Kindmutter kommen, so oft sie will. Wenn es dir hülfe, so möchte sie

meinetwegen alle Kinder aus ganz Lobenstein mitbringen. Ich hätte wohl geheirathet, liebe Sabine, wenn du nicht bei mir wärest. Aber was geht mir denn ab? Könnte die beste Frau mich wohl nur halb so lieben, als du?"

Nicht ein Viertel so, sagte Herr von Senk recht eifrig; obgleich . . . — Er wollte etwas Hartes sagen; aber Sabinens trüberer Blick entwaffnete ihn.

„Ich weiß," fuhr Herr Lindner fort, du würdest dich nicht weigern, alles für mich zu thun, was je eine Frau für ihren Mann gethan hat, auch das Aergste."

Sterben für dich, lieber Bruder! sagte Sabine, und reichte ihm die Hand.

„Hoho!" rief Herr Lindner jetzt: „das wäre doch nichts! Eine Frau könnte das wohl; aber keine Schwester."

Was, sagte Sabine, durch dieses Gespräch bewegt — was könnte eine Frau, das ich nicht könnte?

„Für deinen Bruder nicht," erwiederte Lindner; „aber wohl für deinen Mann, wenn du einen hättest. Der Gouverneur von Antiochien ließ

einen Menschen zum Tode verdammen, der ein Pfund Gold nicht bezahlen konnte, das er dem Staate schuldig war. Der Mann hatte eine schöne Frau, und ein Reicher, dem sie gefiel, erbot sich, das Gold zu geben, wenn sie . . ."

Sie that es; sie that es: nicht wahr? fiel Herr von Senk laut triumphirend ein.

„Freilich that sie's," antwortete Lindner; „aber mit ihres Mannes Bewilligung."

Pfui! rief Sabine mit Unwillen: das abscheuliche Paar, Mann und Frau! — Pfui! rief auch Senk.

„Da ruft ihr nun Beide: Pfui! ohne die Sache zu untersuchen. Augustinus ist der Meinung, daß die Frau wohl das Recht gehabt habe, es zu thun, in Betracht . . ." —

Pfui über den Augustinus! riefen Sabine und Senk.

„Der heilige Augustinus . . .," sagte Lindner, bestürzt über den Widerspruch.

Und wäre er ein Engel! rief Sabine.

„. . . . in seiner Betrachtung über die Bergpredigt. Hört nur die Gründe!"

Bruder, fragte Sabine, möchtest du dir so das Leben retten lassen?

„Nein, lieber tausendmal sterben!" riefen jetzt alle Drei einmüthig. — Und tausendmal sterben lassen! setzte Sabine hinzu. Nicht wahr, Bruder?

Lindner besann sich einen Augenblick; dann sagte er eifrig: „ja, gewiß; es hat hier" — er legte die Hand auf das Herz — „etwas gegen sich, der grosse Augustin mag sagen was er will, obwohl seine Gründe recht bündig scheinen." Er setzte die Gründe aus einander; und — wie Herr Lindner nun war, daß trotz seinem Herzen Alles, was mit gelehrten Gründen erwiesen wurde, ihn hinriß — er warf sich wieder zum Vertheidiger der Frau auf, und suchte zu beweisen, sie habe durch ihre Handlung die eheliche Treue nicht verletzt. „Und," fuhr er heftig fort, „hätte dieser Vorfall sie zur Mutter gemacht, so . . ." — In demselben Augenblick pochte Jemand heftig an das Fenster. Lindner öffnete es, nahm ein Paket, das man hinein reichte, gedankenlos an, und fuhr fort: „genug ein H—rkind könnte man es mit Recht nicht nennen." Bei diesen Worten deckte er das Paket auf, und blieb starr vor Schre-

cken stehen; denn vor ihm lag — ein schlafendes neugebornes Kind.

Ich behaupte, sagte Herr von Senk, der an Sabinens Bette stand, und das Auge auf sie gerichtet hatte —; ich behaupte, es ist ein Hurkind! —

„Ja, das weiß Gott!" rief Lindner; „und es wird mir die Ohren voll schreien. Aber den Kerl," setzte er laut und zornig hinzu, „soll doch der Teufel holen!" und rasch war er mit dem Kinde zur Thüre hinaus.

Was hat er denn? fragte Sabine. Senk trat an das Fenster, um Lindnern in dem hellen Mondscheine nachzusehen.

Lindner kam, mit dem Kinde in seinen Armen, bald zurück. „Ich habe mich schwer geärgert," sagte er. „Und das Kind behalte ich nicht." Er legte es sanft auf den Tisch. Das Kind wimmerte jetzt, und lös'te dem Herrn von Senk und Sabinen das Räthsel.

Wie? ein Kind? fragte Senk.

„Ich will lieber einen Kobold im Hause haben!" rief Lindner. „Die Gemeine mag es erziehen, nicht ich; und die Fenster im ganzen Hau-

se lasse ich zunageln." — Sabine war bey dem Wimmern des Kindes vom Bette aufgesprungen, und steckte ihm, um es zu beruhigen, mitleidig den Finger in den Mund. Das arme Würmchen! sagte sie; es hilft doch fürs erste.

„Auf die Straße werfe ich es!" rief Lindner.

Einen Menschen? einen so hülflosen Menschen? fragte Sabine.

„Herr von Senk," rief Lindner: „da sehen Sie mein Unglück! Hätte ich je ein Mädchen verführt, ich wollte es für meiner Sünden Schuld rechnen, und nicht ein Wort sagen, wenn das Kind auch alle neun Musen zum Hause hinaus schriee. Aber jetzt? Nein, ich behalte es nicht."

Ich bitte dich, Bruder, sieh es doch nur einmal an! sagte Sabine. Es ist ein Mensch!

„Ich mag es nicht sehen; ich halte mir Augen und Ohren zu. Großer Gott! ich habe ja darum nicht geheirathet, weil ich kein Kind im Hause haben wollte; und nun soll ich mich von dem Wimmern dieses armen Würmchens verführen lassen?"

Sabine nahm das Kind auf, drückte es an ihre Brust, und bedeckte es mit Küssen.

„Ja, wenn es nicht schriee!" sagte Lindner, den die Thränen seiner Schwester weichherzig machten.

Gott hat es uns gegeben, lieber Bruder! sagte Sabine, und hielt ihm das Kind hin. Lindner wich zurück; aber doch hatte er nicht mehr das Herz zu sagen, er wolle es auf die Strasse werfen. Bruder, sagte Sabine: du bist ein Mensch, und dies ist ein Mensch! Ach, kannst du so hart seyn? Armes Geschöpf, in welche Hände ließ Gott dich fallen!

„In die Hände eines Menschen," sagte Lindner weich und betrübt. „Herr von Senk, Sie sehen, wie es mir geht. Wohl denn! Ist es ein Mädchen, so nehm' ich es als Gottes Gabe auf, und du mußt es erziehen. Ist es ein Junge, so zahle ich, und die Gemeine erzieht es; denn auf die Erziehung lasse ich mich nicht ein. Damit Holla!" Er nahm das Kind, und legte es auf den Tisch. „Ich bitte dich, Schwester, sieh zu; und Gott gebe, daß es ein Junge seyn mag!"

Sabine erröthete. Ich wollte wetten, sagte sie, daß es ein Mädchen ist. Sie stand indeß, roth wie eine Rose, von fern. „Nun, so sieh nach!" rief Lindner. Auch Senk erröthete jetzt, und nahm das Kind in seine Arme. Es ist ein Junge! sagte er. (Sabine hatte sich abgewen-

det.) „So hol es der Henker!“ rief Lindner. „Sie sehen, Herr von Senk, ich bin unschuldig. Aber auf Geld soll es mir dabei nicht ankommen, Sabine.“

O, geh mit deinem Gelde, du Unmensch! Kannst du mit Gelde die Vorwürfe deines Gewissens abkaufen? Könnte dieser Knabe reden, er würde dir sagen: gieb mir Liebe! Liebe bedarf ich, Pflege, Erziehung, und nicht Geld.

Mit einem langgezogenen Hm! und krauser Stirn sagte Lindner: „du hast Unrecht, Sabine; denn was bin ich denn schuldig, fremde Kinder . . . Und hat der Junge nicht eine wahre Trompeterlunge? Aber ein Mensch ist er, und ein hülfloser Mensch: das ist wahr. Nun, wir wollen ja sehen, liebe Sabine.“ Er trat näher zu dem Knaben, sah ihn an, liebkos'te ihn, und sagte auf einmal, innig bewegt: „guter Gott! du gabst ihm das Leben; und wir Undankbaren streiten darüber, ob wir es ihm erhalten wollen. Komm, komm, Junge! Denken Sie nichts Arges, Herr von Senk; aber ich kann doch mit Recht sagen: das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein; wer auch des Kindes Vater seyn mag. Schwester, ich wollte, du wärest heute mit einem todten Sohne niedergekommen, so könnte ich dir diesen Cyrus, diesen Romulus bringen! Uebrigens, Herr von Senk,“

fuhr er sehr heiter fort, „haben viele ausgesetzte Kinder Glück gehabt. Fast alle Stifter von Staaten waren uneheliche Kinder: Romulus, Cyrus, Theseus, Herkules sogar. Wer weiß, was aus diesem wird! Aber Gott sey uns gnädig! Höre Schwester, das Einzige bitte ich mir aus, daß du dem Jungen nicht etwa weis machst, ich wäre sein Vater, oder du seine Mutter. Daraus könnte Unglück entstehen. Der Junge könnte seine Mutter heirathen, wie Oedipus, der auch von seinen Eltern ausgesetzt war. Vielleicht macht der Junge ohnehin schon tolle Dinge. Jetzt weint er; und nach zwanzig Jahren können wir weinen. Meinetwegen möchte ihn eine Wölfin gefunden und genährt haben."

Eine Wölfin? fragte Sabine. Ein Mensch weis't einen Menschen an das Mitleiden eines Thieres!

„Nein, nein! Gott sey mir gnädig! Ich will ihn ja behalten, Sabine, mag daraus entstehen, was da will."

Es entstand fürs erste nichts daraus, als ein fürchterliches Geschrei des Kindes, bei dem Herr Lindner gern sein Wort zurückgenommen hätte. Man merkte endlich, daß den Kleinen hungerte; und nun ging man zu Rathe, was zu thun sey. Lindner, der seine Staatenstifter im Kopfe hatte, ver-

langte: man solle den ganzen Zusammenhang, wie man zu dem Kinde gekommen sey, im Dunkeln lassen. Da er das mit einer wichtigen Miene vortrug, so glaubten Senk und Sabine, seine Gründe dazu wären eben so wichtig, als seine Miene, und versprachen es. Das Kind wurde immer lauter. Man beschloß, die Kindmutter rufen zu lassen. Unglücklicher Weise aber hatte Herr Lindner in einer gelehrten Zerstreuung seine Leute weggeschickt. Herr von Senk erbot sich, die Hebamme zu holen, und machte sich sogleich auf den Weg. Sabine, die über das Kind ihre Unpäßlichkeit vergaß, gieng in ein andres Zimmer, um Betten und Windeln zu suchen. Herr Lindner bekam unterdessen die Aufsicht über das Kind selbst, und befand sich sehr übel dabei; denn es schrie aus Leibeskräften. Er nahm es auf, trug es umher, schaukelte es; aber nichts wollte helfen.

„Ich bitte dich," rief er; „du Romulus, du Cyrus, schweig! schweig, du Theseus! Ich habe dich adoptirt; aber das Schreien kann ich nicht leiden. Wäre ich dein Vater, so müßte ich. Aber bin ich dein Vater? Habe ich dich ausgesezt? Nein, man hat dich mir zum Fenster eingesetzt. — Constans et lenis, ut res expostulat, esto *)! das hat ein Heide, Cato, gesagt. Das lerne! Es kann dir noch öfter so gehen, wie jetzt."

*) Sey standhaft und sanft, wie es die Umstände fordern.

Der Junge schrie noch ärger; Lindner schrie eben so arg, bis endlich Sabine wiederkam. „Schreit nicht der Junge, als ob er dem Moloch in den heissen Armen läge? Gott behüte uns! das wird eine schöne Schreierei werden." Sabine wickelte den Knaben auf, und fand auf seiner Brust einen Zettel mit folgenden Worten: „Zwei unglückliche Eltern trennen sich im tödtlichen Schmerze von diesem Kinde. Sie vertrauen es der Menschlichkeit zweier edlen Menschen an. Der heiligste Segen einer sterbenden Mutter ruhet auf diesem Knaben. Nehmt ihn, den Segen der Mutter, Ihr, denen ich dieses Kind gebe, und gebt dem Kinde eure Liebe dafür. Gottes Barmherzigkeit sey mit Euch, wenn Ihr barmherzig gegen dieses Kind der unglücklichsten Liebe seyd." Sabine las diese Worte vor. Bruder und Schwester sahen einander schweigend ins Gesicht, beugten sich dann über das Kind, und küßten es. „Ich wollte," sagte Lindner, „die Eltern ständen da vor dem Fenster, und hätten das jetzt angesehen. Sie würden sich trösten, wenn sie wüßten, in welche Hände ihr Kind gefallen ist. Ich denke, in gute, Sabine!" — Gebe Gott, sagte Sabine, mit schönen Thränen in den Augen, daß der Junge das einmal nach zwanzig Jahren von uns sagt! Ich habe ihn schon so lieb, als wenn ich seine Mutter wäre. Gott gebe, daß er uns, und daß wir ihn behalten! Aber schon manches Band hat der fatale Tod zerrissen.

„Ich bitte dich, liebe Sabine, laß das Wort fatal weg. Fatalis mors heißt der natürliche Tod, trotz Allem, was Gruterus dagegen sagen mag. Sieh, ich will dir das noch einmal aus einander setzen, ob ich gleich wohl weiß, daß es dennoch nichts hilft.“ Er hob an; Sabine aber, die sich zu stark angegriffen hatte, wurde bleich, und schwankte so sehr, daß Lindner sie zu ihrem Bette führte.

Sie lag bleich auf dem Bett, der Knabe nakt auf dem Tische; und in diesem Augenblick trat Herr von Senk mit der Wehmutter in das Zimmer. Die Frau sah erst den Knaben, dann Mamsell Sabinen an, und schüttelte lächelnd den Kopf, ohne zu fragen, wie die Familie zu dem Kinde gekommen wäre. Lindner sagte dem Herrn von Senk, daß Sabine sich gar nicht wohl befinde; und dieser tratt nun zu ihr an das Bett. Die Hebamme schüttelte aufs neue lächelnd den Kopf, und wickelte den Jungen ein.

Sabine erzählte ihr die Begebenheit mit dem Kinde. So? sagte die Frau. Seh doch einer! zum Fenster herein! Das Kindchen ist noch nicht zwei Stunden alt. — Es wurde eine Frau, deren Kind gestorben war, gerufen, um den Knaben zu säugen. Die Hebamme beschäftigte sich während dessen angelegentlich mit Sabinen, lächelte wieder, als diese versicherte, daß sie nichts

als

als Ruhe bedürfe, und ging endlich, nachdem sie noch gesagt hatte: Sie dürfen nur schicken, wenn Sie mich nöthig haben, Mamsell!

Alles wurde ruhig. „Schwester," sagte Lindner sogar: „ich gehe freudig zu Bett; denn ich nehme eine gute That mit in meine Kammer. Oder, dir die Wahrheit zu gestehen — du weißt ja, daß ich nicht heucheln kann — ich nehme eine frohe Hoffnung mit zu Bett: die Hoffnung auf den Cyrus. Hätte ich gewußt, wie angenehm so ein kleiner Mensch schreien kann, ich gienge vielleicht nicht allein zu Bett. Gute Nacht!"

So ruhig wie in Lindners Hause, war man aber in Lobenstein nicht. Die Hebamme sagte auf dem Rückwege: so? zum Fenster hinein? Ei ja doch! Und was haben sie mir denn gegeben, daß ich schweigen soll? Einen Gulden! Den hab' ich ehrlich verdient. Nun ja, aus meinem Munde soll es nicht kommen. Sie ging noch zu drei Nachbarinnen, und schwieg, seufzte aber, lächelte, und zuckte die Achseln. Am Morgen war ganz Lobenstein voll von der grossen Nachricht, daß in Lindners Hause ein kleines Kind sey. Man rechnete zusammen: Lindners Freundschaft mit dem Herrn von Senk, und der Wehmutter Gänge zu Mamsell Sabinen. Die Frau betheuerte, daß sie das Kind nicht geholt habe. Herr von Senk, sagte sie, kam ausser Athem zu mir, und bat mich,

sogleich zu Mamsell Lindner zu kommen. Als ich kam, fand ich einen prächtigen Jungen auf dem Tische. Ich machte grosse Augen. Die Leute waren weggeschickt, und Mamsell Sabine lag blaß und elend auf dem Bette. Genug, das Kind war zum Fenster hereingekommen: so erzählte die Mamsell; und wir müssen das glauben, als gute Christen, die durch Glauben selig werden.

Das alles wußte ganz Lobenstein; nur Sabine, ihr Bruder und Senk wußten und fürchteten nichts von dem, was man in dem Flecken sagte. Auch blieb es ihnen ein Geheimniß, bis man Anstalten zur Taufe machte. Lindner hatte Lust, dem Knaben die Nahmen der Staatenstifter zu geben; und nur mit Mühe konnte Sabine ihn davon abbringen. Die andern Nahmen ließ er ziemlich ruhig fahren; aber für den Nahmen Theseus stritt er mit Heftigkeit. „Sehen Sie, Herr von Senk," sagte er; „sehen Sie, hier steht es gedruckt. Schwester, gedruckt! Wird aus dem Jungen einmal etwas Großes (und das hoffe ich), so kann sein Biograph den Plutarch Wort für Wort abschreiben. Man nannte ihn Theseus,. kann der Biograph sagen, entweder, weil ihn der alte Lindner adoptirte, wie Aegeus den Theseus, oder weil er ausgesetzt war. Auch über des alten Theseus Nahmen hatte man zwei Sagen, wie Sie das hier lesen können." Sabine war nicht zu bewegen. „Oder," fuhr Lindner fort: wenn dir The-

seus so zuwider ist, so nenne ihn Themenus oder Thetus. Das alles heißt: adoptirt." Sabine glaubte, es läge ihrem Bruder an der Sylbe The so viel: sie schlug daher Theodor vor; und weil dieser Nahme denn doch Griechisch war, und eine Beziehung auf das Kind hatte, so ließ sich Lindner ihn gefallen. „Gottes Gabe!" sagte er: „das soll er uns seyn!" und so war Friede.

Endlich erfuhr Sabine, für wessen Sohn man diesen Fündling hielt. Lindner hatte eine Menge Grillen im Kopfe, die Niemanden schädlich waren, die er aber oft mit Härte vertheidigte. Er haßte z. B. den geistlichen Stand. „Denn," sagte er, „haben nicht die Geistlichen viele Klassiker ins Feuer geworfen?" Nun behauptete er, so oft er konnte, alles Böse von diesem Stande, ohne irgend jemand davon persönlich zu hassen. Als die Taufe bestellt werden sollte, legte er einen Louisd'or für den Prediger zurecht; und zugleich hielt er eine lange Rede darüber, daß eine Taufe schon mit acht Groschen zu theuer bezahlt sey. „Für einen vierteljährigen Unterricht bekommt ein braver Schulmann höchstens zwei elende Thaler!" sagte er. Sabine, die eine Tauf für mehr hielt, als den Unterricht, widersprach ihrem Bruder, und brachte ihn endlich zum Schweigen. Lindner steckte das Goldstück wieder ein, legte acht Groschen auf den Tisch, und sah seine Schwester triumphirend an. Sie lachte; denn sie wußte,

er würde nicht das Herz haben; so wenig zu geben. Das verdroß ihn; und gerade in diesem Augenblick kam der Küster, um die Zeit der Taufe zu erfragen. Mit glühenden Wangen, mit bebender Stimme gab Lindner ihm die acht Groschen, und sagte: „für die Taufe!" Der Küster, der von dem alten Junggesellen ohnehin nichts erwarten konnte, murmelte: das giebt der allerärmste Mann! — „Ich gebe nicht mehr," sagte Lindner muthiger, da einmal die erste Scham überwunden war. Gut, erwiederte der Küster erbittert; aber eine uneheliche Taufe kostet viermal so viel.

„Beweisen Sie," sagte Lindner, „daß der Junge da ein uneheliches Kind ist; und ich bezahle. Ich sage: es ist ein eheliches.

Der Küster lächelte hämisch, und ließ ein Paar Worte fallen von Glaubensspöttern, von Feindschaft gegen die Diener Gottes, von Ketzerei. Lindner sagte: „Nun, so eine Art von Ketzer ist jeder Prediger und jeder Küster. Denn, sagt was Ihr wollt, Ihr führtet herzlich gern die Wiedertäuferei ein; heimliche Anabaptisten seyd Ihr ja alle." — Was? Papisten? rief der rechtgläubige Küster, der gern jeden Katholiken hätte verbrennen mögen. Hoho! Wie geht es denn hier im Hause zu? Nicht einmal papistisch; heidnisch! Man soll glauben, das Kind wäre durchs Fenster

geflogen. Ei ja doch! da hätte Mamsell nicht müssen den Abend im Bette liegen. Ganz Lobenstein weiß ja, Herr Lindner, wer die Eltern des Kindes sind. Herr von Senk holt die Kindmutter; die Mamsell wird krank, und auf einmal ist der kleine Junge da. Und jetzt wollen Sie noch streiten, ob er ehelich oder unehelich ist?

Die arme, ganz unschuldige Sabine sah zu ihrem Schrecken die grosse Wahrscheinlichkeit dieses Geschwätzes. Sie schrie auf, und schwankte; ihr Bruder eilte hinzu, um sie aufzufangen. Der Küster ging, als er diese Wirkung seiner Rache sah, in aller Stille fort.

Sabine, die durch gar nichts zu beruhigen war, ließ die Magd kommen, bat sie dringend ihr die Wahrheit zu sagen, und hörte nun bestätigen, daß ganz Lobenstein den Herrn von Senk und sie für die Eltern des Kindes hielte. Sie gerieth abwechselnd in schmerzliche Trostlosigkeit, in heftigen Zorn, und in völlige Verzweiflung: denn es gab schlechterdings kein Mittel, das Geschwäz zu unterdrücken, wenn nicht die Eltern des Kindes entdeckt wurden; und dazu war keine Hoffnung. Im Gefühle des tiefsten Schmerzes verschloß sie sich in das abgelegenste Zimmer des Hauses, rang die Hände, gab ihrem Bruder, der sie vor der Thür zu trösten versuchte, keine Antwort, und bat nur den Himmel, ihre Unschuld offenbar zu machen.

Lindner, dessen Wirthschaft Sabine ganz allein führte, war auf seinem Studierzimmer nicht viel ruhiger; denn das Rad seiner ganzen Haushaltung stand, und Sabine ließ sich nicht bewegen, zum Vorschein zu kommen. Nein, rief sie ihm durch die Thüre zu; ehe meine Unschuld nicht erwiesen ist, soll mich kein Mensch wieder sehen! — Er ging betrübt wieder hinunter.

Auf einmal stürzte Sabine in das Zimmer, und ihre Augen funkelten. Bruder, rief sie; der Junge muß fort! Nicht eine Stunde länger darf er im Hause bleiben. Die Gemeine muß ihn ernähren.

„Armer Junge!" sagte Lindner mitleidig. Er wollte eine Fürbitte einlegen; doch, die sanfte Sabine war jetzt unerbittlich, und machte ihrem Bruder begreiflich, daß nur dieses einzige Mittel ihre Ehre retten könne. Sie gingen Beide in das Zimmer, wo der Knabe in einer Wiege lag. Sabine überhäufte ihn mit Verwünschungen. Lindner sagte gutherzig: „Ach, liebe Sabine, laß uns ihn weggeben, weil es seyn muß; doch verwünschen wollen wir ihn nicht!" Sabine schwieg; aber doch betrachtete sie das unschuldige Kind mit Widerwillen.

„Armer Junge!" hob Lindner wieder an; „so wirst du in drei Tagen zweimal verstoßen:

von deinen Eltern, die dich liebten, und von uns, die wir dich auch schon lieben! Sabine, sag nur, daß du ihn nicht hassest. Grosser Gott, schon in den drei ersten Tagen, auf der Schwelle des Lebens, geht das Unglück so unbarmherzig mit ihm um! Ach, erklärten die Leute mich für deinen Vater, ich wollte schweigen, und du solltest mein Sohn seyn. Ich prophezeiete von Glück. An den Oedipus dachte ich freilich wohl; aber . . . Und wahrhaftig, Schwester," hob er auf einmal heiterer an; „es ist erstaunlich, welche Aehnlichkeit er mit dem König Oedipus hat. Dessen Unglück war es, daß er seine Mutter zur Mutter machte; und des Kindes Unglück ist es, daß er dich in den Augen der Leute zur Mutter macht: nur in einem andern Sinne; und so kannst du noch immer Gott danken. Aber so viel merk' ich, daß es mit dem Kinderaussetzen eine eigne Sache ist. Sag, was kann der noch alles anfangen! Nur drei Tage alt, und dein guter Nahme ist hin. Und der arme Senk! nun, der wird sich auch freuen, der Weiberfeind, wenn er hört, daß er auf einmal zu einem Söhnchen gekommen ist. Wahrhaftig, ich kann ordentlich wünschen, daß es so wäre."

Hier unterbrach Sabine die heitere Rede, zu der ihren Bruder der König Oedipus veranlaßt hatte, mit Vorwürfen, und nannte ihn lieblos, untheilnehmend. Damit that sie ihm aber Un-

recht. Es war sein Ernst, als er sagte: „Wahrhaftig, mein Herz schwimmt in Thränen über den Jungen, (denn, sag, was du willst: er ist am übelsten daran), und über dich, über Senk, und über alle unglückliche verlassene Kinder. Ich stehe hier, und sinne nach, was für Unglück dem Jungen da noch begegnen kann. Es ist ja wahrhaftig möglich, daß er seine Mutter oder Schwester heirathet, oder, wenn er nicht geräth, seinen Vater ermordet. Und eben deshalb, liebe Sabine, dächte ich, behielten wir ihn.

Nein, nein, er muß fort! rief Sabine; er, oder ich! — Lindners Kopf sah wohl ein, daß sie halb und halb Recht hatte; aber sein Herz fühlte anders. „Nun denn," sagte er; „auch in der Ferne will ich väterlich für ihn sorgen." Mit grosser Aengstlichkeit, bei der schärfsten Empfindung ihres weichen und zerrissenen Herzens, sagte Sabine: nein, lieber Bruder; wir dürfen uns des Kindes niemals annehmen, wenn meine Ehre gerettet werden soll. Die kleinste Unterstützung, die du ihm gäbest, würde sogleich wieder den Verdacht rege machen, daß es mir angehöre.

„Das ist wahr," sagte Lindner empfindlich. „Aber, ob wir recht thun, wenn wir das unglückliche Kind so nackt in die Welt, in das Verderben stossen? — Denn die Gemeine giebt es dem Hirten, das weiß ich; und was wird dann

aus dem armen Geschöpfe werden! — . . .
Schwester sieh, wenn der Hirt hier vor dem Hause bläs't, so wird uns jedes Mal seyn, wie einem Sünder, wenn er am jüngsten Tage die Posaune hört. Allen Muth, alle Freude wird er mir wegblasen, das seh' ich voraus; und dir dazu: denn ich kenne ja dein Herz. Und dreimal bläs't er am Tage! Im Winter und des Nachts? nun, da wird das Gewissen bei uns anpochen, daß wir des Lebens nicht froh werden. Und am Ende sagen die Leute doch, was sie wollen."

Sabine wußte hierauf nur mit heissen Thränen zu antworten, und rang die Hände, weil sie vergebens nach sanftern Mitteln suchte. Lindner entschloß sich endlich, den Knaben wegzuschaffen; doch blieb es sein fester Vorsaz, sich seiner anzunehmen. Als er dieser Sache wegen zu dem Justiz-Amtmanne gegangen war, trat Sabine vor die Wiege, und betrachtete das Kind erst mit Unmuth, bald aber mit Reue und heißen Thränen. Nein, nein, sagte sie: ich kann nichts, nichts für dich thun, als beten. (Sie nahm es auf, und drückte es an ihre Brust.) O, wenn die Leute Recht hätten; wenn du mein Sohn wärest, und der Sohn des Mannes, den . . .: wie glücklich würde ich dann seyn! wie würde ich ihn lieben, und dich!

Hier ertappen wir Sabinen. Herr von Senk

kam schon seit zehn Jahren (so lange wohnt er in Lobenstein) täglich in Lindners Haus. Seine Stiefmutter brachte ihn als einen zwanzigjährigen Jüngling um sein Vermögen. Eine innig geliebte Braut verließ ihn, und kränkte ihn obenein mit bitterm Hohn; eine zweite brachte ihn mehrere Jahre später noch um den letzten Rest seiner Habe und um seine Ehre. Nun verließ er die Welt, und floh in den wohlfeilen Flecken Lobenstein, wo er von einer kleinen Pension, und einer nicht unbeträchtlichen, erst nachher ihm zugefallenen Erbschaft lebte. Er mied allen Familienumgang. Lindnern und Sabinen rechnete er nicht für eine Familie: der Bruder war ein Hagestolz, wie er; und die Schwester brauchte er ja nicht zu bemerken. Seine Freundschaft mit Lindnern wurde von Tage zu Tage inniger; aber er blieb dem Charakter, unter welchem er sich angekündigt hatte, eines Weiberfeindes, getreu.

Sabine, die Anfangs allerlei Härten von ihm hören mußte, konnte ihn nicht leiden. Sie ertrug ihn nur um ihres Bruders willen, und rächte sich für die Satiren, die er bei allen Gelegenheiten über die Weiber sagte, dadurch, daß sie ihn mit seinem Weiberhasse auslachte, und ihm prophezeiete, daß er sich doch noch einmal verheirathen würde. Senk pflegte dann wohl zu sagen: Sabine solle ihn für einen armseligen Dummkopf halten, wenn sie ihn je in den Fesseln eines Weibes

sähe. Nach zehn Jahren fing man an ihm zu glauben, und es war sein höchster Triumph, frei von den Ketten zu seyn, die fast alle Männer tragen.

Die gute Sabine, welche zehn Jahre lang alle Tage in der Gesellschaft dieses Mannes gelebt, und eben so lange ihrem Bruder fast täglich erklärt hatte, daß Senk der letzte Mann seyn würde, den sie wählte, fand zulezt den Freund ihres Bruders sehr angenehm. Zwar hörte sie die Erzählung seiner Unglücksfälle noch immer mit spöttischem Gelächter; aber dennoch fühlte sie heimlich, daß sie, wenn er sie liebte, ihm nicht ungetreu werden würde. Alle seine Eigenheiten fing sie an als Tugenden zu betrachten. Sie sah sich nach ihm um, wenn er nicht zu der gewöhnlichen Zeit kam. Zwar tadelte sie ihn noch gegen ihren Bruder; aber wenn dieser ihr Recht gab, so vertheidigte sie ihn. Ueber die Aeusserungen seines Weiberhasses war sie sonst empfindlich geworden; jetzt wurde sie dadurch traurig. Kurz, Mamsell Sabine liebte den Herrn von Senk ganz heimlich.

Sie that sogar bisweilen einen Schritt, dem geliebten Manne näher zu kommen; aber das Bewußtseyn, warum sie solche Schritte that, das böse Gewissen dabei, brachte sie zu Unbesonnenheiten. War sie einmal recht gefällig gegen ihn gewesen; fühlte sie sich einmal in seiner Gesell-

schaft recht weich; fand sie, wie zärtlich der Ton ihrer Stimme war, wenn sie mit ihm redete: so vernichtete die Furcht, er möchte es merken und sie dann verachten, die Vorschritte ihres weiblichen Instinktes. Sie spottete seiner wieder, zog ihn auf, lachte über ihn; und Senk sagte ihr dann gewiß ein Paar harte Anmerkungen über den Leichtsinn des weiblichen Geschlechtes, wobei des armen Mädchens Herz in Thränen schwamm, während ihre Lippen lachten.

Die Männer halten, wie Senk, das oft für Leichtsinn, für Koketterie, was ein bitteres Gefühl der jungfräulichen Würde ist. Sabine näherte sich dem Freunde ihres Bruders in dem unschuldigen Gefühle ihrer stillen Liebe; sie zitterte vor dem Gedanken, ihm zu nahe getretten zu seyn und spottend that sie den Schritt zu viel wieder zurück, weil sie sich selbst, weil sie den Mann achtete. Senk sah das, und verstand die zarten Bewegungen ihres Herzens nicht: sie erbitterten ihn; denn er hatte eben das Schicksal, wie Sabine: er liebte sie, und schon seit langer Zeit.

Sabine war eine heitre, hübsche Blondine von zwei und zwanzig Jahren, als Senk sie kennen lernte. Ihre Güte, ihre Sanftmuth, ihre Eingezogenheit, ihr verständiges Benehmen gewannen ihr zuerst seinen Verstand; und Gewohnheit, ihre schöne Stimme, ihre volle Figur, ihre frischen Wangen ge-

wannen ihr bald auch sein Herz. Damals aber konnte er nicht heirathen; denn er hatte die Erbschaft noch nicht, von der er lebte. Er that daher mit seinem Weiberhasse gerade in Sabinens Gesellschaft recht groß. Da er ihr seine Neigung nicht zeigen durfte, so zeigte er ihr seinen Stolz, seine Feindschaft. Als dann die Erbschaft kam, war es zu spät: denn Sabine, glaubte er, müßte ihn hassen; und sie widersprach dem auch gar nicht. Dies war der seltsame Boden, auf dem sich wirklich zärtliche Liebe erzeugt hatte. Näher konnten Beide einander nicht kommen, so glühend sie auch liebten; denn Sabine war von Senks Gleichgültigkeit so fest überzeugt, wie er von der ihrigen.

Beide hatten grosse Mühe, eine Leidenschaft nicht zu verrathen, deren Lohn auf der einen Seite nur spöttisches Gelächter, und auf der andern nur verächtliches Abweisen seyn konnte. Senk satirisirte, und Sabine spottete oder schimpfte daher fort.

Aber zu Hause vergaß Herr von Senk seine Tisch-, Wand- und Taschenuhren aufzuziehen, die wahre Zeit im Kalender nachzusehen. Er dachte nur an die geliebte Sabine, die ihm jetzt noch schöner vorkam, als in ihrer blühenden Jugend. Sabine frohlockte, wenn sie allein war, wie sie den armen Senk heute mitgenommen hatte; und doch mußte sie dabei die Augen trocknen.

Wäre Herr Lindner ein anderer Mann gewesen, so hätte er ihnen wohl helfen können: allein der glaubte ehrlich, sein Freund und seine Schwester hätten nun einmal einen natürlichen Widerwillen gegen einander; und wohl hundertmal dachte er: ich kann ordentlich dem Himmel danken, daß es mit den Beiden noch so gut abgeht. Daß sie es mit ihrem Zanken nicht gar zu arg machen, thun sie mir zu Liebe." Sabine vertheidigte Senken einmal mit Wärme; da sagte ihr Bruder bedeutend lächelnd: „ich weiß, liebe Schwester, wie du es meinst, und ich danke dir. Aber du machst mir kein X für ein U." Sie erschrak, und erholte sich nicht eher wieder, als bis er hinzu sezte: „ja, ja! du vertheidigst ihn, weil ich ihn liebe."

So stand es, als der Knabe, und das Geschwäz über seine Eltern, in Lindners Hause die größte Unruhe verursachte. Die Vorstellung, daß sie die Mutter, und Senk der Vater des Kindes seyn sollte, erregte zwar bei der züchtigen, sittsamen Sabine einen sehr wahren und natürlichen Unmuth; aber — sie berührte in ihrem Herzen auch andere Saiten. Sabine fühlte lebhaften Widerwillen gegen das Kind, die Ursach ihrer Schande; und dennoch arbeitete ihre Phantasie aus dem Gedanken: „es ist Senks und mein Kind," eine süsse Empfindung hervor, und sie drückte es mit Innigkeit an ihre Brust. Ihre verborgene Neigung hatte nie einen solchen Tumult in ihrem

Herzen erregt, wie jetzt, da sie sich in einem so nahen Verhältnisse mit dem geliebten Manne dachte. Doch bald wurde sie aufs neue erbittert, wenn ihr einfiel, daß sie in der That nur den Haß des Mannes, und von der erträumten Liebe nur Schande hatte.

Senk saß zu Hause in ähnlichen Vorstellungen, ob er gleich nicht ein Wort von dem Verdachte wußte, worin ihn alle Einwohner von Lobenstein hatten. Als er an jenem Abend Sabinen auf dem Feldbette liegen sah — das gute Mädchen, mit den bleichen Wangen, mit den dunkeln, schmachtenden Augen, mit der matten, sanften Stimme, in dem leichtern, vertraulichen Krankenanzug, in der schönen, reitzenden Stellung; da fühlte er auf einmal eine Sehnsucht, eine Weichheit, ein Verlangen, wie er es seit vielen Jahren nicht empfunden hatte. Er versank in Träumereien, und sprach fast gar nichts. Weil ihn Sabinens Anblick immer weicher und schwächer machte, so stellte er den Leuchter anders, daß sie im Schatten zu liegen kam; und da auch das nicht half, so brach er bei jeder Veranlassung in bittre Vorwürfe gegen das weibliche Geschlecht aus, welche die arme Sabine heute, weil Schwäche weicher macht, mit Thränen beantwortete. Die Kindmutter, die Sabinen Thee und Arznei brachte, rie in seiner Phantasie noch andere Bilder neben den alten hervor; und nun kam, damit das Gemählde vollen-

det würde, der Fündling. Sabine drückte diesen gerührt an ihre Brust, und Senk hielt die brennenden Augen mit Sehnsucht auf sie geheftet. Ohne an den geliebten Mann zu denken, hatte sie ihre lange Taffent-Enveloppe abgeworfen, und stand ganz leicht gekleidet da, wie eine Mutter, die so eben ihren Säugling an die nährende Brust legen will.

Senk schwieg bei der ganzen Verhandlung, und sah nur Sabinen. Er dankte dem Himmel, als er die Wehmutter holen mußte, und als er endlich zu Hause war. Da saß er, und träumte Sabinen, mit einem Kinde an der Brust, zu sich in das Zimmer. Er ging heute zu Bette, ohne daß seine fürchterliche Kukuksuhr das Zeichen dazu gab. Ich gehe nicht wieder hin, sagte er am folgenden Morgen; denn das halt' ich nicht aus, wenn sie den Jungen an die Brust nimmt, und die schönen Augenlieder mit den langen braunen Wimpern sich so langsam über die hellen Augen voll Thränen senken! . . . Wahrhaftig, fuhr er nach einer Pause fort, und sprang auf: kann man doch vor den verwünschten Uhren nichts denken! Guter Himmel! wäre Sabine hier, so möchten sie alle stehen bleiben. Ich wollte kein Auge haben, als nur für das liebe Mädchen!

Alle seine Geschäfte geriethen aus der pünktlichsten Ordnung in die größte Verwirrung. Welche Hoffnung

nung durfte er sich machen? Gar keine. Sabine haßte ihn; — und verdiente er das nicht? Vergebens rief ihn heute die Flötenuhr mit dem Liede: „ich liebte nur Ismenen," (die Walze hatte er mit unsäglicher Mühe selbst gemacht); vergebens spielte sie ihm heute zu, daß die Stunde da sey, wo er sonst immer Lindnern oder Sabinen besuche. Nein! sagte er; ich gehe nicht. Wie kann ich das aushalten? Ich bin ja ein armer Mensch, und nicht Eisen oder Stein. Er blieb wirklich diesen und auch den zweiten Tag von Lindner weg. Sabinen würde er ohnedies nicht gesehen haben; denn die hatte sich schon oben eingeschlossen.

Am dritten Tage ging Lindner, wie der Leser schon weiß, zu dem Justiz-Amtmann, um der Gemeinde das ausgesezte Kind zu übergeben. Er machte seinen Antrag stammelnd. Der Amtmann bat ihn fürs erste lächelnd: er möchte doch, da er keine Kinder habe, dieses behalten. Lindner antwortete: „das war ich auch wirklich Willens; allein es haben sich Umstände ergeben . . . Was soll ich es Ihnen läugnen," fuhr der ehrliche Mann fort. Und nun erzählte er aufrichtig die Ursache, weshalb er seinen Entschluß geändert habe. Der Amtmann lächelte, und gestand, dies sey das allgemeine Gerede. Und, was am schlimmsten ist, setzte er hinzu; das Gerücht kommt von der Kindmutter. Hätten Sie doch der Frau ein

Stück Geld gegeben, damit sie still gewesen wäre!

„Eben, daß wir es nicht gethan haben, rechtfertigt uns ja," sagte Lindner. Der Amtmann räumte das ein; doch hatte er noch immer ein Aber. Lindner, der endlich die Geduld verlor, erklärte: er wolle das Kind nicht behalten. Der Amtmann rückte nach und nach mit immer mehr Schwierigkeiten hervor. Schon das Römische Recht, hob er mit vieler Kälte an, will, daß jemand, der Anspruch auf ein Kind macht, beweisen soll, es sey das seinige; also auch umgekehrt, Herr Lindner: wer ein Kind, das man als das seinige präsumirt, los seyn will, muß erweisen, daß es nicht das seinige ist. Den Beweis konnte Ihre Mamsell Schwester wohl führen; ich zweifle aber — bedenken Sie selbst! — ob sie sich zu diesem Beweise verstehen würde. So sagt das Römische Recht, und sogar die zwölf Tafeln.

„Das lassen sie wohl bleiben!" sagte Lindner hitzig. „Gott Lob, die zwölf Tafeln kenne ich auch. Gerade eben der, von dem die zwölf Tafeln herrühren, Appius, hat dem Assertor, dem Spitzbuben Claudius, die Tochter des Virginius zugesprochen, und dem Vater den Beweis gelassen, daß sie des Bösewichts Tochter nicht sey. Die Gemeinde also muß beweisen, daß der Fündling meiner Schwester gehört; und das kann sie nicht."

Wo steht dieser Rechtsfall? fragte der Amtmann. Lindner fing an zu erzählen, und wurde dabei wieder heiter. Er bemerkte Aehnlichkeit zwischen jener und dieser Begebenheit. „Dort,“ sagte er ganz munter,“ „wollte man einem Vater ein Kind abdringen; und hier will man mir ein Kind aufdringen, das nicht mein ist. Gott gebe nur, daß diese Begebenheit sich lustiger endigt, als jene! Ich könnte den Jungen mit Recht Virginius nennen.“ Und nun kam er zu dem Nahmen Theseus, der ihn vollends wieder in gute Laune brachte. Der Amtmann, welcher der Gemeinde die Erhaltung des Kindes gern ersparen wollte, verwickelte Lindnern immer tiefer in die Geschichte des Theseus und in die zwölf Tafeln.

Endlich ging Lindner weg, und hatte über seine Klassiker den Fündling vergessen. Als er zu seiner Schwester kam, fiel ihm erst ein, daß er eigentlich nichts von dem gethan hatte, was er zu thun Willens gewesen war. Er sagte Sabinen indeß, welche Schwierigkeiten es haben würde, den Jungen der Gemeinde aufzudringen, und gab ihr zu verstehen, was für ein Beweis geführt werden müsse, daß sie nicht die Mutter des Kindes sey. „Und,“ setzte er hinzu, „wenn auch alles glückt, wenn die Gemeinde den Jungen nehmen muß: wird sie denn darum aufhören zu schwatzen? Aus Verdruß wird sie es noch ärger machen.

Sabine sah das ein, und ihr Schmerz, so wie ihr Unwille über das Kind vergrösserte sich noch. Lindnern wurde gar nicht wohl zu Muthe: so hatte er Sabinen noch nie gesehen. Jetzt eben trat Senk in das Zimmer. Sabine erröthete. Sie befürchtete eine Unbesonnenheit ihres Bruders, und winkte ihm zu schweigen; Lindner war aber schon in vollem Reden. „Herr von Senk, das giebt hier, sag' ich Ihnen, eine häßliche Geschichte. Wir können so ein Stück aus dem Livius erleben. Ich bedaure den armen Jungen, Sabinen auch, und mich dazu; denn seit vorgestern habe ich nicht einen Bissen ordentliches Essen bekommen. Zwar Sie selbst — Sie sind so gut mit in die Geschichte verwickelt, wie Sabine."

Wie so? fragte Senk, und hatte Sabinen in den Augen. Sie redete dazwischen; Lindner ließ sich aber nicht irre machen. „Nun ganz Lobenstein sagt ja, Sabine wäre des Jungen Mutter, und Sie, der Vater." Ein dunkles Karmin überzog Sabinens Wangen, und sie verbarg das glühende, von Thränen benetzte Gesicht in ihr Taschentuch. Senk stand bestürzt und erröthend da. „Eine recht dumme Geschichte!" fuhr Lindner fort. „Und es ist ihr gar nicht abzuhelfen. Ich war beim Amtmann; der aber sagt, wir würden wohl das Kind behalten müssen. Sabine weint sich noch die Augen aus dem Kopfe. Wahrhaftig, Herr von Senk, Niemand glaubt uns, und

wenn wir zehn Eide schwören; denn die Sache ist gar zu wahrscheinlich. Sie gehen hier bei uns aus und ein. Wissen denn die Leute, daß Sie und Sabine wie Feuer und Wasser sind? Sie laufen den Abend nach der Kindmutter, und sagen ihr nicht, daß uns ein Kind ins Fenster geschoben ist, sondern nur, daß sie den Augenblick zu meiner Schwester kommen soll. Auf diesen Umstand gründet die Hexe ihr Mährchen."

Sabine schluchzte in ihr Tuch, und wagte es nicht die Augen zu erheben. Auch Senk, glaubte sie, würde nun losbrechen; er schwieg aber, und heftete die Blicke auf den Boden. Sie sah einmal verstohlen aus dem Tuche hervor, und bemerkte keine Spur von Unmuth in seinem Gesichte.

„Recht so, lieber Freund!" fuhr Lindner fort: „Sie tragen das wie ein Philosoph. Ich wollte, Sabine machte es eben so."

Senk meinte, es gäbe ein Mittel, Sabinens guten Ruf zu retten. Ich will es, sagte er, gerichtlich beschwören, daß das Kind in meinem Beiseyn ins Fenster gereicht worden ist. Seyn Sie nur ruhig, Mamsell Sabine; es geht gewiß. — Sabine blickte ihn dankbar an.

„Das habe ich dem Amtmann schon vorge=

schlagen," bemerkte Lindner; „allein was er mir antwortete, hat Grund. Herr von Senk, sagte er, schwört. Meinen Sie denn, und wenn ganz Lobenstein bei dem Eidschwure zugegen wäre, das Geträtsch würde aufhören? Man würde nur sagen: der Herr von Senk ist Vater und bleibt Vater; er hat sich von dem Kinde losgeschworen, um die Mamsell Lindner nicht zu heirathen, weil er ein Edelmann ist. Sagen Sie, hat der Amtmann nicht Recht? . . . Schwört Sabine, so sagt man, die hat sich losgeschworen, weil der Herr von Senk sie nicht haben will." — Senks Augen fingen bei diesen Worten an zu funkeln, und er wurde offenbar unruhig. Lindner schloß zuletzt: „thu, was du willst, Sabine. Soll der Junge fort; nun, es sey darum, so gern ich ihn auch behielte. Aber dem Geträtsche ein Ende zu machen, das ist unmöglich. Oder wissen Sie ein Mittel, Herr von Senk? weißt du eins, Sabine? So sprecht; ich will alles thun, daß wieder Ruhe in mein Haus kommt. Den Jungen verlasse ich aber nicht: das sag' ich euch."

Sabine sah ein, daß es unmöglich war, ihren guten Nahmen zu retten, und überließ sich ihrem Schmerz aufs neue. Senk sagte zu der ganzen Verhandlung kein Wort; seine Brust flog aber, und seine Farbe wechselte mit jedem Augenblicke. Er fühlte, daß ihn Sabine in der jetzigen Lage, trotz ihrem Widerwillen, heirathen könnte,

um von der Schande befreiet zu werden, die ihr ein Zufall zugezogen hatte. Zitternd hob er endlich an: ich weiß noch ein Mittel, . . . zwar nicht, diese unwürdige Verläumdung zu unterdrükken, aber doch . . . sie gleichgültig zu machen. Gewissermassen bin ich selbst Schuld an der Wahrscheinlichkeit dieses Gerüchtes; und ich muß . . . Geben Sie mir Ihre Hand, Mamsell Lindner, werden Sie meine Frau; und das Geschwätz wird aufhören.

Das kam Sabinen unerwartet. Eine brennende Glut übergoß ihr Gesicht, und ihr ganzer Körper zitterte. Diese Heirath bestärkte zwar das Gerücht, das auf ihre Kosten umlief; allein sie gab ihr doch ihre bürgerliche Ehre wieder, und erfüllte den geheimen Wunsch ihres Herzens. Sie antwortete nicht, und Senk verlor nun den Muth, noch mehr zu sagen. — „Feuer und Wasser!" sagte Lindner. „Sie sehen wohl ernsthaft dabei aus; aber Sie haben gut anhalten, Sie Weiberfeind: denn Sie wissen schon, daß die da Nein sagen wird."

Sabine richtete sich in einer edlen Stellung auf, und sagte mit sanfter Würde: Ich erkenne Ihre Großmuth, Herr von Senk; aber ich sage Nein: nicht, wie mein Bruder glaubt, weil ich Sie hasse, sondern weil Sie nicht das Opfer für mein Unglück werden sollen.

Der arme Senk stand sehr betreten da. Er sah wohl, daß eine Heirath mit ihm vielleicht das einzige Mittel war, welches Sabinen noch übrig blieb. Jetzt konnte er ihr also seine Hand mit Ehren anbieten, ohne den Charakter eines Weiberfeindes fallen zu lassen; es war Edelmuth, der ihn dazu bewog, und Niemand hatte das Recht über ihn zu spotten. Der Sieg schien glücklich erfochten, ohne daß er nöthig hatte, den Liebhaber zu spielen; und nun zerstörte Sabinen seine schönen Hoffnungen auf einmal wieder.

Nach einer Pause wagte er einen neuen Sturm. Wenn Mamsell Sabine mich heirathet, Herr Lindner, sagte er; so ist noch eine andre Unruhe gehoben: denn — woran wir noch gar nicht gedacht haben — darf ich künftig Ihr Haus noch besuchen? Bleibe ich weg, . . .

. . . „so sagen die Leute," unterbrach ihn Lindner: „einen Jungen hat sie von ihm; aber heirathen mag er sie nicht."

Nein, Herr von Senk, sagte Sabine ängstlich über die neue Vergrösserung ihres Unglücks: nein, Sie dürfen nicht wegbleiben; Sie müssen nach wie vor zu uns kommen: das erfordert meine Ehre. — „Und kommt er, sagte Lindner, „so heißt es: Lindner und seine Schwester müssen doch alle Scham verloren haben! und Jahr für

Jahr schiebt mir ein Mädchen, das heimlich in die Wochen kommt, auf deine Rechnung ein Kind ins Fenster. Wahrhaftig, er darf nicht kommen, aber — wegbleiben noch viel weniger."

Entschlösse sich Mamsell Sabine, meine Frau zu werden . . . —

„Freilich," fiel Lindner ein; „dann wäre es anders: obgleich der Junge da ewig dein Sohn heissen würde. Herr Gott über den Jungen! was richtet der alles an! Erst drei Tage alt, und zwingt da den Weiberfeind, gegen seinen Willen zu heirathen; und auch dich, liebe Sabine!" Senk wünschte Lindnern mit seinen Bemerkungen weit weg: denn Sabine hatte ganz offenbar schon geschwankt; jetzt aber sagte sie wieder mit Festigkeit Nein. Er wollte noch das Letzte versuchen, und nahm seinen Hut, ein wenig erbittert über Sabinens gränzenlosen Haß gegen ihn, der sie sogar dahin brachte, lieber Schande, als ihn, zu wählen. In der That, Herr Lindner, hob er an: es geht mir nahe, daß dieser seltsame Zufall uns trennen soll; aber es ist nun einmal nicht anders. Ich bin es der Ehre Ihrer Mamsell Schwester schuldig, dies meinen letzten Besuch seyn zu lassen. Der Vorschlag, den ich vorhin gethan habe, wird Ihnen beweisen, wie sehr ich Sie liebe, mein theurer Freund.

Es ging, wie Senk erwartet hatte. Als Lindner Ernst sah, ergriff er seines Freundes Hand, riß ihm den Hut weg, und rief: „nein, nun wird es allzu arg! Ist denn der Junge zu unserm Unglück gebohren? Kinder, laßt mich doch erst zur Besinnung kommen, und seyd nicht so hitzig! Wie? der Junge nimmt meiner Schwester ihren guten Ruf: und mir sollte er das größte Glück meines Lebens, meinen ehrlichen treuen Freund, nehmen? Nimmermehr!"

Was ist aber zu machen? fragten Sabine und Senk zugleich, und traten ihm auf beiden Seiten näher.

„Ja, da sitzt es eben! Wegbleiben, das seh' ich, müssen Sie, obgleich Sabine dadurch in den Augen der Leute nicht um ein Haar unschuldiger wird. Wohl denn! so komme ich zu Ihnen, lieber Herr von Senk; denn Sie kann ich nun einmal nicht entbehren. Ja ja, ich komme."

Fühlen Sie denn nicht, . . . ? fing Senk an. — Siehst du denn nicht, Bruder . . . ? sagte Sabine zu gleicher Zeit.

„Was soll ich fühlen? was soll ich sehen? Daß der Mensch zuweilen ein Narr des Schicksals ist, das seh' ich. Ich bin nicht unbarmherzig, nehme den Jungen auf, freue mich über ihn;

und der ganze Lohn dafür ist, daß die da jammert, und daß ich keine frohe Stunde mehr haben soll. Wenn Ihr Euch Beide heirathetet, das wäre freilich das Klügste; aber ich weiß, wie viel Euch das kosten würde, und verlange es nicht. Lieber will ich die schönen Aberde, die wir sonst so zutraulich verplauderten, mit dem Kettenhunde den Mond anbellen. Das will ich. Denn seitdem ich Sie kenne, lieber Senk, ist mir erst über Cicero's Schrift de amicitia *) ein Licht aufgegangen, von dem Gronovius und Grävius nicht singen. Ei ja! philologische und kritische Commentare sind gut; aber seitdem wir einander kennen, fühle ich manchmal, daß ein Commentar von einem guten Menschen, von einem vollen Herzen, doch auch seinen Werth hat. Da commentiren sie, als ob Cicero bloß hätte ein specimen styli cultioris latini zusammenkünsteln wollen, und denken nicht an das volle Herz, aus dem er schrieb. Sie setzen für jedes zu starke Wort, für jeden zu kräftigen Ausdruck etwas Anderes hin, und nennen es elegantius. Den Teufel auch!"

Senk unterbrach ihn endlich, gerührt von diesem wahren Ausdrucke der Freundschaft. Nein, mein redlicher Freund, lassen Sie uns an keine Trennung denken. Mamsell Sabine liebt Sie zu

*) Von der Freundschaft.

sehr, als daß sie Ihnen nicht das Opfer bringen sollte, welches allein unser Aller Glück wieder herstellen kann. Sabine! sagte er, und in einem Tone, dem jedes Ohr die Liebe hätte anhören können. Sabine hob zitternd ihre Hand, legte sie in die Hand, die Senk ihr bot, und sagte mit Thränen der beglückten Liebe, mit einer zitternden Stimme: Bruder, du sollst glücklich bleiben!

„Kinder," sagte Lindner mit nassen Augen; „wie soll ich Euch diese Liebe vergelten! Guter Gott! welch einen Freund, welch eine Schwester habe ich! Aber wird es Euch zu schwer, Kinder, so zieht die Hände wieder aus einander." Sie lächelten ihm Beide zu. „Nun," rief er; „das heiß' ich Muth und Liebe! Gott vergelte es Euch!" (Er schloß sie nach einander in seine Arme.) „Also Taufe in meinem Hause, und Hochzeit! Wer hätte das denken sollen!"

Senk und Sabine wagten es noch nicht, einen Blick auf einander zu werfen. Nur ihre Hände lagen zusammen; ihre Augen waren auf Lindnern geheftet. Endlich hatten sie den theuersten Wunsch ihres Lebens erreicht: sie waren Verlobte; allein die Art und Weise dieser Verbindung machte sie Beide noch scheuer und mißtrauischer gegen einander, als sie schon vorher gewesen waren.

„Nun, lieben Kinder,“ sagte Lindner lachend; „seht ihr mich doch Beide an, als wäre ich die Braut, oder der Bräutigam! Ist es denn wirklich Gottes Wille und Euer Ernst, so“ — (er zog Beide zu einander) — . . . so — so steht doch nicht so hölzern da!“ — Senks Lippen berührten Sabinens Mund, und es goß sich ein mildes Feuer durch ihre Adern. Ich habe sie betrogen! dachte Senk jetzt schmerzlich. — Kann ich etwas Besseres verlangen? dachte Sabine seufzend.

„Gott stehe mir bei!“ schrie Lindner auf einmal; „da ist der Teufel!“ und mit einem Sprunge war er ohne Hut und Stock zum Zimmer und zum Hause hinaus. Die beiden Liebenden standen noch in der Stellung des Kusses vor einander, so steif wie ein Paar Bildsäulen. Sabine wendete sich leise ab, und auch Senk that das. Nach einigen Minuten waren Beide in entgegen gesetzten Ecken des Zimmers. Ich glaube, Mamsell Sabine, sagte Senk mit Furchtsamkeit: es giebt kein anderes Mittel für Ihre Ehre, als dieses. — Und für meines Bruders Zufriedenheit, setzte Sabine mit niedergeschlagenen Augen hinzu. Gäbe es ein anderes, hob Senk wieder an: glauben Sie, Mamsell, daß Ihr Glück mir theuer ist. — Und mir das Ihrige, erwiederte Sabine.

Ihre Herzen pochten von dem Entzücken der Liebe; aber — wie sollte es hervorbrechen? Wohl

hundertmal wollte sich Senk Sabinen zu Füßen werfen; doch er fürchtete ihren Spott. Eben so oft wollte Sabine ihr Auge voll Thränen auf ihn richten, ihr Herz voll Liebe ihm öffnen; aber ach! konnte sie das bei dem Manne, der ihr nur aus Großmuth ihre Hand gab? Sie durften einander nicht einmal sagen, wie innig sie liebten. Ich hoffe, hob Senk wieder an, Sie sollen zufrieden mit mir leben! — Wie schlecht müßte ich seyn, wenn ich Ihre Großmuth je vergessen könnte, Herr von Senk! — Beide traten einander zwei kleine Schritte näher; Beide seufzten. Senk hob Fuß und Arme, wie convulsivisch, und that doch nur einen ganz kleinen Schritt; Sabine ließ ihren Thränen freien Lauf, und machte zwei Schritte. Endlich standen sie wieder ein Paar Fuß weit von einander. Senk machte eine Bewegung, Sabinens Hand zu fassen; sie kam ihm mit ihrer Hand entgegen, und er faßte sie furchtsam zitternd. Jezt standen sie wieder seufzend, ohne zu sprechen, da. So verging ihnen eine halbe Stunde unter großer Angst. Und wird es jemals anders werden? dachten Beide.

Sabine schlug das Auge, worin die verborgene, stille, unglückliche Liebe dunkel glühete, an die Decke. Senk sah das blaue Auge mit den braunen Wimpern sich in die Höhe wenden; und sein Herz wollte brechen. Sabine! rief er mit feuriger Zärtlichkeit; doch in diesem Augenblick flog

flog die Thür auf, und Lindner stürzte mit einem glühenden Gesicht in das Zimmer. „Aus einander Ihr Beiden!" rief er; „mit Eurer Heirath ist es, Gott Lob und Dank, nichts!" Sabine erblaßte, und wendete sich weinend ab. Senk erstarrte, und schlug den Blick zu Boden. „Nun?" rief Lindner verwundert; „was steht ihr denn Beide so da? Ich sage Euch, es ist nicht nöthig, daß Ihr einander gegen Euren Willen heirathet; denn mit dem Gerüchte, Sabine, hat es ein Ende. Es ist alles heraus, daß du unschuldig bist, daß das Kind nicht uns gehört. Sie, lieber Senk, können wieder nach Herzenslust über die Weiber satirisiren; und du, Sabine, kannst ihn wieder auslachen. Aber sagt mir nur, was schneidet Ihr denn solche Gesichter? Herr von Senk!"

Ei, Herr Lindner! rief dieser zornig; ich bin nicht zum zweiten Mal Ihr Narr! Wollte ich doch, Sie wären mit Ihrer Nachricht . . .! —

„Was, in aller Welt! Sabine, sag doch, was giebt es denn? Es ist heraus, daß du nicht die Mutter des Kindes bist."

O, rief Sabine weinend: du freilich, du freuest dich, wenn . . . Aber . . . ich wollte . . . — Sie verhüllte das Gesicht in die Schürze.

„Nun," sagte Lindner mit großen Augen;

„so habe Gott ein Einsehen! Ich denke Wunder, wie . . .“

Wie ist es denn? fragte Senk mit stark gerunzelter Stirn, und ergriff Lindners Hand ziemlich unsanft.

Wie es ist? wie es ist? Vorhin, als Sie Sabinen den ersten Kuß geben, geht der Kerl, der mir das Kind zugesteckt hat, an dem Fenster vorüber. Ich erkenne ihn an seinem fürchterlichen Schnurbarte, an der Feder auf dem Hute, und laufe hinter ihm her. Da oben vor des Amtmanns Hause hol' ich ihn ein. Der Zorn überlief mich; ich schlug ihn mit der Faust so an den Kopf, daß er taumelte. Der Kerl schrie, und schrie noch ärger. Ich riß ihm einen Stock weg, und schlug auf ihn los. Er wollte davon laufen; aber die Leute hielten ihn fest: sie glaubten, er hätte bei uns gestohlen. Ganz Lobenstein versammelte sich, Jung und Alt. Ich schämte mich nicht wenig, als ich wieder zur Besinnung kam. Indeß — wir schleppten den Kerl in des Amtmanns Haus. Der Amtmann war auf den Lärmen herbei gekommen, und nun ging es an ein Examiniren. Erst läugnete der Kerl; ich hob aber den Stock wieder, und da gestand er: ein fremder Herr hätte ihm einen Louisd'or geboten, wenn er mir das Kind ins Fenster reichen wollte. Das wurde zu Protocoll genommen, und der Kerl

auf

auf der Stelle eingesperrt. Der Amtmann sprach von ein Paar Jahren Zuchthaus. Sobald alles fertig war, sagte er: jetzt, Herr Lindner, ist der Junge Gemeindegut. Nein, erwiederte ich; jetzt da meine arme Schwester aus dem Gerede ist, jetzt behalte ich ihn, und ziehe ihn groß. Der Kerl weiß gewiß, wer die Eltern sind. Das muß er noch gestehen."

Die Gemeinde wird es doch nicht glauben, sagte Senk sehr verdrießlich.

„Ei, was wollte sie nicht!" erwiederte Lindner: „es war ja alles beim Verhöre zugegen; und die Prügel, die ich dem Kerl in der Hitze gab, beweisen vorzüglich. Der Kerl muß ja schwören. Auch hat er Zeugen angegeben, die in Rosenhagen sind; die werden natürlicher Weise abgehört. Nein, Sabine ist vollkommen gerechtfertigt, und, was mich recht in der Seele freuet, sie kann nun bei mir bleiben. Was hätte ich ohne meine liebe Sabine anfangen wollen!

Da war die Hoffnung des armen Senks auf einmal wieder vereitelt. So? sagte er, und fuhr sich mit der Hand über das finstre Gesicht. Nun denn, so ist es gut, so brauchen Sie mich hier nicht länger. Ich will gehen. Leben Sie wohl auf ewig.

„Was ist Ihnen, Senk?“ fragte Lindner. „Auf ewig? warum denn?“

Sie könnten meinen Bruder verlassen, Herr von Senk? fragte Sabine ängstlich, und trat ihm näher.

Ich muß mehr verlassen, als den! antwortete Senk. Sie, Sie muß ich verlassen, fuhr er in wilder Heftigkeit fort. So hören Sie denn! Ich war so froh; ich liebte Sie! O, Sie würden mich endlich wieder geliebt haben; denn ich hätte Sie angebetet. Ich bin sehr unglücklich, Sabine! und ich war so nahe daran, glücklich zu werden, die Seligkeit in Ihren Armen zu finden! Aber das ist vorbei, ganz vorbei. Sie werden den Weiberfeind verlachen; — und (er stampfte mit dem Stock auf den Boden) — thun Sie es nur, damit, damit . . . —

Der arme Mann sah in der Hitze nicht, wie Sabinens Brust flog, wie das reinste Entzücken ihren Augen funkelte, wie sie bebte. Endlich, als er fort wollte, flog Sabine ihm entgegen, faßte ihn in ihre Arme, drückte ihn an ihr Herz, und sagte leise: Lieber Senk! Sie lieben mich? O Gott! haben Sie denn nicht schon längst bemerkt, daß auch ich Sie liebe? — Als Senk die Thränen in ihren Augen sah, und die umschlingende Hand auf seinem Rücken fühlte, warf er Stock

und Hut zu Boden, umfaßte Sabinen, und rief: o geliebte Sabine! — Sie antwortete: o, geliebter Senk! — Lindner, der das mit Erstaunen ansah, fragte: „spielt Ihr Komödie?“ Er begriff weder vorhin Senks Zorn, noch jetzt dessen Entzücken, und wartete mit grosser Ungeduld ab, bis die Umarmung vorüber seyn würde. Nun faßte er Senken, und zog ihn zu sich. „Sagen Sie mir, was ist denn mit Ihnen und meiner Schwester?“

Sabine, mein theuerster Lindner, Sabine, die edle Seele liebt mich, und wird meine Frau.

„Mein Gott, welche Geduld muß man haben! Es ist ja nicht mehr nöthig, sag' ich Ihnen.“

Ja, es ist nöthig, meines Glückes wegen, damit ich nicht verzweifle. Verstehen Sie nun?

„Nein; jetzt noch weniger. Da ist gewiß wieder eine so verwünschte Geschichte vorgefallen. Ich verstehe nichts, gar nichts.“ Senk fiel jetzt aufs neue in Sabinens Arme. „Aber wollt Ihr reden oder nicht?“ rief Lindner. „Da stehen sie wieder. Durch eine Conjectur ist wohl der Sinn einer Periode zu ergänzen; doch eine ganze Begebenheit? Denn hier ist etwas vorgefallen, das seh' ich. Nun, ich warte noch! . . . Aber den berühmten Puteanus, dem Voß eine göttliche Gabe

zu conjecturiren zuschreibt, will ich hieher stellen, und er soll wahrhaftig nicht errathen, warum die Beiden, die einander so feind waren, sich jetzt so herzlich in die Arme schliessen. Die Stelle ad solium alaruntin war schwer, das ist wahr: ich habe mich eine ganze Nacht dabei geärgert, und wollte tausend Thaler darum geben, wenn ich die Conjectur gemacht hätte; aber das da ist noch schwerer. Gott Lob! endlich einmal sind sie fertig! Nun so sprich doch, Sabine."

Schon seit zwei Jahren, Bruder, liebte ich den Herrn von Senk. — Seit vier Jahren liebe ich Sabinen. — Ich schwieg, weil ich glaubte, er haßte mich. — Dasselbe glaubte ich von ihr; und darum schwieg ich. Doch jetzt ist sie mein! — Und er mein, lieber Bruder!

„Aha! Also — Ihr liebtet Euch heimlich, ohne daß ich es wußte? Aber so ist wohl, Gott verzeihe mir! der Junge . . . Doch nein. Ihr wußtet ja selbst nicht, daß Ihr einander liebtet." — Es dauerte lange, ehe man Lindnern die Sache deutlich machen konnte. Als er sie endlich begriffen hatte, runzelte er die Stirn, und schüttelte den Kopf; denn er wußte, was er an Sabinen verlieren würde. „Wenn es gut geht," sagte er; „so will ich gern dabei leiden. Aber so ein alter Weiberfeind! Herr von Senk, Sabine vergißt die Woche wenigstens dreimal Ihre Uhren

aufzuziehen; wie wird das werden!" — Ich brauche gar keine Uhr mehr, lieber Lindner, erwiederte Senk, und drückte Sabinen die Hand. Meine Uhren mögen alle verrosten. Sabine wird jede meiner Stunden beglücken.

„Dazu gebe Gott seinen Segen! Ich glaube aber nicht so recht daran; ein Weiberfeind, wie Sie . . . ." —

Verstehen Sie denn nicht endlich einmal, daß mein Weiberhaß schon seit vier Jahren . . . ? —

„Ja so! es ist wahr. Aber noch immer will es mir nicht recht zu Sinne. Ich habe mich an die alte Ausgabe gewöhnt; die neue ist mir noch nicht geläufig. Also . . . Nun, ich wünsche Glück und Gottes Segen. Aber wenn ich es recht bedenke, so ist der Junge ja auch an diesem Handel Schuld: nicht wahr?" — Ja wohl! sagte Sabine, und nahm das Kind mit zärtlichen Blikken aus der Wiege.

„Der Junge ist ein wahrer Taschenspieler! Erst macht er dich zur Mutter, und hinterher zur Frau. Nach den drei Tagen zu urtheilen, kann der in der Wiege etwas vor sich bringen, wenn er so fortfährt. Ich bin fünf und vierzig Jahre alt; aber von denen ist mir der Kopf bei

weitem nicht so wüst und schwindelig, als von diesen drei Tagen!"

Senk und Sabine liessen Herrn Lindner reden, so viel er wollte; sie hatten das Kind, den kleinen Schöpfer ihres Glückes in den Armen, und drückten es wechselsweise an ihre vollen Herzen, welche die Liebe beseligt, gehoben, veredelt hatte. Als Senk den Abend nach Hause ging, sagte er in grosser Bewegung: ich bin ein elender Mensch gewesen. Was hab' ich so lange gethan? Die Zeit nach allen möglichen Uhren abgemessen! . . . Eine Zeit, die ich weit edler zubringen könnte, ließ ich so ungenüzt verfliessen! — So wie er in seinem Zimmer war, hielt er alle Uhren, bis auf Eine, an. Sein alter Bedienter, der in Leid und Freude bei ihm ausgehalten hatte, erschrack, als er das Geschwirre aller der Perpendikel nicht mehr hörte, und warf einen ängstlichen Blick auf seinen Herrn, der aber ganz ruhig und heiter da saß. Ich habe sie angehalten, Jakob, sagte Senk; und auch die oben im Saale brauchst du nicht mehr aufzuziehen. Sie mögen stehen bleiben. Denke nichts Unrechtes, Jakob! Ich habe sie mit Vorsatz angehalten.

Ich weiß nicht . . ., sagte der alte Bediente ängstlich —

Von nun an, lieber Jakob, will ich mehr

thun, als Uhren aufziehn und Sonnenzeiger machen. Du selbst hast mir oft abgerathen; und du hattest Recht. Ich war der ordentlichste Verschwender in der Welt, der alle seine Verschwendungen bei Heller und Pfennig zu Buche trug.

Verschwender? fragte der alte Bediente.

Ja, lieber Jakob; ich verschwendete die Zeit damit, daß ich sie Sekundenweise abschlagen, abrollen, abspielen, und von Kuckuken abrufen ließ. Wie oft habe ich dich mit meiner unnützen Ordnung gequält! Aber von nun an soll es anders werden.

Ja, das gebe Gott! Ordnung ist gut; und ich weiß Ihnen Dank dafür, daß Sie mich ordentlich gemacht haben. Zuweilen dachte ich aber doch: in vielen Fällen muß die Uhr von dem Menschen abhangen, und nicht der Mensch von der Uhr. Ich meine, wenn der Mensch zu sehr nach der Uhr lebt, so wird er zulezt so eine Art von Uhrwerk; und dazu hat uns der liebe Gott wohl nicht geschaffen. Ihr Gnaden waren sonst wohlthätiger, mitleidiger; aber seitdem die vielen Uhren im Hause sind, — wenn da zuweilen ein armer, unglücklicher Mensch mit Ihnen sprach, und die grosse Hausuhr schlug, so wurden Sie ängstlich, und das Mitleid war dahin. Sprech' ich mit einem Armen, so denk' ich immer, ich

habe sonst nichts in der Welt zu thun, als mit ihm zu sprechen.

Es ist den Augenblick Elf, Jakob; und noch habe ich kein Waschwasser! Wo denkst du hin? Doch, sprich nur fort. Es ist noch immer Zeit, oder vielmehr, ich will mich waschen, ohne daß es schlägt. — Ich heirathe, Jakob. Du freuest dich doch?

Ja, das thue ich, obgleich eine Frau, auch die beste, eine Frau ist. Aber genug, ich freue mich, Ihr Gnaden. Den Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben. Mein seliger Vater sagte immer: es ist das Zeichen eines guten Hausvaters, wenn alle seine Kinder verheirathet sind; und ein Mensch, der unverheirathet bleibt, ist entweder (nur wenige Fälle ausgenommen) liederlich, oder er will es noch werden. — Der Alte vergoß Thränen; und Senk wurde dadurch gerührt. Es schlägt ein Viertel, sagte er: zünde das Nachtlicht an; oder — laß es nur, bis nachher. Wir sind in einem so guten Gespräch, und da muß keine Uhr in der Welt seyn, lieber Jakob: nicht wahr?

Ja; oder man müßte einem Menschen helfen können: das geht noch darüber.

Senk legte sich endlich nieder; er that aber

diese Nacht kein Auge zu, weil Sabinens Bild, und die Stille seiner Uhren ihn wach erhielten.

Lindner, der Sabinen freilich sehr ungern verlor, wurde dennoch über ihr Glück (erst unter vier Augen gestand sie ihm, wie unbeschreiblich verlassen, und wie unglücklich sie sich gefühlt habe) so heiter, daß er seinen Verlust gänzlich vergaß. Er machte, ehe er zu Bette ging, mit allen Menschen Frieden. auch mit dem Küster, der das Ungewitter heraufgeführt hatte.

Am folgenden Morgen ließ er diesen rufen, und legte Geld ins Fenster. Der Küster trat sehr scheu herein, da er jetzt überzeugt war, daß er dem Hause eine Beleidigung zugefügt hatte. Lindner aber gab ihm ein Goldstück mit den Worten: „für den Herrn Prediger; und einen Speciesthaler für Sie!" Der Küster, der diese Großmuth nicht begriff, sagte verlegen: in der Hitze kann man leicht ein Wort zu viel herausstossen.

„Das kann man," erwiederte Lindner; „und es mag wohl ein uneheliches Kind seyn. Ich hatte damals Unrecht."

Und ein uneheliches bezahlt wirklich viermal so viel, als ein ächtes, lieber Herr Lindner.

„Das sollte es nicht," antwortete Lindner lä-

chelnd. „Ich weiß, Ihr Herr Prediger und Sie haben es nicht eingeführt; sonst aber ist es in der ganzen Welt Gebrauch, daß man für unächte Sachen weniger bezahlt, als für ächte. Hier hält man es umgekehrt. Was sagen Sie dazu?"

Daß Sie Recht haben. Doch eben deswegen, weil das Kind unächt ist, müssen Sie den vollen Werth nachzahlen. Sie gäben ja uns die unächte Waare; nicht wir Ihnen. „Wahrhaftig, Sie haben Recht," sagte Lindner, und legte noch einen Speciesthaler zu. — Lindner bestellte die Taufe, und gab dem Küster den Nahmen des Kindes: Theodor.

Aber welchen Zunahmen soll es bekommen? fragte der Küster. Ueber diesen Punkt war Lindner noch nicht aufs Reine. Er hätte dem Kinde wohl seinen Nahmen Lindner gegeben; aber er fürchtete, daß die Verläumdung dann wieder neuen Stoff bekommen möchte. „Und mit dem Jungen," sagte er vor sich, „kann man nicht behutsam genug seyn." . . . „Wir wollen damit noch warten," antwortete er dem Küster: „ich bringe, glaube ich, seine Eltern noch heraus; und dann heißt er wie sein Vater." Der Küster war gefällig genug, nichts weiter darauf zu erwiedern.

Am Nachmittage wurde nun der Knabe auf den Nahmen Theodor getauft. Lindner, seine

Schwester und Senk waren die Pathen. „Mich soll nur wundern," sagte Lindner alle Viertelstunden einmal, „ob es mit seiner Taufe so ruhig abgehen wird!" Es blieb alles ruhig; nur gegen Abend kam ein Billet von der Baronin von Raubahn, worinn sie sich erbot, für die Erziehung des Kindes zu sorgen, da sie erfahren hätte, daß Lindner es nicht behalten wolle. „Ich höre," schrieb sie, „es soll ein wunderschönes Kind seyn, und das Billet seiner unglücklichen Eltern hat mich sehr gerührt. Wenigstens wünsche ich aus Menschlichkeit einigen Antheil an dem Kinde zu haben; ich ersuche Sie daher, wenn Sie das Kind selbst behalten wollen, mich seine Pathe seyn zu lassen, und mir auf diese Art einen freundschaftlichen Antheil an dem Fortkommen des verlassenen Geschöpfes in der Welt zu gönnen."

„Das ist nichts, meine gnädige Frau Baronin von Raubahn!" sagte Lindner. „Das Kind ist mein; es hat schon Pathen, und für sein Fortkommen will ich wohl sorgen." Er schrieb ihr einige Zeilen Antwort, und sagte dazwischen: „Ich danke Gott, Ihr Gnaden, daß wir mit dem Jungen so weit sind! Mit dem muß man umgehen, wie mit einem rohen Ei! Ein wahrer Herkules! ein wahrer Hermes! Und noch mehr! denn die tödteten in den Windeln nur Schlangen, und stahlen; dieser aber stiftet gar Heirathen. Nein, Ihro Gnaden; dem Jungen muß man einen Dau-

men, oder eine ganze Hand aufs Auge halten. Ich habe mir nicht einmal getrauet, ihm einen Zunahmen zu geben. Und gab es nicht schon Streit über seinen Taufnahmen? Das ist nichts, Ihr Gnaden." — Der Zunahme des Knaben blieb wirklich ausgesezt, und seine Eltern erfuhr man nicht; denn der Mensch, der ihn gebracht hatte, fand bald Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entkommen.

Jetzt wendeten sich die Gedanken des kleinen Zirkels auf Sabinens Heirath. Man sprach hin und her darüber, was mit Herrn Lindner werden sollte, wenn Sabine nicht mehr bei ihm wäre. Lindner meinte, Herr von Senk könnte ja zu ihm ziehen; das aber schlug Senk geradezu ab. „Warum denn nicht?" fragte Lindner; „da habe ich das schöne grosse Haus." Senk dachte mit Schauder an die Unordnung in dem schönen grossen Hause. Er verschwieg das zwar, um Lindnern und Sabinen nicht zu kränken; aber da man zu sehr in ihn drang, so gestand er, freilich in sehr mildernden Ausdrücken, die Ursache seines Widerwillens. Lindner war sich gar keiner Unordnung bewußt, und hatte keinen Begriff von der Ordnung seines Freundes. Er war zuweilen bei Senk gewesen, doch ohne auf dessen Pünktlichkeit zu achten; und da er überall auf Tischen und Stühlen Sonnen- und andere Uhren gesehen hatte, so war ihm Senks Zimmer weit unordentlicher vor-

gekommen, als sein eignes, worin doch auf dem Tische, dem Boden und den Stühlen nur Bücher lagen, von denen er mit grosser Zuversicht glaubte, daß sie dahin gehörten. Fragte ihn Sabine nach einem solchen Besuche: nun, wie ist es denn bei Senk? so antwortete er: „ei, wie wollte es seyn! Wie es bei einem Junggesellen seyn kann. Will ich meinen Hut auf einen Tisch legen, so ruft er: o weh! denn es steht alles voll. Der Bediente räumt nichts aus dem Wege." Lindner hielt daher Senks Einwendung für einen blossen Vorwand, und sagte ruhig: „nun der Sorge ist abzuhelfen. Wir theilen das Haus, lieber Senk; oder vielmehr, ich verlange nichts, als dieses Zimmer, und Sie treiben in den übrigen Ihre Wirthschaft, wie es Sie gut dünkt. Thun Sie, was Sie wollen. Haben Sie Lust, um vier Uhr zu essen: gut. Mir ist alles recht, das wissen Sie ja, und das weiß auch Sabine. Es soll seyn, als ob ich hier zur Miethe wohnte."

Senk trug dennoch Bedenken; Sabine hob es aber dadurch, daß sie sagte: man kann es ja ein halbes Jahr probieren. Ihre Ordnung, lieber Senk, wird uns gewiß nicht abhalten, glücklich zu seyn.

Senk fühlte sein Herz schlagen; er dachte an sein Gespräch mit Jakob. Nein, rief er; das wird, das soll sie nicht. Ja, ich will zu Ihnen

ziehen, und keinen andern Gedanken haben, als glücklich zu seyn. Und überdies, sezte er fröhlich hinzu, macht die Front Ihres Hauses gerade die Mittagslinie, ganz gerade. — Hier verrieth er sich sehr stark. Dies war eigentlich der Grund, warum er sich entschloß, zu Lindnern zu ziehen. Hätte die Front des Hauses eine andere Richtung gehabt, er würde sich schwerlich dazu bewegen lassen. Aber, dachte er, wenn ich meine Sonnenzeiger, meine Uhren bis auf Eine wegsetze (und das zu thun war er entschlossen), so bleibt mir doch das Haus als der richtigste Sonnenzeiger. Diese Idee bestimmte ihn mehr, als seine Freundschaft zu Lindnern, so lieb er diesen auch hatte. — Die Leser, welche über Senks Schwachheit lächeln, mögen bedenken, daß man der Freundschaft oft sein Vermögen, seine Zeit, seine Ruhe, sogar eine heiße Liebe aufopfern kann, doch oft nicht eine armselige Spielerei, eben weil sie eine Kleinigkeit ist, deren Aufopferung Niemand bemerken, Niemand bewundern würde. Ich will meine Helden nicht besser machen, als sie sind; sonst hätte ich Gelegenheit gehabt zu rührenden Beschreibungen von Senks und Sabinens stiller, großmüthiger Liebe. Aber nein; eine geheime Eitelkeit machte ihre Liebe so verschwiegen. Und Lindner? der war nicht besser, als jene Beiden: er hatte seinen geheimen Plan so gut wie sie. Aus Großmuth nahm er sich des ausgesetzten Kindes nicht an, so viel Mitleiden er auch mit demselben

fühlte, als seine Schwester es verstoßen wollte. Der Gedanke an den Theseus erregte zuerst sein Wohlwollen für das Kind; von dem Theseus sprang dann seine Phantasie auf den Plutarch, und von dem auf die Griechische Sprache. Bei seinem Freunde Senk, wie bei seiner Schwester, ging seine ganze Gelehrsamkeit, seine feinsten Bemerkungen, seine Vergleiche, seine Anspielungen verloren. Erzählte er einmal von den Sitten der Alten, so fand Sabine diese Sitten abscheulich; Senk schüttelte den Kopf, und brach ab, sobald er konnte. Lindner war zu gutherzig, um diesen Beiden seine antiquarischen Kenntnisse aufzudringen; er würde aber viel darum gegeben haben, wenn Jemand im Orte gewesen wäre, dem er sie hätte mittheilen können. Jetzt kam der Junge, der ihn an Theseus, an Plutarch erinnerte; und schnell war der Gedanke in seiner Seele: „den könntest du recht für die Alten erziehen!" Dieser Gedanke wurde immer lebhafter bei ihm; und darum verwendete er sich so sehr für das Kind, darum lag ihm so viel daran, daß Sabine bei ihm blieb, weil er dann alle seine Zeit auf den gelehrten Unterricht des Kindes wenden konnte.

Sabine wäre mit Senk an's Ende der Erde gezogen; allein wenn sie ihren Bruder verließ, so mußte ein Frauenzimmer in sein Haus, um die Wirthschaft zu führen. Wie leicht aber — das fühlte Sabine — konnte daraus eine Heirath

werden! und dann entging ihr das Vermögen ihres Bruders. So blieben sie denn zusammen. Sie glaubten ehrlich: weil sie einander liebten; eigentlich aber, weil Lindners Haus eine Mittagslinie beschrieb, weil der Fündling Griechisch lernen sollte, und weil Sabinen eine Erbschaft nicht gleichgültig war.

Als Senk einwilligte, stiegen alle Dreien die aufrichtigsten Thränen der Rührung in die Augen. Sie umarmten einander herzlich, und Lindner sagte, mit gutmüthiger Liebe in die Augen: „ich danke Euch, Kinder. An mir, das schwöre ich, soll die Schuld nicht liegen, wenn es jemals einen von uns gereuet!" Auch an mir nicht, versicherten Sabine und Senk, mit gleicher Herzlichkeit. Ich will, dachte Senk, nicht Einmal im Jahre nach dem Schatten des Hauses sehen.

Diese Uneigennützigkeit erhöhete ihre Empfindungen. Sie alle fühlten sich jezt stark genug, ihre geheimen Plane zu verachten. Warum sollen wir das Haus theilen? sagte Senk. Wir leben zusammen, wir essen zusammen. Ich werde glücklich seyn, wenn Sie es sind. Lindner hatte aber den Unterricht des Kleinen im Kopfe, und verlangte, sein Studierzimmer für sich zu behalten.

Die

Die vier Wochen bis zur Hochzeit waren für Senk und Sabinen Stunden der Wonne. Lindner dachte, wenn er sie so glücklich sah: „auch meine Zeit wird wohl kommen. Ich laure nur darauf, daß Theodor erst sprechen kann. Wenn ihre Flitterwochen vorüber sind, dann sollen die meinigen angehen.“ Sabine besuchte nun ihren Geliebten zum ersten Male, und fand bei ihm, was sie gar nicht erwartet hatte, die höchste Reinlichkeit, die größte Ordnung, die feinste Eleganz; und hat das je einem Mädchen mißfallen? Ueber die Menge von allerlei Uhren wurde sie stutzig. Senk sagte aber: wahrhaftig, ich ziehe nicht Eine mehr auf; und sie ständen schon alle zusammen, wenn mein alter Jakob nicht sein Vergnügen daran fände, sie im Gange zu erhalten. (Das that Jakob, weil er merkte, wie gern es sein Herr dennoch sah, daß sie gingen.) Und, liebste Sabine, sezte Senk mit zärtlichen Blicken hinzu: wenn Sie wollen, so werfe ich den Plunder weg, oder verschenke, was nicht von Werth ist. Sabine, als ich noch nicht wußte, daß Sie mich liebten, da zählte ich an allen den Uhren die Minuten meines finstern Lebens ab; und immer fragte ich: wird nie die Stunde schlagen, die glückliche Stunde, da Sabine mein ist? und schlägt diese Stunde nicht, so schlage bald die letzte meines Lebens! — Sabine umarmte den Geliebten, und die Uhren schienen ihr jetzt noch einmal so schön. Die Jsmenen-Uhr mußte ihr Senk sogar schenken. Die

soll mir, sagte sie mit Thränen in den Augen, ein ewiges, heiliges Andenken an Ihre stille, edelmüthige Liebe seyn, und an die meinige, die so glücklich ist. Und was für Ursache hätte ich denn, lieber Senk, Sie in Ihrem unschuldigen Vergnügen zu stören? Nein, Sie sollen alle behalten; ich will sie aufziehen, und ihr Geschwirre wird mir nie unangenehm seyn. — Senk lächelte, und schwor, nur Eine im Gange zu halten; aber die Ismenen-Uhr ließ Sabine sich nicht nehmen, und versicherte noch einmal, daß sie nie vergessen würde, sie aufzuziehen.

Der Hochzeittag kam, und nie vereinigte der Altar zwei treuere Herzen. Lindners alte Möbel machten nun Senks eleganten Plaz. Die vorsichtige Sabine fragte bei jedem Stücke, wo es stehen sollte; Senk rief aber: ich bitte dich, Liebe, stelle alles, wie du willst, wie du Lust hast. Er sah nicht einmal hin, sondern ließ sich während der Zeit von Lindner die Hochzeitgebräuche der Alten beschreiben. Jetzt kamen die Uhren. Sabine machte die Thür auf, und sagte; mit denen weiß ich nicht fertig zu werden. Ich bitte dich, lieber Mann, thu mir den Gefallen, und komm selbst. Senk küßte die rothen Lippen seiner Gattin, schloß lachend eine abgelegene Kammer auf, und sagte zu Jakob: hier hinein mit Allem, was Uhr heißt! Wo du Platz findest, Jakob. Es liegt

nichts daran, ob sie in Ordnung bleiben. Nur weg damit! und mach ein Ende!

Sabine warf sich froh in ihres Mannes Arme, und fragte: bist du denn wirklich so glücklich? Liebste Sabine! erwiederte er, und sah ihr entzückt in die schönen Augen, die sich nach und nach mit Thränen füllten. Ein Träger warf eine Uhr hin, und Jakob schrie: o weh! Senk aber sagte lächelnd: nun, was ist denn? Bring den Plunder weg! Die Uhren waren nach drei Tagen völlig vergessen. Jakob äusserte: ja, ja! mein seliger Vater! Hätte er dies Wunder gesehen; er würde noch etwas Besseres vom Heirathen gesagt haben. Gott gebe Gedeihen dazu! Was doch die Liebe kann! Er wunderte sich noch mehr, als er sah, daß Sabine jeden Tag das Lied: „Ich liebte nur Ismenen," mit immer neuem Vergnügen spielen hörte, und daß sein Herr kaum Lust hatte, die Walze dazu in Ordnung zu halten, was er auch nicht gethan haben würde, wenn Sabine ihn nicht so dringend darum gebeten hätte.

Jetzt beseligte ein neues Leben das Haus; ein immerwährendes großmüthiges Aufopfern der eigenen Wünsche machte jeden darinn besser, gütiger, dankbarer. Lindner hatte sich nie so glücklich gefühlt: er konnte die längsten Abhandlungen vortragen; Senk und Sabine sassen dabei, Hand in Hand, ihm gegenüber, und sahen ihn lächelnd

an, ohne daß Senk gähnte, und ohne daß Sabine, wie sonst, ihn mit den Worten unterbrach: hat denn auch der Vogel gestern sein Futter bekommen? Dagegen hörte Lindner denn auch ruhig zu, wenn Senk und Sabine ihm zum hundertsten Male die geheime Geschichte ihrer Herzen und ihrer Liebe erzählten.

Er glaubte, das Glück des neuen Ehepaares könnte nicht mehr wachsen; als aber Senk ihm eines Mittages ins Ohr raunte: Schwager, Herzens-Schwager, meine Sabine ist schwanger! und als Sabine, die an der entzückten Miene ihres Mannes sah, was er ihrem Bruder zuflisterte, — als sie erröthete, die vor Freude funkelnden Augen niederschlug, und als Senk, der das bemerkte, nun zu ihr ging, ihre Hand ergriff, und sie mit einer Thräne in den Augen ehrerbietig küßte; da platzte Lindner heraus: „Kinder, es ist, als wäre ich halb und halb mit Vater; so rührt mich das! Wahrhaftig, hätte ich den Jungen nicht schon, Ihr solltet mir Lust zum Heirathen machen. Habe ich doch mein Tage nicht gedacht, daß solche Dinge einem Menschen so eine reine, ich möchte sagen fromme, Freude geben können! Ich merke, wenn man das alles, wozu der liebe Gott den Menschen machen will, Bräutigam, Ehemann, Vater und Großvater — wenn man das alles nach und nach und so recht wird: so ist das keine Kleinigkeit. Hätte ich ein Duz-

zend Jahre zurück, ich finge noch an, und liesse Griechisch Griechisch seyn. Kinder, jetzt erst merke ich, warum im ganzen Homer die Stelle, wie Hektor von seiner Frau und seinem Sohne Abschied nimmt, die schönste ist. Laßt den Theodor erst ein Paar Jahre hinhaben, er soll sie mit Gottes Hülfe wohl verstehen lernen!"

Noch mehr bedauerte Lindner die verlornen Jahre, als er sah, mit welchem Entzücken Senk ihm seinen Sohn in das Zimmer brachte. Die stürmische Freude des Vaters machte auch Lindnern stürmisch. Sie nahmen Beide einer um den andern das Kind, und hüpften damit umher. Nun noch ein Mädchen dazu! sagte Senk. „Ja, noch ein Mädchen!" wiederholte Lindner. „Wir wollen sehr glücklich seyn! Und lernen sollen sie etwas Rechtes, dafür stehe ich Ihnen, Schwager."

So hatte die Natur Lindners Haus ganz umgekehrt, und wo sonst nur kalte Gespräche die Zeit hinbringen halfen, da tönte jetzt das Jauchzen der Liebe, der Segen glücklicher Eltern. Liebe und Freundschaft machten hier das Leben zu einer Quelle voll Genusses, voll zarter Freude. Doch — was ist auf der Erde unvergänglich!

Drei Jahre blieb das Glück der so einigen Familie ungestört. Theodor konnte zur grossen Freude des alten Lindner seinen Nahmen schon

ins Deutsche übersetzen, und Sabinens Sohn August (so hieß er nach seinem Oheim) war gesund, und sprach schon recht deutlich, als ein Komet das Unglück dieser Menschen — nicht prophezeiete, sondern erregte. Senk hatte sich zum Erstaunen seines Jakobs (denn Sabine fand dabei nichts Erstaunliches) gut gehalten. Nur noch Eine Uhr war in den drei Jahren auf die Hausflur gekommen, weil das Gesinde eine brauchte; und eine andere in das Schlafzimmer, weil Senk jeden Morgen eine Stunde früher aufstand, als er wollte. Hinge eine Uhr hier, sagte Senk; so wüßte ich, wann ich aufstehen müßte. Sabine fand das natürlich. Jakob schüttelte den Kopf, und meinte: die Liebe sey im Abnehmen, da die Uhren im Zunehmen wären. Allein es blieb fürs erste bei den zwei Uhren. Doch nach einiger Zeit erschien ein Komet am Himmel. Senk las in den Zeitungen dessen Gang, mit dem Zusatze: wenn die Uhren richtig gegangen wären. Hätten sie, sagte er, meine Uhren gehabt, so wäre dieser Zusatz nicht nöthig gewesen; denn die gingen bis auf Tertien richtig. — Der Stand des Kometen am Himmel war bemerkt, und Senk holte seine Himmelskugel, die zu den Uhren gestellt war, hervor, bloß um Sabinen, die sich vor dem Kometen ein wenig fürchtete, zu zeigen, wo er stehe. Hier Sabine! sagte er, nach einer Stunde Arbeit; denn so recht war der Globus seine Sache nie gewesen: sie hier, hier, wo ich

mit der Stricknadel hinzeige, gerade hier steht er am Himmel.

Sabine sah das mit Verwunderung an. Das ist erstaunlich! Da? auf der Holzkugel? — Nehmlich am Himmel, fiel Senk ein. — Die unwissende Sabine schüttelte den Kopf, und sagte: da, am Himmel? Ich möchte ihn wohl einmal am Himmel sehen!

Er ist zu sehen, Sabine, und wenn du willst, so zeig' ich ihn dir heute oder morgen. Sabine konnte kaum die Zeit erwarten, und Senk ließ sich keine Mühe verdriessen, ihr den Gefallen zu erzeigen. Er trat nun zwischen seine Uhren, um die astronomische zu suchen. Zugleich holte er einige Sonnenweiser hervor, um die wahre Zeit bestimmen zu können; auch putzte er ein Teleskop, und stellte es auf. Senk befand sich seit drei Jahren zum ersten Male wieder in der alten frohen Thätigkeit, und die unbesorgte, arglose Sabine half ihm so redlich, als ob ihre Ruhe davon abhinge. Alle die artigen Sachen, Mikroskope, Hohlspiegel, optische Kammern u. s. w., gefielen ihr. Sie fragte jeden Augenblick: was ist das? und Senk machte ihr auf der Stelle einige Versuche. Abends um neun Uhr war alles für den Kometen bereit. Senk fand nach grosser Mühe so ungefähr der Ort, wo er stehen mußte, und sagte endlich: das ist er, glaub' ich! sieh hin! — Sabine sah einen ge-

wöhnlichen Stern. — Oder ich glaube, der da ist es, sagte Senk. — Sabine sah wieder einen hellen Punkt. — Oder, hob Senk aufs neue an: ist es der nicht, so wird es dieser seyn. Sabine ließ sich das Zusehen nicht verdriessen, weil sie noch immer auf etwas Sonderbares hoffte. Endlich aber sagte sie: was ist denn nun daran? Senk hielt ihr eine kleine Vorlesung über Planeten, Kometen und Sonnen. Sie unterbrach ihn aber mit den Worten: Gott gebe uns übermorgen Sonnenschein zum Trocknen! und ging hinunter.

Senk war nun einmal in der Arbeit, und wollte Gewißheit über den Kometen haben. Bis zehn Uhr suchte er diesen, dann bis um elf den Jupiter und den Saturn. Er ließ Sabinen wohl noch dreimal heraufkommen, um ihr die vier Monde des Jupiter, und den Mars zu zeigen. Den Saturn fand er nicht, und nun holte er einen Kalender hervor, um zu sehen, ob dieser Planet auch sichtbar wäre. Sabine sagte: lieber Mann, es ist schon Zwölf. Du kannst ihn ja morgen suchen; er wird doch seinen Ring diese Nacht wohl nicht verlieren?

Senk aber fing noch an in einigen Büchern über die Astronomie zu lesen, so daß er erst gegen Morgen zu Bette kam. — Als die Leser ihn kennen lernten, waren die Uhren sein Steckenpferd; er hatte aber von Zeit zu Zeit ein andres. Er

war sehr thätig und sehr unthätig, je nachdem es fiel, und sehr wißbegierig, ohne allgemeine und deutliche Kenntnisse zu haben. Die Wissenschaften interessirten ihn gar nicht; er machte aber gern Experimente, wozu ihn die lange Weile und seine Anlage zur Mechanik trieben. So oft er daher von etwas Neuerfundenem hörte oder las, bekam er Lust, es nachzumachen oder zu haben; und so hatte sich in Lobenstein sein physikalischer und mechanischer Apparat allmählig vermehrt, bis er auf die Uhren fiel, die ihn eine Weile gänzlich an sich zogen.

An dem Kometen lag ihm eigentlich nichts; aber er hatte sich nun einmal in den Kopf gesezt, ihn zu finden. Den ganzen folgenden Tag war kein Wort aus ihm zu bringen: so emsig studierte er die Sternbilder und den Lauf der Planeten. Jezt kamen die Sonnenzeiger wieder zum Vorschein. Nebenher wurde die Front des Hauses gemessen, ob sie die Mittagslinie auch richtig angäbe, und an der Nordseite zeichnete Senk eine grosse Sonnenuhr über einige Krautfelder des Gartens weg.

Heute, sagte Senk, sollst du, will's Gott, den Kometen sehen und den Saturn dazu; denn um elf steht er gerade in der Mittagslinie. Sabine verwünschte den Kometen und den Saturn; sie mußte sich aber ergeben. Um Elf rief Senk, und richtig sah Sabine, was sie sehen sollte. Anstatt sie

nun hinunter zu begleiten, sagte Senk: liebe Sabine, ich muß doch beobachten, welchen Weg er nimmt. Meine Uhr fehlt keine Tertie; und morgen Mittag will ich das Teleskop richten. Steht der Komet dann in der folgenden Nacht nicht gerade davor, so will ich nicht ehrlich seyn. — Sabine schlief schon, als er sich endlich lange nach Mitternacht zu Bette legte.

Am folgenden Morgen ging es wieder eben so mit Messen, Lesen und Arbeiten. Lieber Gott, sagte Sabine zu ihrem Bruder; wenn so ein Komet nur ein andres Ding wäre, als jeder andre Stern am Himmel! Aber die arme Sabine fiel nun ihrem gelehrten Bruder in die Hände; er erklärte ihr die Bedeutung der Wörter Komet und Planet. Senk kam darüber zu, und hörte diesmal eine grammatische Abhandlung seines Schwagers mit grossem Interesse. Wie war das? fragte er eifrig; und Lindnern funkelten die Augen, weil es ihm selten so gut wurde. Er fing an zu zeigen, daß die Alten den Sternen ihre Nahrung gegeben hätten. Mitten in seiner Abhandlung, als er so eben die Kometen in Schwanz- und Bartkometen abtheilte, fiel Sabine ein: ach, lieber Mann, willst du dich denn nicht barbieren lassen? Der Barbier ist schon zweimal dagewesen. „Ei," sagte Lindner unwillig, „wärst du doch mit dem Barbiere sonst wo! Ich sage, die Kometen haben einen Bart . . ." — So lang wie meines Man-

nes Bart, sagte Sabine treuherzig, kann er doch wohl nicht seyn; der schon seit drei Tagen nicht abgenommen. Lindner mußte schweigen; denn Sabine schickte sogleich zu dem Barbier.

Auf diese Art fing Sabinens Glück an zu sinken. Wären die Uhren daran Schuld gewesen, so würde sich die dunkle Wolke wieder verzogen haben; jetzt aber mußte die arme Frau mehrere Abende in der Woche bis um Mitternacht auf ihren Mann warten, und endlich doch ohne ihn sich niederlegen: denn er verfolgte den Kometen unablässig, um seine Bahn zu bestimmen, und seine Wiederkunft auszurechnen. Er war um so eifriger, je weniger ihm das bei seinem Mangel an gründlichen Kenntnissen in der Astronomie gelingen konnte. Endlich nahm er sogar zu Lindnern seine Zuflucht; dieser aber kannte, so gelehrt er auch über alle Sternbilder zu reden wußte, nicht ein einziges, und wunderte sich sehr, als Senk ihm den Polarstern zeigte, der nie untergeht. „Oder sich nicht in die Wellen taucht!" sagte Lindner. „Also ist das wahr? Da seh' einer die Alten!" Lindner mußte sich jetzt der Praxis seines Schwagers hingeben, wenn er länger die Freude haben wollte, seine Nahmenkenntniß an den Mann zu bringen; und Beide vereinigten sich nun gegen Sabinen. Man kam von Einem aufs andre. Lindner sagte einige Worte von dem Gnomon des Anaximenes, womit man bei den

Alten die Polhöhe gemessen habe. Senk ließ sich das Instrument beschreiben, und erklärte es nun für gänzlich unbrauchbar. Lindner las den Plinius wieder, und sagte am Ende mit Verdruß: „ich verstehe ihn Wort für Wort; aber wie der verdammte Gnomon ausgesehn hat, ob wie eine Schüssel, oder wie ein Bratenwender, das mag der Himmel wissen!” — Nun denn, sagte Senk, so verstehen Sie ja auch die Stelle nicht! — Das nahm Lindner übel, und jetzt fing Senk an zu examiniren, was denn eigentlich da stände. Nach Lindners wörtlicher Uebersetzung machte er dann einen Gnomon, und fand, daß man das Ding im Nothfalle doch gebrauchen könne. Als Lindner den Gnomon fertig sah, sprang er vor Freude auf, und sagte herzlich: „Jammer und Schade, daß Sie die gelehrten Sprachen nicht verstehen! Jetzt weiß ich, was Plinius und Eratosthenes haben wollen. Aber — wie man die Topfkuchenform brauchen kann, sehe ich doch nicht.” Senk zeigte es ihm, und Lindner sagte erröthend: „am Ende verstehen Sie den Plinius besser als ich, und wissen doch kein Wort Latein!”

Sabine hätte freilich den beiden Männern ihre unschuldigen Freuden wohl gönnen sollen: — aber sie war bisher gewohnt, daß Senk noch immer den Liebhaber machte; und nun saß er halbe Tage bei seinen Instrumenten. Wenn er endlich kam, und sie ihm um den Hals fiel, so war

er noch zerstreuet! und erwiederte ihre Zärtlichkeit nicht. Anfangs weinte sie, und einmal sagte sie in einer solchen traurigen Stunde: wenn ich das hätte denken können! Nein, du liebst mich nicht mehr; du bist meiner müde! — Sabine! liebe Sabine! — Ja, das ist es. Du bist meiner müde, darum holst du alle Tage Ein Stück nach dem andern aus der alten Polterkammer. — Liebstes Binchen, was thue ich dir denn? — Was du mir thust? Was sagtest du den Tag nach unsrer Hochzeit? Du wolltest den Plunder ins Feuer werfen! Jetzt bin ich dein Plunder, und die Sachen da sind deine Frau. — Sabine, wenn ich nun auch so sagen wollte! — Was könntest du denn sagen? was? Laß doch hören! — Du sagtest, fing Senk ganz trocken an, du wolltest die Ismenen-Uhr alle Tage aufziehen; sie sollte dir ewig heilig seyn. In den ersten Tagen unsrer Ehe standen dir die Thränen in den Augen, wenn sie anfing. Und jetzt? — Habe ich nicht auf dein Bitten die Walze herausnehmen müssen? Wenn ich dir nun Schuld geben wollte, du haßtest mich, weil du des Dinges überdrüßig geworden bist!

Sabine war beschämt; denn was ihr Mann sagte, hatte seine völlige Richtigkeit. Das ist ein anders, fing sie empfindlich an. — Nein, Binchen, es ist dasselbe. — Das erbitterte Sabinen; sie antwortete nicht wieder, und maulte nun mit

ihrem Manne. Acht Tage lang that sie das aus Verdruß, und dann noch acht Tage aus Reue darüber, daß sie es gethan hatte. Senk verlor endlich die Geduld; er steckte sich absichtlich mitten in seinen Apparat, und Sabinens Maulen ging aufs neue an. Zuweilen kamen dann wieder gute Stunden, in denen Senk den Plunder recht gern ins Feuer geworfen haben würde, wenn Sabine ihm nicht gesagt hätte: Laß doch, lieber Mann! Es ist ja den einziges Vergnügen! Bald aber hatte sie neue Ursache mißvergnügt zu seyn, z. B. wenn er wenig zu der grossen Wäsche sagte, die sie gehabt hatte, oder wenn sie beim Einschlachten mit dem erhizten Gesicht ins Zimmer kam, ihm die Hände freundlich reichte, und er dann, anstatt sie für ihren Fleiß zu loben, nur fragte: Ihr habt mir doch wohl an der Elektrisirmaschine keinen Schaden gethan? In einem solchen Falle schalt sie, daß ihr Mann so wenig Theil an ihrer Freude nehme, ob sie gleich an der seinigen nicht mehr nahm.

So erlosch allmählig die Gluth der Liebe. Das häusliche Glück beider Eheleute wurde jetzt nur der Güte ihres Herzens überlassen; und einem bessern Genius konnte das Schicksal es nicht anvertrauen.

Mit jedem Monate holte Senk eine Uhr mehr von der Kammer, und Sabine schüttelte jedes Mal unmuthig den Kopf, wenn sie ihn wieder

eine bringen sah. Indeß da die Uhren nach und nach kamen, so gewöhnte sie sich an das Getöse der vielen Perpendikel. Sie hielt zuweilen wahre Stachelreden (wahre Philippicas, wie Lindner sie nannte) gegen die Uhren, gegen Physik und Mechanik; aber nach einer Stunde konnte sie gutmüthig auffahren: Herr Gott, lieber Mann! die Wochenuhr muß ja heute aufgezogen werden! Ja, wenn ich nicht an alles dächte!

So hatten Senks Instrumente den Freudenhimmel Sabinens ein Jahr lang verdunkelt; aber die Güte seines und ihres Herzens klärten ihn wieder auf. Die erste Liebe war dahin; doch Freundschaft, Vertrauen und gegenseitige Duldung traten an ihre Stelle. Sabine trieb ihre Haushaltung, und Senk seine mechanische Kunst. Lindner, der nicht ein Wort davon wußte, welches Unglück die Uhren in seinem Hause beinahe angerichtet hätten, las seine Klassiker fort, und fing an die beiden Kinder mit grosser Lust zu unterrichten.

Nur einmal erregten die Uhren noch ein kleines Mißvergnügen. Man sammelte im Orte zu einer neuen Thurmuhr. Sabine sagte: nicht einen Heller gebe ich dazu. Wir haben mehr Uhren, als nöthig sind, im Hause. — „Es ist zum allgemeinen Besten," sagte Lindner sanft, und zog seine Börse hervor. Und zu einer Uhr, sagte Senk,

kann man wohl etwas mehr geben, als zu etwas Anderm. Er öffnete den Schrank, und zog die Schublade hervor, worin das Gold lag. So wollt' ich wenigstens, fuhr Sabine auf, daß alle unsre Uhren stehen blieben, damit wir denn doch für unser Geld etwas hätten! Sie nannten ihren Mann einen Verschwender, und drei Tage lang that sie alles nicht nach seinen Uhren, sondern nach der neuen auf dem Thurme, obgleich ihr Mann recht ärgerlich sagte: ich bitte dich, Frau, sieh nur aus dem Fenster, ob nicht der Schatten des Hauses mit der Front eine gerade Linie macht. Es ist Zwölf, auf dem Punkt Zwölf; also laß die Suppe bringen!

Zum Glück fielen diese Aequinoctial-Stürme ihrer Ehe in die frühe Kindheit der beiden Knaben. Die darauf folgenden ruhigen Tage der Freundschaft, des immer wachsenden Wohlwollens, der immer großmüthigern und schönern Einigkeit, bei der sie ihre Schwächen gegenseitig ertrugen, entschuldigten, und nun wieder anfingen, sich deshalb zu lieben: diese schönen Tage wurden Beispeile der Tugend für die Kinder. Das eine Jahr voll Verdruß war nur ein Gewitter gewesen, das die glühende Hitze des Tages in eine erfrischende, zur Thätigkeit rufende Kühle verwandelt hatte.

Von der Erziehung der beiden Knaben würde ein Pädagoge eben nicht viel Gutes gesagt haben.

ner hatte freilich Plutarchs Abhandlung von der Erziehung der Kinder gelesen, und redete auch oft genug davon; allein wir kennen den guten Mann schon hinlänglich, um darauf nicht viel zu achten. Man sprach zwar, wie in jedem Hause, wo Kinder sind oder erwartet werden, viel von der Kinderzucht; das war aber auch alles. Kein Plan, keine Regel, keine Uebereinstimmung, wonach man verfahren wäre. Ordnung! sagte Senk. „Recht!" erwiederte Lindner; „und Latein und Griechisch!" Sabine sagte gar nichts! doch eigentlich war sie die Erzieherin: denn sie hatte sich die ausübende Gewalt fast gänzlich angemaßt, und im Grunde fürchteten die beiden Knaben sie am meisten, weil sie bei groben Vergehungen nach einer summarischen Untersuchung sogleich zu der Exekution schritt. Lindner war heftig; aber da er jedes Mal den Stock unter den Büchern suchen mußte, so kühlte sein Zorn sich während des Suchens ab. Die Knaben sahen ihn unterdessen so wehmüthig an, daß er sie immer mit der Drohung entließ: sie sollten das nächste Mal für dieses mitgezüchtigt werden. Senk wollte immer eine förmliche Untersuchung anstellen, und setzte eine bestimmte Stunde dazu fest. Die Inculpaten aber gewannen ihm, ehe der Termin kam, durch das Verlangen, seine herrlichen Sachen zu sehen, die schwache Seite ab, so daß er sehr zufrieden war, wenn sie nur nicht an den Termin dachten, und sie gewiß nicht daran erinnerte. Sabine aber

strafte, und wurde erst dann, wenn die Knaben Thränen vergossen, noch weichherziger als die Männer. Sie nahm die Kinder auf den Schooß, liebkoste sie, und weinte mit ihnen, schlug aber bei der nächsten Gelegenheit wieder. Und dennoch wurden die Knaben bei dieser planlosen Behandlung nicht böse. Das Beispiel ihrer Verwandten, die so menschlich, so gütig handelten, wenn auch nicht immer so redeten, die so einig lebten, sich trotz ihren; auch den Kindern nicht verhehlten Schwächen so innig liebten; die Güte, die Herzlichkeit, womit sie von den drei Alten umfaßt wurden: dies hielt der verkehrten Behandlung die Wage, und machte eben diese verkehrte Behandlung sehr oft zu der richtigen. Der Pädagog bestraft das Kind mit Kälte, wie die Obrigkeit den Verbrecher; aber — es sind ja Eltern und Kinder! Und wenn der Pädagog dabei sagt: es thut mir leid, daß ich dich bestrafen muß! wird ein Kind das nicht für Heuchelei halten, oder gar für Spott mit seinem Schmerze? Warum soll der Vater nicht zürnen? ist er nicht ein Mensch? Er hat mich zu lieb, um mir Schmerzen zu machen, wird das Kind denken; aber er war einmal böse geworden, und da vergaß er, wie lieb er mich hat. — Die Kunst des fremden Erziehers wird nie das natürliche Band der Liebe zwischen Eltern und Kindern ersetzen. Die Kunst wird brauchbare Menschen ziehen, doch nur die Liebe gute. Eine gute Mutter hat den Emile in ihrem Herzen; und nur

dann zieht sie Teufel aus ihren Kindern, wenn sie selber boshaft ist.

Die Geistesbildung der Knaben war wieder so übel nicht, obgleich eben so zufällig. Lindner lehrte sie lesen, gab ihnen Vocabeln auf, und ließ sie, weil er bald die Freude haben wollte, daß sie die alten Sprachen verständen, und weil es ihm mit der Grammatik zu langsam ging, sogleich übersetzen. Diesen ungewöhnlichen Weg schlug er zwar aus Ueberdruß, aus Eitelkeit und nur mit Herzklopfen ein; doch hier war Niemand, der es besser verstand. Senk unterrichtete nicht; die Knaben machten sich aber immer mit ihm zu schaffen, weil seine tausend Instrumente ihnen gefielen. Sie legten mit Hand an, und so wurde, ohne daß Jemand daran dachte, ihre mechanische Fertigkeit geübt. Bald zeichneten sie auch, machten Risse, schnitzelten Räder, drechselten Walzen, oder verfertigten Uhren; und wehe ihnen, wenn sie ihre Arbeit nicht in der pünktlichsten Ordnung machten! Senk verzieh den Knaben alles, nur nicht einen beschmutzten Riß, und noch weniger einen unvollendeten, wenn auch nur die Einfassung noch fehlte. Er blieb halbe Tage lang bei den Knaben sitzen, und ließ die Sache vollenden, oder sie wieder aufs neue anfangen, wenn sie verunglückte. Weder die Thränen der ungeduldigen Kinder, noch ihr Trotz konnte ihn bewegen; die einmal angefangene Sache mußte fertig wer-

den: eher ruhete Senk nicht. Er gab ihnen durch seine unausgesezte Aufmerksamkeit auf alle Arbeiten, die in sein Fach einschlugen, (und das waren die meisten ihrer Arbeiten, so wie ihrer Spiele) Fleiß und Beharrlichkeit, dies große Triebrad bei der Erziehung. Das that er gar nicht, um ihnen nützlich zu seyn, sondern nur, weil es sein Stekkenpferd war. Sie hüteten sich auch vor ihm, so viel als möglich; that aber einer die gewöhnliche Kinderfrage: wozu soll die Walze? wozu dient dies Rad? so hatte er sein Spiel verloren. Senk nahm dann die Uhr aus einander, und erklärte so lange, bis der Fragende es begriff. Nahm einer von den Knaben das Drehmesser, schrob ein Holz auf, und Senk kam dazu; so durfte der Knabe auf die Frage: was willst du machen? ja nicht etwa antworten: o nichts; wenn Senk nicht in heftigen Zorn gerathen sollte. Er mußte sagen: ich wollte einen Kegel, einen Cylinder drehen. So dreh, sagte Senk dann; aber ordentlich! Der Kegel mußte ohne Fehler seyn, eher kam der Knabe nicht los. — Auf diese Art lernten die beiden Kinder eine Menge Dinge kennen und sehr gut machen. Sie zitterten vor Senk; aber dennoch fragten sie immer wieder: und dann war keine Rettung möglich.

Wenn Lindners Stunden — denn auch der mußte stundenweise unterrichten, wenn Senk nicht sehr mißvergnügt seyn sollte — vorüber waren,

und die Knaben dann nicht durch ihre Unvorsichtigkeit in Senks Hände fielen: so konnten sie thun, was sie wollten. Dann ging es — nicht in den Garten; denn Senk zitterte, wenn Jemand nur zu nahe an die Beete trat, sondern — auf die Wiese am Hause, unter die Jugend von Lobenstein. Und hier, bei den Spielen mit den übrigen Knaben, wurde ihr praktischer Verstand, die Lebensphilosophie, ausgebildet; hier lernten sie den Menschen und seine Leidenschaften kennen und behandeln. Wenn sie sich nur in Acht nahmen, ihre Kleider nicht zu zerreissen, oder sich zu beschmutzen, so kümmerte sich Niemand um ihr Treiben und um ihre Spiele. Sabine hatte übrigens das Fach der Theologie; die Knaben lernten richtig alle Woche einen Gesang, das Evangelium, und ein Paar Seiten aus dem Katechismus. Dies war die Erziehung Jahraus Jahrein, und die drei Alten ahneten nicht einmal, daß es eine bessere geben könne.

So wie der Leser diese glückliche Familie jetzt kennt, kannte sie nicht Ein Mensch in Lobenstein. Man sagte von Lindnern nur: es soll ein grundgelehrter Mann seyn. Senk galt für einen Tausendkünstler, und seine Frau hielt man für die beste Wirthschafterin in der ganzen Gegend. An ihre kleinen Schwächen hatte die Familie sich so gewöhnt, daß sie dieselben nicht mehr für Schwächen hielt, oder daß man erschrak, wenn man sie

nicht bemerkte, als ob sie mit zum gemeinschaftlichen Glücke gehörten. Brachte Lindner einmal seine Gelehrsamkeit nicht an, wo er es gekonnt hätte, so wurden Senk und seine Frau unruhig, und sagten: Bruder, dir fehlt etwas! Machte er es dann wieder wie sonst, und erklärte Sabinen z. B. die Meinung der Alten von der Weltseele; so sagte sie: Gott Lob! — Ihre Schwächen waren Aeusserungen ihres Glückes geworden, die nicht fehlen durften. — Selige Häuslichkeit! in deinem Schooße werden die kleinen Fehler, welche die Gesellschaft verspottet, so liebenswürdig!

Bisher waren die Eigenheiten dieser glücklichen Familie noch nicht mit fremden zusammengestossen. Lindner hatte Lobenstein, seinen Geburtsort, als Kind verlassen, und so auch Sabine, da sie Vater und Mutter schon in der Wiege verlor. Er studierte, war aber zu wohlhabend, um das erste beste Amt anzunehmen, und zu ungeschmeidig, um eins zu bekommen, wie er es sich wünschte. Endlich zog er nach Lobenstein in sein väterliches Haus, und setzte das Studieren zu seinem Vergnügen fort. Umgang fand er hier nicht; denn er war zu bequem, zu pedantisch, zu gelehrt, und in seinem Tische zu frugal. Sabine zog von einer Tante, die höchst einsam gelebt hatte, zu ihm. Sie war also der Einsamkeit gewohnt, und die Liebe zu Senk hielt sie schadlos. Der Weiberfeind Senk liebte gar keine Gesellschaften, und

so lebte die Familie in Lobenstein beinahe gänzlich isolirt.

Theodor war acht Jahre alt, als eines Tages die Magd ins Zimmer kam, und Herrn Lerche vom Schlosse anmeldete. Senk führte den Mann herein, der eine Empfehlung von der gnädigen Frau Baronin von Raubahn brachte. Bei diesem Nahmen verneigten sich Lindner und Sabine; Senk blieb gerade stehen. Und da, fuhr Herr Lerche fort, Ihro Gnaden den Geburtstag ihres Herrn Gemahls mit einem kleinen Kinderfeste feiern will, so läßt sie die Frau von Senk ersuchen, die beiden Kleinen doch Theil daran nehmen zu lassen. (Sabine verneigte sich tief.) Es ist nehmlich, fuhr Lerche fort, eine Kinder-Komödie, eine Kleinigkeit von meiner Arbeit. — Sabine antwortete: die Kinder stehen der gnädigen Frau zu Befehl; ich will sie nur erst anziehen.

Lerche äusserte, das Fest würde erst in vier Wochen seyn. Wenn Sie die Kinder gebrauchen können, sagte Senk; so habe ich nichts gegen den Wunsch der Frau von Raubahn. Was soll es denn eigentlich werden? Herr Lerche erklärte sich, und setzte hinzu, daß aber die beiden Kleinen alle Tage ein Paar Stunden auf das Schloß kommen müßten, um ihre Rollen unter seiner Aufsicht einzustudieren. Und nun ging Sabine sogleich, um zwei Paar alte Manschetten von

ihrem Manne für die beiden Knaben hervorzusuchen.

Ich kenne die Kinder zwar nicht, fing Lerche wieder an; aber da ich mich des Dinges selbst annehme, so glaube ich . . .

„O, es fehlt ihnen nicht!“ sagte Lindner. „Der Theodor übersetzt schon ganz gut.“

Hauptsächlich wird es hier auf eine präcise Exekution meiner Idee ankommen. Es ist leicht, und doch auch schwer, wie die Nachahmung der Natur überall das Schwerste ist, so leicht sie auch scheint. Die kleinste Uebertreibung wird da Grimasse.

„Ja wohl, wie Horaz es sehr schön in seiner arte poëtica sagt.“

Sehr richtig bemerkt, Herr Lindner. Wenn es Ihnen gefällig ist, so lese ich Ihnen das kleine Ding vor. Ich habe es zufälliger Weise bei mir. Senk sezte sich zurecht. Lindner erwartete etwas Gelehrtes; Lerch fing aber an ein kleines Familienstück zu lesen. Zuerst störte ihn Sabine, die ab und zu ging. Senk zog sie indeß bald auf einen Stuhl neben sich, und bat sie, still zu seyn. Lerche las, und endlich kam die Entwickelung, die schönste Scene, auf die er sich etwas zu gute

that. Er räusperte sich vorher; dann fing er an. Aber mitten in der rührendsten Stelle schlug eine Uhr Elf. Er ließ sie ausschlagen, und hob aufs neue an; doch aufs neue schlug eine Uhr. Ganz verstört hob er wieder an; und es schlug noch einmal eine. Er mußte fortlesen; und jezt rief ein Kukuk, jezt spielte eine Uhr die Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Mitten unter dem Geläute der vielen Uhren las er den Schluß seines Stückes.

Es war ordentlich Musik dazu! sagte Senk, der sich freuete, daß die Vorlesung ein Ende hatte. Sabinen schwebte die Frage auf der Zunge: ist das eine Predigt? denn sie hatte nichts als einzelne Wort gehört. Lindner sagte: „Ei nun für Kinder ist es recht gut. Ewig Schade, daß Menander verloren gegangen ist!"

Kaum war Lerche zur Thür hinaus, so sagte Senk: der Mensch ist ein Narr mit seiner gnädigen Frau Baronin, und seiner Kinder-Komödie. Hätte Sabine nicht Ja gesagt; ich nimmermehr. Sabine vertheidigte Lerchen, das Kinderstück, und die Frau von Raubahn aus allen Kräften. Lindner sagte gar nichts. Lerche hatte ihm zwar nicht gefallen; doch Achtung und Ehrfurcht machten ihn still. — Der Baron von Raubahn war Erb- und Gerichtsherr von Lobenstein und fünf umliegenden Dörfern. Sowohl Justizbediente als Geist-

liche hingen von ihm allein ab. Sein Haus, welches man allgemein das Schloß nannte, war groß und prächtig; eine Menge Domestiken, Cassirer, Sekretaire gaben seiner Haushaltung das Ansehen eines kleinen Hofes. Raubahn hieß in ganz Lobenstein vorzugsweise der Herr; daher die grosse Ehrfurcht, die jeder im Orte, auch Lindner und Sabine, von Jugend auf für diese Familie eingesogen hatte. Indeß stand nicht ganz Lobenstein unter dem Baron. Es war nehmlich ehedem ein Stift hier gewesen, dessen Bezirk noch bis jetzt die Freiheit hieß. Ein Theil der ehemaligen Klostergüter war verpachtet, und der andre gehörte Lindnern, dessen Großvater sie gekauft hatte. Von den ehemaligen Stiftsherren waren noch die Häuser da, deren eins Senk vor seiner Verheirathung bewohnte. Lindner stand also mit dem Freiherrn in keinem Verhältniß; allein das Wort „der Herr!" oder „das Schloß!" erregte dennoch bei ihm Ehrfurcht.

Senk allein wußte von dieser Ehrfurcht nichts; auch hatte er bis jetzt mit der Familie Raubahn gar nicht in Verbindung gestanden. Der Baron wohnte erst seit acht Jahren in Lobenstein, und überdies nicht immer, sondern von Zeit zu Zeit auch in der Residenz seines Fürsten. Sein Geburtstag veranlaßte nun die Bekanntschaft. Die Kinder konnten, als sie vom Schlosse zurückkamen, nicht genug rühmen, wie gut die gnädige Frau

gewesen sey. Sabine ließ sich das alles ausführlich erzählen, und ihre Augen funkelten vor Freude. Wäre es nicht gut, sagte sie zu ihrem Manne, wenn du einmal auf das Schloß gingest, und der gnädigen Frau danktest? — Wofür? fragte Senk trocken. — Ei nun, eine so vornehme Dame! erwiederte Sabine. — Ich weiß nicht, sagte Senk empfindlich, was du sprichst. Sie ist die Frau von Raubahn, und du bist die Frau von Senk. Sie muß zu uns kommen und sich bedanken, daß wir ihr die Kinder zu der Posse hergeben. Sabine erschrak vor dieser Aeusserung, und schwieg. Wenn der Leser etwa glaubt, sie wäre von aller Eitelkeit frei gewesen, so irrt er sich. Sie fühlte ihren Rang nicht; das hatte aber nur eine zufällige Ursache. Herr von Senk war ein sehr unbedeutender Mann, als er nach Lobenstein kam. Lindner machte gar keine Umstände mit ihm, und nannte ihn sogar oft nur schlechtweg: lieber Senk. Sabine, welche die erste Jugend bei ihrer Tante in einem kleinem Städtchen verlebte, hatte keinen andern Begriff vom Adel, als aus dem Raubahnischen Hause her, von dem die Tante oft, und immer mit der größten Ehrfurcht, erzählte. **Herr Baron, Ihr Gnaden, gnädiger Herr** waren ihr die Titel des Adels; und damit verband sich die Vorstellung von Bedienten, Läufern, Köchen, Kammerdienern und Jungfern. Gegen diese Vorstellung machte nun der arme Herr von Senk eine unbedeutende Figur, und Sabine liebte ihn, ohne

jemals an seinen Rang zu denken. Ueberdies hatte Senk wirklich nicht den mindesten Adelstolz, von dem in dem langen Umgange mit dem Lindnerischen Hause auch die letzte Spur bei ihm verflogen war. In Lobenstein hieß er auch nur Herr Rath: ein Titel, den ihm sein titelsüchtiger Vater gekauft hatte. Bei seiner Heirath überlegte Senk, daß er eine eigentlich adelige Haushaltung nicht führen konnte; er befahl daher seinem alten Jakob, ihn und seine Frau künftig Herr Rath und Frau Räthin zu nennen. Gnädige Frau war Sabine noch nie genannt worden, und der Titel Rath schien ihr sehr unbedeutend, da ihr Bruder etwa jedes zweite Jahr einen Besuch von einem alten Schulfreunde bekam, der diesen Titel hatte: einem armen, dürftigen, schlechtgekleideten Manne, der Rektor und zugleich Consistorialrath in einem kleinen Fürstenthume war. Rath und Rektor, Rektor und Schulmeister, schienen nun Sabinen so ziemlich einerlei zu sagen. In ihrer Lage änderte sich fast gar nichts, als sie verheirathet wurde: sie trug dieselben Kleider, sie aß dieselben Gerichte, behielt dieselben Arbeiten, und wurde um nichts mehr geehrt, als vorher. So hatte sich denn ihre alte Ehrfurcht vor dem Schlosse gänzlich unverletzt erhalten, und sie war nur glüklicher, nicht vornehmer geworden. Ihre Eitelkeit ruhete noch; doch Senk gab ihr den ersten Stoß durch die Worte: „sie ist die Frau von Raubahn, und du die Frau von Senk,“ die er mit vieler

Würde sagte. Sabine schwieg, hatte aber doch ein sehr angenehmes Gefühl bei dem Stolze ihres Mannes.

Einige Tage vor dem Geburtsfeste kam Lerche wieder, und äusserte seine Freude über die Gelehrigkeit der beiden Kinder. Ich habe, sagte er, dem kleinen Theodor eine grössere Rolle gegeben, als ihm Anfangs zugedacht war; denn er macht es vortrefflich. Nun fragte er die Familie, ob sie nicht Theil an dem Feste und an dem Triumphe ihrer Kinder nehmen wollte. Auch der Prediger und der Justiz-Amtmann, setzte er hinzu, würden mit ihren Familien da seyn. Sabine erröthete vor Freude, und verbeugte sich sehr tief. Senk aber fragte mit Stolz: hat Ihnen die Frau von Raubahn den Auftrag gegeben, uns zu dem Feste einzuladen? oder wie soll ich das nehmen? Lerche gerieth in Verwirrung, und stammelte einzelne Worte. Man sah, daß er keinen bestimmten Auftrag hatte, so oft er auch wiederholte, daß die gnädige Frau es äusserst gern sehen würde, wenn die Familie käme. Senk sagte nicht Ja, nicht Nein, und äusserte, es würde sich finden. Es fand sich; denn am folgenden Morgen kam ein Bedienter von dem Schlosse, und bat die Familie förmlich zu dem Feste. Jetzt hörte Sabine sich zum ersten Male von dem Bedienten „gnädige Frau" nennen; und in der That sie erröthete so gut vor Beschämung, als vor Freude. Sie scheuete

sich vor dem grossen Tage, so lieb es ihr auch war, ihren Sohn agiren zu sehen, dessen Rolle sie auswendig wußte, weil er sie ihr wohl hundertmal hatte hersagen müssen. An dem Benehmen ihres Mannes hatte sie gemerkt, daß ihr Betragen gegen Raubahns ihm nicht gleichgültig war; sie fragte ihn aber nicht, wie er es gern haben wollte, weil sie fürchtete, er möchte sie zu Mangel an Ehrerbietung gegen die Baronin verleiten wollen.

Selbst bei ihrer Hochzeit hatte sie nicht so viele Mühe und Zeit auf ihren Putz verwendet, als an diesem Tage, und es war ihr unbegreiflich, wie ihr Mann so ruhig seyn konnte. Als sie die grosse steinerne Treppe hinanstieg, verlor sie die Besonnenheit immer mehr; und die Pracht in dem grossen Vorsaale, die hohen Flügelthüren, die prächtige Kleidung der Bedienten machten sie noch bestürzter. Jezt kam ihnen die Frau von Raubahn entgegen. Sabine verneigte sich ängstlich und sehr tief; Senk ging ganz ruhig auf die Baronin zu, küßte ihr die Hand, und stellte ihr seine Frau mit einigen artigen Worten vor. Die Baronin sagte: ich freue mich sehr, meine beste Frau von Senk, Sie kennen zu lernen. So etwas mußte es auch seyn, das Sie hieher brachte: Ihre beiden allerliebsten Kinder! Nun umarmte sie Sabinen, und brachte dadurch die arme Frau noch vollends um alle Fassung.

Jetzt kam der Baron; seine Gemahlin stellte ihm Sabinen vor. Er nannte diese meine gnädige Frau; und ihre Wangen glüheten. Nach und nach fanden sich auch die übrigen Lobensteiner ein; Sabine wurde aber vor allen andern ausgezeichnet. Eben die Frau Baronin, auf deren Hand sich die Predigerin beugte, um sie zu küssen, umarmte Sabine, nannte sie: meine Liebe; ja sehr oft auch recht vertraulich: liebe Senk! Es schien Sabinen, als ob man sie zum Besten haben wollte; dann sah sie aber ihren Mann wieder so ruhig bei der Baronin itzen, so kalt mit ihr sprechen, und ihr keine größere Höflichkeit erweisen, als ihr selbst von den Baron erwiesen wurde.

Sie fühlte sch sehr erleichtert, als es endlich in den Garten ging, wo der Baron mit der kleinen Familienscere überrascht werden sollte. Die Kinder spielten vortrefflich, und es war in der That sehr rühreid, als Raubahns Sohn, und seine Tochter, ein Kind von vier Jahren, sich vor dem Vater auf die Kniee warfen, und mit natürlichen Thränen, mit Worten, die sie vor Weinen nicht hervorbringen konnten, um seinen Segen baten. Alle Zuschauer trockneten sich die Augen; und nun trat Herr Lerche, lächelnd und mit kleinen Schritten, hinter der Hecke hervor, den Beifall der Gesellschaft einzuerndten. Der Prediger, der mit seinem Glückwunsche noch nicht an den Baron kommen konnte, weil dieser noch

immer seine Kinder in den Armen hielt, sagte Herrn Lerche sein Lob, doch nur abgebrochen, leise, und ohne den Baron aus den Augen zu lassen. Lindner schüttelte Lerchen die Hand, und sagte: „ich nannte Ihnen neulich, als Sie uns vorlasen, den Menander. Heute aber sage ich: Sie sind selbst ein Menander. Wahrhaftig, die Augen sind mir naß geworden. Ich weiß nicht, woran es beim Vorlesen lag. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß sich im Deutschen so etwas ausnehmen könnte!" — Lieber Herr Lindner, sagte Lerche sehr vergnügt: damals störten mich die vielen Uhren; und überdies muß man so etwas aufführen sehen. — „Ja, wahrhaftig, darin muß es stecken. Ich habe den Terentius wohl hundertmal gelesen; und ich dachte immer, was in aller Welt können doch die Römer für Freude an den Dingen gehabt haben! Mir war der Commentar von Donatus das Beste am ganzen Terenz; und den hatten sie nicht. Doch am Ende können die Noten von Donatus wohl gar die Uhren seyn, die mir die nassen Augen wegläuten. Nun, ich will ihn doch einmal ohne Noten lesen; und werden mir die Augen dabei naß, wie heute, so kann ich begreifen, was die Römer an dem Texte ohne Noten fanden. Ich danke Ihnen, Herr Lerche; und wenn ich Kinder hätte, so würde ich von heute an ein guter Vater seyn, um zu verdienen, daß sie einmal so vor mir niederknieten."

Konnte

Konnte Lerche ein feineres Lob bekommen? und dennoch drängte er sich von Lindners nassen Augen und Händedrücken weg, zu der gnädigen Frau, die ihn mit den Worten empfing: ich danke Ihnen, mein lieber Lerche, für Ihr schönes Kunstwerk. Vortrefflich! Heute erkannte ich wieder den Meister. Sie hatten die Empfindung so mäßig, so leise gehalten, und versparten die ganze Wirkung auf den entscheidenden Augenblick. — Ganz schlecht, Ew. Gnaden, erwiederte Lerche, war es nicht. Wer könnte auch unter den Augen einer so feinen Kennerin etwas ganz Schlechtes machen!

Die Kinder hüpften und sprangen umher. Die Baronin nahm mehrere Mase den kleinen Theodor in ihre Arme, und versicherte Jedem, er wäre ein unvergleichlicher Kopf. Wirklich hatte er seine Rolle unter Allen am natürlichsten, und mit eigenthümlichem Geiste gespielt. Den Andern sah man Lerchens Unterricht an; Theodor aber war sein eigener Lehrer gewesen. Sabine erstaunte über die Dreistigkeit, womit Theodor der Frau von Raubahn begegnete. Er spielte mit den Berloquen ihrer Uhr, nahm ihren Arm, um ihre Braceletten recht zu betrachten, hängte sich an ihre Hand, als Senk sie wieder in das Haus führte, und tanzte und sprang so neben ihr her. Sie drohete ihm; er drohete ihr wieder, und sah ihr mit den funkelnden Augen dreist ins Gesicht,

bis sie ihn aufnahm und küßte. Sabine ängstigte sich nicht wenig darüber, daß Theodor im Saale wieder bei der Baroninn stand. Sie nahm ihn, als er einmal in ein Nebenzimmer lief, bei Seite, und erinnerte ihn, sich doch höflicher zu betragen. Er sagte aber: die gnädige Frau sieht das gern. Lassen Sie mich nur!

Frau von Raubahn hatte den Knaben wirklich lieb. Er war sehr schön: seine grossen schwarzen Augen lachten unter einer hohen Stirn hervor; rothe Wangen, mit Grübchen darin, frischen Lippen, und eine fein geformte Nase gaben ihm ein sehr muthwilliges, witziges Ansehen. Dabei war er so fröhlich, so zutraulich, so dreist, so liebkosend und schmeichelnd, daß er jedes Herz eroberte. Als er zum ersten Male auf das Schloß kam, fiel er der Baronin auf. Sie liebkoste ihn; und nach fünf Minuten plauderte er mit ihr so zutraulich, als hätte er sie schon Jahre lang gekannt. Frau von Raubahn war eine schöne junge Frau, mit einem äusserst lieblichen Gesichte. Das fiel allen Kindern auf, die zu ihr kamen; aber nur Theodor sagte es ihr. Hast du mich lieb? fragte sie. Recht sehr, antwortete er schnell. Warum denn, mein Kind? — „Sie sind so schön!" Und dabei schmiegte er sich, so zärtlich wie ein Liebhaber, an sie. — Meine Jungfer ist doch schöner! sagte sie lächelnd. Der Knabe sagte leise und mit Kopfschütteln: „nein! nein!" Dann

hob er die grossen Augen langsam auf, betrachtete sie, und legte sich endlich lächelnd wieder in ihre Arme. Das war nicht etwa vorsetzliche Schmeichelei des Knaben, sondern Wirkung seines Gefühls. Er hatte von Kindheit an einen sehr auffallenden Schönheitssinn; und dazu kam noch überdies die Eleganz der gnädigen Frau, und die Pracht ihrer Zimmer, die ihn, wie alles Glänzende, sehr anzog.

Seine Schmeichelei hatte die Frau von Raubahn zu seiner Freundin gemacht. In dem Munde eines Kindes ist ja ein solches Lob so unschuldig, so wahr! Ja, es schien der Baronin, als ob der Knabe mehr dabei fühlte, als ein Kind in diesem Alter fühlen kann; denn er hängte sich mit einer weichen Zärtlichkeit an sie, und sie nannte ihn daher in Scherz zuweilen ihren kleinen Liebhaber. Theodor, der nun bald merkte, wie nüzlich die Freundschaft der Frau von Raubahn ihm war, that alles Mögliche, sich in ihrer Gunst zu erhalten. Er versäumte oft sogar seine Spielparthieen auf der Wiese, um in den prächtigen Sälen des Schlosses seyn zu können. — Von dem Allen wußte man in Lindners Hause sehr wenig, bis zu dem Tage, da das Fest gegeben wurde. Sabine examinirte nun die beiden Knaben, besonders Theodorn; und er erzählte ihr, daß er die gnädige Frau alle Tage besuchte. Sie hörte diese Nachricht mit grosser Freude; und auch Lindner

und Senk waren damit zufrieden, da die Frau von Raubahn ihnen sehr gefallen hatte.

Nach einigen Tagen ließ die Baronin sich sogar bei der Frau von Senk zu einem Besuche auf morgen anmelden. Sabine blieb in tiefen Gedanken auf derselben Stelle stehen. In welches Zimmer, fragte sie endlich, führe ich sie? — „Nur hierher nicht!“ antwortete Lindner; „denn schlägt es, so bimmelt es eine Viertelstunde in Einem fort. Das hat der arme Lerche bei seinem Vorlesen wohl erfahren.“ — Wohin denn? fragte Sabine ängstlich; in deine Studierstube gar nicht. — Die andern Zimmer waren voller Instrumente, Maschinen, Drechsel- und Tischler-Werkstätten. Senk mußte ein Zimmer räumen, oder die Uhren wegschaffen. Murrend that er das erstere; und nun ging es an ein Scheuern, Waschen und Klopfen. Senk schimpfte, daß alle seine Uhren vergebens schlugen, und nichts zu der bestimmten Zeit geschah.

„Die grosse Wäsche,“ sagte Lindner, „das Einschlachten, und die heiligen Abende sind wahre Elendstage für einen ehrlichen Mann, der gern studiert. Ich will darauf wetten, die gelehrtesten Philologen haben keine grosse Wäsche im Hause geduldet.“ Gott bewahre! rief Sabine mit glühend rothem Gesichte; da mögen ihre Manschetten schön ausgesehen haben! — „Da hast du Recht,“

sagte Lindner eifrig: „das hat man ihnen auch oft vorgeworfen; und man kennt die Philologen gleichsam an schmutziger Wäsche. Aber ich will lieber blaue Hemden tragen wie die Matrosen, (die Alten trugen gar keine) . . . — Pfui! unterbrach ihn Sabine; pfui! die garstigen Leute! — „Sabine, ich bitte dich. Sag nur, machst du nicht heute und an den Unglückstagen einen Lärmen, der nicht auszuhalten ist, und gar nicht nöthig wäre? Sonst gehst du leise wie eine Katze, und kriechst durch die Thür, wenn sie auch nur eine Handbreit offen steht. Aber ist so etwas im Hause los: macht Ihr — du und alle Mädchen im Hause — dann nicht die Thüren auf, als wäret Ihr Könige? Geht Ihr dann nicht, als wolltet Ihr den Boden durchtreten? Und kommen nicht nach zehn Bogen Papier zehn einzelne Menschen, und werfen die Thür, als sollten sie aus den Angeln fliegen? Sag nur, Sabine, thut Ihr es mir nicht zum Possen? Sucht Ihr nicht an einem solchen Tage Dinge, die nie verloren gehen? Lärmt Ihr nicht im ganzen Hause und lacht in der Küche? Und, ich möchte fast sagen, heute wär' es noch ärger, als je. Denn sieh . . ." — Jetzt unterbrachen ihn zwei Mägde, die, gerade wie er es beschrieben hatte, hereinstürzten, und seinen Sofa wegholten, weil er neu überzogen werden sollte. Senk sagte lachend: am Ende, Schwager, sind ja diese Elendstage die einzigen Festtage der Weiber. Gott segne meine Sabine! sie ist immer

gut, immer gefällig und still, bis auf die Paar Tage; und die gehen ja vorüber! — Endlich legte sich die Unruhe im Hause. Sabine kam mit einem freundlichen Gesichte wieder, und sagte: nun, Gott Lob! kann die gnädige Frau kommen, sobald sie will. Wir sind in Ordnung. — Gott Lob! seufzte Lindner aus voller Brust.

Der Besuch der Frau von Raubahn währte nicht lange, und sie gefiel heute weniger, als neulich. Ihr Lieblingsgegenstand war jetzt die Erziehung; und sie hielt Senken sowohl als Lindnern für grosse Pädagogen. Herr Lerche, der Hofmeister ihrer Kinder, ein eifriger Basedowianer, befragte die beiden Kleinen um ihre Geschäfte, und hörte von Theodor in Gegenwart der gnädigen Frau erzählen, daß sie drechselten, tischerten, schlösserten, und Risse machten; auch fand er, daß sie von tausend Dingen wirklich sehr anschauliche Begriffe hatten. Sehen Ew. Gnaden, sagte Lerche; das ist es, was ich meine! Dieser Herr von Senk ist gewiß ein sehr denkender Pädagoge. Nun forschte Lerche nach dem gelehrten Unterricht; und Theodor erzählte, er übersetze aus dem Lateinischen und Griechischen, ohne decliniren zu können. Lerche ließ den Knaben eine Probe machen, und sagte dann: Ew. Gnaden, das ist erstaunlich! Wer sollte glauben, daß in Lobenstein zwei solche philosophirende Pädagogen wären! Ich muß gestehen, das übertrifft meine Vorstellung.

Zuletzt erzählte Theodor auch von den gymnastischen Uebungen auf der Wiese, und Lerche wurde noch entzückter.

Die Baroninn bekam grosse Achtung für die beiden Philosophen, die so bescheiden im Stillen wirkten. Der heutige Besuch bei ihnen war eine Huldigung ihrer pädagogischen Kunst, und die Begierde, ihnen zu zeigen, daß auch sie den Emile kenne. Schon nach fünf Minuten war sie daher bei der Erziehung; sie lobte Rousseau, sie erhob Basedow in den Himmel, ohne daß Lindner und Senk ein Wort dazu sagten. Nun kam sie auf das Drechseln und aufs Senks Uhren; das hielt Senk für Satire. Dann lobte sie Lindners vortreffliche Methode, die alten Sprachen ohne Grammatik zu lehren; und Lindner runzelte die Stirn. Sie versuchte es auf verschiedene Weise, die beiden Philosophen zum Reden zu bringen; und bei Lindnern gelang es ihr endlich. Er beschrieb ihr die Spartanische Erziehung. Als sie aufmerksam zuhörte, fuhr er eifrig und sehr zufrieden fort. „Dann, Ew. Gnaden, gingen die Jungfrauen und Jünglinge in Sparta ganz nackend." — Um Hals und Kopf, verlangt Basedow, sagte die Baronin. — „Nein ganz und gar nackend." — Aber da müssen ja die junge Leute alle Schamhaftigkeit verloren haben. — „Sollte man freilich glauben, Ew. Gnaden; doch Xenophon versichert ausdrüklich, die jungen Leute in Sparta wären scham-

hafter gewesen, als die Jungfrauen im Braut-
bette." — Welch ein Gleichniß! sagte die Frau von Raubahn, über und über erröthend, und empfindlich. Lindner, in dessen Seele nie ein Gedanke an etwas Schlüpfriges kam, hielt den Ausruf der Baronin für einen kritischen Tadel, und sagte: „Finden auch Sie das Gleichniß nicht passend, Ew. Gnaden? Mir ging es eben so, als ich es las. Mich zwar machte eine Note erst aufmerksam. Longin las anders; und am Ende möchte er doch wohl Recht haben. Man könnte statt παρθενων auch κορων lesen; dann hieße es: sie waren noch schamhafter als die Pupillen in den Augen. Das gäbe einen feinen Sinn; denn die Pupille hielten die Alten für den Sitz der Schamhaftigkeit. Aber ich will Ihnen meine Meinung nicht aufdringen. Lesen Sie, wie Sie wollen; mit Damen nimmt man es nicht so genau. Uebrigens hielten es die Spartaner mit ihren Weibern ganz besonders; sie ..." — Frau von Raubahn stand auf, und ging; denn sie mußte befürchten, daß der gelehrte Mann sie noch einmal in Verlegenheit setzen würde.

Niemand war zufrieden, ausgenommen Lindner. „Eine gelehrte Dame!" sagte er. „Den Basedow kenne ich zwar nicht recht; ich will aber nachsehn." Sabine hatte üble Laune: denn alle ihre mühsamen Anstalten waren gar nicht bemerkt worden; und Senk konnte die Stachelreden auf

seine Mechanik nicht vergessen. Frau von Rau-bahn meinte, die beiden Pilosophen hätten gegen sie nur nicht mit der Sprache heraus gewollt. Der Lindner, äusserte sie gegen Herrn Lerche, ist ein Spötter. Mit der ehrlichsten Miene sagt er unter dem ungereimtesten Zeuge doch zuweilen vortreffliche Sachen über die körperliche Erziehung der Kinder. Die Spiele auf der Wiese kommen von ihm her; denn er erzählte mir von einem Lande, wo alle junge Leute so erzogen würden.

Die Baronin hatte bei ihrer Artigkeit gegen die Lindnerische Familie noch ein Paar Neben-zwecke, wie sie denn überhaupt immer mehrere auf einmal zu haben pflegte. Sie war eine ge-borne Gräfin aus einer der reichsten und edelsten Familien in Schwaben, und hatte bei einer höchstsorg-samen und glänzenden Erziehung eine Menge man-nigfaltiger, wenn auch nicht gründlicher, Kennt-nisse bekommen. Französisch, Englisch und Ita-liänisch sprach sie so fertig, wie Deutsch; auch verstand sie Musik, zeichnete, und mahlte. Sie hatte mit ihrem Vater Reisen gemacht, und als eine schöne, geistreiche junge Dame an den größ-ten Höfen in Deutschland geglänzt. Schon auf ihres Vaters Gütern war sie die Mutter aller Ar-men, die Zuflucht aller Unglücklichen gewesen. Als sie nach dessen Tode die Güter dem Lehns-folger abtreten mußte, wurde dieser von Ver-wünschungen der Unterthanen empfangen, ihr

aber folgten Thränen und lauter Segen. Gränzenlose Wohlthätigkeit und immerwährende Geschäftigkeit waren die Hauptzüge ihres Charakters. Sie hatte nur Einen Fehler: die Sucht zu glänzen und zu herrschen. Auf ihres Vaters Gütern war sie ehedem Königin, da er ihr sogar die meisten und wichtigsten Geschäfte übertrug. Sie suchte durch Liebe zu herrschen. Man hatte alles von ihr erhalten können, und dafür nichts weiter zu seyn gebraucht, als unterwürfig. Daher schmiegte sich denn jedermann in ihre Wünsche. Was sie wollte, mußte geschehen: nicht, weil sie es wollte, sondern weil es das Beste war, was man wollen konnte. Nie hat ein Fürst so unumschränkt geherrscht, wie die Gräfin Amelie auf ihres Vaters Gütern. Sie wollte alles selbst thun, alles selbst verstehen. Daher ritt sie in die Forsten, regierte den Ackerbau, las, gab Concerte, und zeichnete, ohne daß es ihr an Zeit zu dem Allen fehlte. Ihr Vater, der für gar kein Geschäft Zeit gehabt hatte, bewunderte das unerschöpfliche Genie seiner Tochter, und sagte wohl hundertmal: Amelie, du hast tausend Seelen!

Die meisten Menschen, welche mit ihr in Verbindung standen, hielten sie für gut, und sie selbst war der Güte ihres Herzens überzeugt; denn sie liebte alle Menschen, die sich ihr näherten. Nach dem Tode ihres Vaters lernte sie in Berlin den Freiherrn von Raubahn kennen, der ihr seine Liebe

erklärte. Sie gab ihm ihre Hand, weil er ein sehr sanfter nachgebender Mann, und dabei ungefähr eben so reich, als sie selbst, war. Unter den glänzendsten Feierlichkeiten zog sie in Lobenstein ein; und in Kurzem erneuerte sie hier die ganze Pracht ihrer väterlichen Güter, in Kurzem hatte sie einen Hofstaat um sich her versammelt. Diese schöne, immer heitre Frau schien Anfangs niemanden gefährlich zu seyn; sie beobachtete aber, rechnete Verwaltern und Caßirern nach, war überall, steuerte den Unordnungen auf den Gütern, brachte den Amtmann, den Prediger, kurz jeden, der von Raubahn abhing, bald unter ihr Joch, und war nun wieder die Liebe, die Höflichkeit, das Zutrauen selbst. Aber noch immer fehlte ihr etwas, das sie in Schwaben gehabt hatte: die Huldigung Aller, auch derer, die nicht von ihr abhingen. In Lobenstein lebten Lindner, Senk, und ein alter abgedankter Regierungsrath, die sich gar nicht um sie bekümmerten; und den Herrn von Senk mit seiner Frau hätte sie doch so gern an sich gezogen, weil sie nun einmal gewohnt war, einen Hof von Adel um sich zu sehen, und weil sie die beiden Kinder, besonders den kleinen Theodor, wirklich liebte. Ueberdies wollte sie den Herrn von Senk, als ein mechanisches Genie, Theils für ihre ökonomischen Plane, Theils für die Erziehung ihrer Kinder nützen, und so auch Lindnern, da sie von dessen pädagogischen Talenten eine grosse Meinung hatte. Kurz, sie suchte

die Lindnersche Familie aus vielen Gründen an sich zu ziehen; und das gelang ihr denn auch in kurzer Zeit vollkommen. Zwar sah sie, als sie nur einige Male mit Lindner und Senk zusammen gewesen war, sehr wohl, daß jener eben so wenig für die Pädagogik, als dieser für ihre ökonomischen Plane zu gebrauchen war; aber einen Adeligen und einen Gelehrten in ihre Fesseln zu schlagen, war der kleinen Mühe wohl werth, die es ihr kostete.

Sie bewunderte Sabinens Wirthschaftlichkeit, und fragte sie zuweilen bei ihrer eigenen Haushaltung um Rath; um diesen kleinen Preis war Sabine gewonnen. Bei Lindner fand sie noch weniger Schwierigkeit; sie brauchte ihn nur recht oft zu fragen: wie war denn das bei den Alten, lieber Herr Lindner? Ja, sie blendete ihn sogar mit dem Anschein von einiger Gelehrsamkeit.

Er redete einmal, weil Lerche ihn auf das Gespräch gebracht hatte, von Bacchus. Bacchus und Moses, sagte die Baronin, sind dieselbe Person; nicht wahr, lieber Herr Lindner? — Er starrte sie mit grossen Augen an, und fragte: „wie?" — Sie wiederholte, was sie gesagt hatte, und setzte leicht hinzu: Bacchus wurde auf dem Berge Nisa erzogen. — „Recht!" — Und Nisa ist Sina, der Berg in Arabien. Moses hatte Hörner; Bacchus auch. Denken Sie nur an Moses

Stab, und an Bacchus Thyrsus. Denken Sie an Bacchus Hund, und erinnern Sie Sich, daß Hund im Morgenländischen Caleb heißt. Sogar heißt Bacchus in den alten Orphischen Gesängen Misa oder Mosa.

Lindner wurde still und nachdenkend; denn er wagte es nicht, die Autorität der Orphischen Gesänge, auf die Amelie sich so dreist berief, zu bestreiten. Zwar machte er den Einwurf, daß der Berg Nisa in Indien läge. Aber die Baronin erwiederte, auch in Arabien ist ein Berg Nisa, den die Juden Sinai nennen. — Lindner sah die Baronin mit Schrecken, aber auch mit Bewunderung ihrer Gelehrsamkeit an; er konnte nicht ahnen, daß sie das Alles erst vor einer Stunde in Voltaire'ns Mélanges gelesen hatte.

Auf diese Weise unterjochte die schöne Frau den gelehrten Lindner völlig. Mit Senk aber gelang es ihr bei weitem nicht so gut, ob sie gleich seine Ordnung, seine Uhren und seine Siebensachen zu bewundern schien. Er mochte sie wohl leiden; doch unterwürfig war er nicht, vielmehr, ganz wider seine Gewohnheit, gegen sie stolzer, als gegen jeden andern Menschen. Er allein blieb von Allen, die sie umgaben, aufrecht. Ihren Rang achtete er nicht: denn auch er war von Adel; ihr Geld eben so wenig: denn er brauchte nichts von ihr. Kurz, er hatte keinen Punkt,

bei dem sie ihn fassen konnte, da sie in allen seinen Beschäftigungen ganz fremd war. Doch endlich eroberte sie auch ihn.

Es war Senks Stolz, alle Arten von Uhren zu haben, Sonnen-, Sand- und Schlaguhren; sogar eine Wasseruhr, wie die Alten sie gebrauchten, hatte er nach Lindners Angabe verfertigt, und dadurch seinen Schwager mit dem Uhrenwesen völlig ausgesöhnt. — Das Lindnersche Haus hatte den seltsamen Fehler, daß niemand darin, trotz den vielen Uhren, recht wußte, was es an der Zeit war, da die Uhren so oft und so stark von einander abwichen, weil Theodor sich darauf verstand, die Lateinischen Stunden zu verkürzen. „Geht an die Klepsydra!" rief Lindner zuweilen; „die ist unstreitig die beste!" So hatte fast jeder im Hause seine eigne Uhr, nach der er sich richtete. Sabine wollte zwar sehr oft Eine als die herrschende bestimmen, und die andern sollten nur tolerirt seyn; Senk aber kämpfte dagegen, weil er noch immer hoffte, daß sie endlich übereinstimmend gehen sollten. Es ist wahr, sagte er einmal, sie weichen von einander ab; ging es aber Karln dem Fünften mit seinen Uhren besser? Und ich frage Sie, Schwager, ob der Kaiser wohl so viele Arten von Uhren gehabt haben kann, als ich! — „Eine Klepsydra gewiß nicht!" sagte Lindner. „Und," setzte er ernst hinzu, „ich kann es nicht ohne Mitleiden lesen, wenn der Kaiser da

vor seinen Uhren steht, und sagt: es hilft mir nichts; sie gehen doch nicht, wie ich will! Er dachte dabei wohl an seine Regierung, an seine Absichten, von denen ihm so wenig gelungen war. Wäre ich Mönch in dem Kloster gewesen, Schwager, seine Uhren hätten wohl richtig gehen sollen, und sollte ich sie auch jede Nacht heimlich gestellt haben. Ohne die Freude hätte er die Welt nicht verlassen müssen. Unsre Uhren gehen freilich nicht sehr richtig, und, um recht ehrlich zu seyn, auch die Klepsydra nicht; aber was kümmern wir uns am Ende darum! Gehen doch wir Beide, und Sabine, Theodor und August — dem guten Gott sey Preis und Dank! — einig in Liebe und Freundschaft. Und das konnte Kaiser Karl von seinem Hauswesen nicht sagen." — Das ist wahr, Schwager; und sollten wir hier über die Uhren uneinig werden, so wollte ich sie alle in Stücke schlagen, ob sie gleich meine größte Freude sind.

Von dieser Seite faßte Amelie den guten Senk. Unter ihren Bijouterieen hatte sie einen Ring, worin eine Uhr war. Dieser Ring fiel ihr einmal zufälliger Weise in die Hände. An Senks Geburtstage zog sie die kleine Uhr auf, und schikte sie ihm durch Theodor mit einem sehr artigen Billete zum Angebinde. Theodor gab das kleine Billet ab, das um den Ring geschlagen war, und sagte dabei: ein Billet von der gnädigen Frau zu Ihrem Geburtstage. Halten Sie es doch an ein

Ohr! Senk hörte den Schlag der Uhr, riß das Papier ab, und erstaunte über das kleine Kunstwerk. Von dem Augenblicke an war Ameliens Sieg über ihn entschieden; er wäre für sie durch Feuer und Wasser gegangen. Eine Uhr am Finger! nun konnte er schreiben, lesen, drechseln, und dabei immer die Uhr vor den Augen haben! Jetzt hing es nur von Amelien ab, mit Senk zu machen, was sie wollte. Er tadelte keine ihrer Unternehmungen mehr, und gab sich recht gern zu der Ausführung aller ihrer Einfälle hin. Besonders hatte er nun nichts mehr dagegen, wenn die beiden Knaben Tagelang auf dem Schlosse waren, und gleichsam die Edelknaben des kleinen Raubahn machten. Amelie gab ihm nun auch genug Beschäftigung: sie sprach mit ihm von holzersparenden Oefen, von Dreschmaschinen, von Pflügen, die zugleich säeten und eggeten; und er machte ihr von dem Allen kleine Modelle. Kurz, sie unterjochte ihn, wie jeden Andern in Lobenstein.

Senk hat einige Aehnlichkeit mit der Baronin. Sah oder hörte er etwas, z. B. eine neue Erfindung, ein besondres Instrument; so suchte er es sich zu verschaffen. Er bauete es selbst, und machte alle möglichen Versuche; gelangen sie aber, so ließ er es dabei bewenden. Amelie konnte eben so wenig von etwas Neuem hören, als Senk, ohne es — nicht wie er, bei sich im Hause, sondern — bei ihren Unterthanen einführen zu wollen; und bei diesen Gelegen-

legenheiten riß ihr herrschsüchtiger Charakter, wie ein verheerender Strom, alles vor sich her nieder, wenn sie Widerstand erfuhr. Stellte man sich, als ob man ihrer Meinung sey, sagte man zu Allem Ja, und führte scheinbar ein, was sie wollte, so war es gut; sie vergaß zu beobachten, ob man wirklich das gethan hatte, was sie wünschte. Von Jugend auf war sie von Menschen umringt gewesen, deren Glück von ihres Vaters und ihren Winken abhing. So hatte sie schon fast als Kind geherrscht; und jetzt kam nun dazu noch die Ueberzeugung, daß sie immer nur das Glück der Menschen auf ihren Gütern wollte.

Sie führte mit einer Menge von Verdrießlichkeiten ein neues Gesangbuch ein, und schrieb dem Prediger vor, wie er predigen sollte. Wirklich hatte sie nicht Unrecht; sie sah das Bessere, und nun hielt sie die Gewalt, womit sie es durchsetzte, für Pflicht. Wo sie mit Gewalt nicht durchkommen konnte, da gebrauchte sie ihre Schönheit, oder Wohlthaten, Höflichkeit und Bitten, selbst bei dem Geringsten ihrer Unterthanen. Sie hob die Brache auf, führte die Stallfütterung ein, und wollte alle Landarbeiten umschaffen. Das zog ihr Prozesse über Prozesse zu; allein sie wußte zu rechter Zeit die hauptsächlichsten Gegner zu gewinnen, oder die furchtsamen zu schrecken, die einigsten Partheien zu trennen, und die feindseligsten zu vereinigen, so daß sie am Ende dennoch

ihren Willen durchsetzte. Die Bauern, welche viele Prozesse gewannen, zuletzt aber doch thun mußten, was die gnädige Frau wollte, und welche sehr bald einsahen, wie vortheilhaft es war, sich ihr gutwillig zu unterwerfen, schlugen einen andern Weg ein: sie stellten sich folgsam, ohne es deshalb zu werden. Alle sprachen nun von Industrie, von Verbesserung der Landwirthschaft und des Unterrichtes, erhoben die gnädige Frau bis in den Himmel, nannten sie die Königin von Saba, und erhielten dafür Geschenke, Remissionen, Befreiung von Diensten. Der Schulmeister sprach von der neuen Methode mit Entzücken, und behielt die alte bei, weil weder die gnädige Frau, noch Lerche, dem sie dieses Fach überließ, in die Schule kamen, ausgenommen wenn Prämien vertheilt werden sollten.

Der Prediger sprach von Aufklärung, lobte Lerchens Predigten, ließ zuweilen anstatt des Glaubens ein andres Lied singen, und predigte fort, wie sonst. Die Verwalter, die Cassirer schrieben die Rechnungen, wie die gnädige Frau sie verlangte, tabellarisch, und betrogen ärger als vorher. Amelie triumphirte über ihre Reformation in Lobenstein, und in der Nachbarschaft wurde ihre Klugheit, ihre Güte, ihre Feinheit bewundert.

Was ihr aber ganz vorzüglich am Herzen lag,

war die Erziehung ihrer Kinder. Da sie glaubte, daß Kinder nur unter Kindern gut gebildet werden können, so mußte sie schlechterdings die beiden aus Lindners Hause haben; und dies war der Grund, warum sie mit dem Herrn von Senk so behutsam zu Werke ging. Theodor und August sollten zu ihren Kindern kommen, ihre Kinder aber nicht zu Lindner gehen. Das wollte sie nicht aus Hochmuth, so hochmüthig sie im Grunde auch war; sondern, weil sie den wieder sehr richtigen Grundsaz hatte, daß Kinder so viel wie möglich vor dem Anblicke der moralischen und physischen Häßlichkeit behütet werden müssen. In ihrem Hause war daher alles schön und in dem reinsten Geschmacke: Mädchen, Bediente, Gemählde, Kupfer, Möbel, Zimmer. Was würden sie, fragte sie Herrn Lerche, in Lindners Hause sehen? Ich kenne das Haus jetzt besser, als Anfangs. Lindner und sein Schwager sind ein Paar Thoren, deren Thorheit um so gefährlicher ist, da sie mit dem höchsten Enthusiasmus davon reden. Ueberdies herrscht dort in Allem Geschmacklosigkeit. Senks Zimmer ist zwar reinlich, aber eine Musterkarte alles Bunten und Unpaßlichen. Bei ihm herrscht die ängstlichste Pedanterie (sie hatte Recht); und bei Lindnern der ärgste Schmutz, die häßlichste Unordnung; (sie hatte wieder Recht.) Nein, meine Kinder sollen nicht dahin gehen; sie würden ihren Geschmack verderben.

Senk, den die Herrschsucht der gnädigen Frau ungehalten gemacht hatte, wollte aber den beiden Knaben nicht mehr erlauben, auf das Schloß zu gehen, wenn nicht die Kinder der Baronin auch zu ihnen kämen. Theodor, der mit ganzer Seele an der schönen gnädigen Frau hing, stahl sich noch oft genug zu ihr; doch eben dieses heimliche Kommen war ihr sehr widrig. Es sollte ein Mensch in Lobenstein seyn, der nicht mit Entzücken seine Kinder zu den ihrigen schickte?

Die Uhr im Ringe war endlich das Mittel, den stolzen Senk geschmeidiger zu machen; und nun durften die beiden Knaben auf das Schloß gehen, so oft die Baronin es wollte.

Theodor, in welchem sie etwas Grosses ahnete, war noch immer ihr Liebling. Welchen feinen Schönheitssinn hat das Kind! sagt sie. Welche Weichheit bei so viel Stolz und Stärke des Charakters! Wie viel Ernst bei so viel Witz! Welch eine innere Ruhe bei so vieler Lebhaftigkeit von aussen! Welche Gutmüthigkeit bei so vielem Muthwillen! Sehen Sie, Lerche, ist es nicht ein junger Löwe, den ich an einem seidnen Faden leite? Was liesse sich aus diesem Knaben machen! Schade, Schade, daß der Zufall ihn in die Hände von Menschen fallen ließ, welche seine grossen Anlagen so lange beschnitzeln werden, bis er sie alle

auf ein den ihrigen ähnliches Steckenpferd, auf eine seltsame Thorheit wendet.

Ihre Schilderung von Theodor war richtig; sie bemerkte aber nicht, daß er einen Theil seiner Vorzüge gerade dem Lindnerischen Hause verdankte, daß die Freiheit seines Geistes, und seine Eigenthümlichkeit sich unter den Eigenthümlichkeiten seiner Pflegeeltern entwickelt hatten, daß seine Gutmüthigkeit, seine Unschuld, seine Offenheit, sein Zutrauen durch die grosse Herzensgüte derselben, und sein Witz, sein Muthwillen durch ihre Thorheiten genährt war. Aber genug, sie beschloß, sich des vielversprechenden Knaben anzunehmen, und ihn auszubilden. Auch dabei hatte sie weit aussehende Plane: sie wollte ihn zu dem Freunde ihres Sohnes erziehen, von dem sie nicht viel hoffte. Theodor gehörte Niemanden in der Welt an, und war also ein Mensch, den sie gänzlich zum Sklaven aller ihrer Plane machen konnte, weil keine Familienverbindung ihn von ihr abzog. Sie war nicht damit zufrieden, so lange sie lebte zu wirken und zu herrschen: noch aus dem Grabe her wollte sie regieren; und das Mittel dazu glaubte sie in Theodor gefunden zu haben. Ihm traute sie Stärke des Geistes genug zu, ihre Ideen dereinst zu fassen und festzuhalten; und die innigste Freundschaft zwischen ihm und ihrem Sohne sollte das Mittel werden, ihre Plane auszuführen. So sehr sie Theodorn auch liebte, so dachte sie

doch eben so wenig an sein, als an ihres Sohnes Glück; und so groß auch ihre Meinung von seinen Talenten war, so sollte er doch nur die Maschine seyn, die ihr Wille in Bewegung setzte. Ihr Plan war — seltsam genug — nur die Bereicherung ihrer Familie und ihrer Unterthanen. Das schloß die sittliche Bildung nicht aus; allein diese sittliche Bildung war für sie nur **Mittel**, nicht **Zweck**, nur der **Weg zum Ziele**, nicht **das Ziel selbst**. Mit Einem Worte: sie wollte etwas thun, das allen andern Menschen unmöglich schien. Industrie sollte den trägen Geist ihrer Unterthanen beleben, Fabriken sie bereichern; der Ackerbau sollte eine Kunst werden, Vorurtheile und Aberglaube verschwinden, Rohheit der Sittlichkeit Platz machen. Der Plan war der edelste, der je von einem Menschen gedacht worden ist; doch bei allen diesen Vorstellungen hatte Amelie nur sich, nur ihren Ruhm in den Augen. Der Glanz ihres Nahmens war das letzte Ziel ihrer Plane. Sie war fest entschlossen, jedes Hinderniß durch jedes Mittel aus dem Wege zu räumen; denn so weich ihr Herz für den Schmerz des Einzelnen war, so glaubte sie doch, ihn nicht achten zu müssen, sobald er ihren Planen im Wege stand.

Zuerst versuchte sie, ob sie Theodorn nicht gänzlich von seinen Pflegeeltern losreissen könnte. Sie spielte darauf an, daß sie ihn wohl zu sich

nehmen möchte; man achtete aber nicht darauf. Ganz leise gab sie nun Sabinen zu verstehen, daß Theodor ihrem Sohne in der Folge einen Theil von Lindners Vermögen entziehen könnte. Sabine wurde nachdenkend, und Amelie hörte an ihren Aeusserungen, daß sie ihre schwache Seite getroffen hatte. Nach und nach rückte sie mit dem Gedanken hervor, daß der Knabe, wenn er ihr überlassen würde, nichts verlieren sollte, und daß dann diese Furcht gehoben wäre. Amelie triumphirte schon, da sie augenblicklich sah, daß sie Eindruck gemacht hatte. Die Habsucht dieser Menschen, dachte sie, wird mich zum Ziele führen. Sie irrte sich aber. Obgleich Sabine eigennützig war, so durfte sie doch Theodorn nur sehen, und sie warf sich den Gedanken, ihn wegzugeben, als ein Verbrechen vor. Sie sah ihn an, legte ihre Hand auf seine Stirn, zog ihn mit Heftigkeit an ihre Brust, und sagte laut: nein, armes Kind! Und wenn auch, wenn auch; du sollst mein Sohn seyn!

Amelie hatte in Sabinens Brust wohl einen Kampf erregt; doch immer siegte darin ihre Gutmüthigkeit. Freilich hatte Sabine den Plan, ihrem Sohne das ganze Vermögen der Familie zu verschaffen, und dieser Plan war ihr so wichtig, wie der Baronin die ihrigen. Aber, sagte sie, sollte ich darum das Kind verstoßen, das uns Gott gegeben hat, und das uns liebt? Nimmer-

mehr! Mag er doch mit meinem Sohne theilen, wenn es nicht anders seyn kann.

Amelie, brachte ihr Anliegen auch bei Lindner und Senk zur Sprache. Sie erbot sich, für Theodors Glück zu sorgen. Ihr Vermögen, lieber Herr Lindner, sagte sie, gehört von Gottes und Rechts wegen ihrem Schwestersohne; und Sie können doch nicht wissen, ob es nicht zu seinem Glücke nöthig ist, daß er es ganz bekommt. Sezzen Sie den Fall, daß dies einmal seyn müßte, so würde es Ihnen doch schwer auf dem Herzen liegen, wenn sie den armen Theodor so hülflos in der Welt zurückliessen. „Nein, Ihr Gnaden," sagte Lindner; „da sey Gott vor! Hülflos? Nein, da wollte ich lieber dem August sagen: es gehört zwar alles dir, weil meine Schwester dich geboren hat; aber theile mit ihm, guter Junge. Im Grunde hat Gott ihn mir so gut gegeben als dich — zwar durch das Fenster; aber wie Gott giebt, sollen wir annehmen." — Und wenn nun August nicht wollte? — „Was?" fuhr Lindner auf. „Wenn er nicht wollte, so wäre er ein Hurkind; so wäre er Sabinens und meines guten Schwagers Sohn nicht; so wollte ich sagen: der Teufel hat dich in die Welt praktizirt; meine Schwester hat dich nicht geboren."

Amelie hatte noch manches Aber, das Lindnern auf das Herz fiel; doch als sie weg war,

sagte er: „das ist nur lächerlich. Die beiden Jungen sind ja wie Orestes und Pylades. Nein, wahrhaftig, wenn sie sich an meinem Sterbebette zanken, so zanken sie gewiß darüber, daß keiner erben will. Das ist ja ganz unmöglich! Sich zanken über die Erbschaft!"

Unmöglich wohl nicht, lieber Bruder! sagte Sabine seufzend.

„Und gäbest du mir eine solche Ohrfeige, wie mir mein Conrektor auf der Schule bei einer ähnlichen Gelegenheit eine gab, so übersetze ich doch nicht anders. Der Conrektor nahm es mir nicht übel; Gott aber gewiß nicht. Schwager, ich muß Ihnen doch den Vorfall erzählen. Als ich etwa funfzehn Jahre alt war, da — sehen Sie, ich präparirte mich immer recht fleißig auf die Lection — da kam eine Stelle vor in einem Griechischen Autor, daß sich zwei Brüder über die Erbschaft gezankt hätten. Ueber die Erbschaft! das wollte mir nicht in den Kopf; ich hielt es für unmöglich, und dachte, es gäbe keinen Sinn. Nun glaubte ich, meine Sache recht klug zu machen. Ich schlug das Lexikon nach, und fand, daß das Wort κληρος auch einen Wurm in einer Honigscheibe bedeutet. Also übersetzte ich frisch: die beiden Brüder zankten sich über den Wurm in der Honigscheibe. Der Conrektor gab mir eine tüchtige Maulschelle, die erste in meinem Leben. Ich ging zu dem Rektor, mich

zu beschweren, und sagte ihm, warum ich so übersetzt hätte. Er lächelte ein wenig; aber doch kamen ihm Thränen in die Augen. Der Conrektor, mein Sohn, sagte er, mußte Ihm das übel nehmen; denn es war falsch übersetzt. Und — der alte Mann drückte mich an die Brust — Brüder sollen sich gar nicht zanken, auch nicht über einen Wurm in der Honigscheibe! Er hatte Recht; das hatte ich nicht bedacht. — Seht, so denke ich noch jetzt."

Ganz wollte die Sache indessen ihm nicht aus dem Kopfe, und das Gespräch wurde oft erneuert. „Die Kinder lieben einander," sagte Lindner. Senk aber sagte: und gehen zwei Uhren auch noch so richtig — nach vier Wochen sind sie doch eine halbe oder Viertelstunde aus einander; und Menschen sind wie Uhren. Jetzt sind die Kinder noch einig; höchstens differiren sie um eine Sekunde, die man nicht merkt. Aber nach vier Wochen? nach zehn Jahren?

„Recht!" erwiederte Lindner; „gerade so sagt auch Pindar: *αἰδως ὑποκρυφα κερδει κλεπτεται*, der ehrlichste Mann kann nach und nach durch Gewinnst ein Spitzbube werden! — Was machen wir da aber? Da kann beim Lichte besehen die gnädige Frau doch wohl Recht haben. Geben wir ihn hin? Sie verspricht ihm so viel,

als einmal sein Theil betrüge, wenn er mein Erbe würde; und so behält August . . ." —

Hier entstand unter den drei Menschen eine Stille, und keiner von ihnen hatte das Herz, die Andern anzusehen. In dem Augenblick traten die beiden Knaben in das Zimmer. Theodor hinkte, und wurde von August geführt. August gab seinem Freunde einen Apfel, den dieser von der Spitze eines Baumes heruntergeholt hatte, wobei er gefallen war. Gieb mir ein Messer; du bekomst die Hälfte, sagte Theodor. Nein, erwiederte August: dies Mal nicht; denn du bist dabei gefallen. Behalt ihn ganz. — Theodor theilte den Apfel, und gab die bessere Hälfte seinem Freunde.

Diese Kleinigkeit bestimmte die halb schwankenden Eltern. Sabine nahm die Knaben in ihre Arme, und sagte herzlich: meine beiden lieben Kinder! Gott segne Euch! Bleibt immer so einig! — „Dazu helfe Gott!" sagte Lindner. „Nicht wahr, Sabine?" Sie gab ihrem Bruder die Hand, und Senk schlug durch. Ohne ein Wort zu wechseln, hatten sie alle Drei beschlossen, daß Theodor bei ihnen bleiben, und einmal mit August theilen sollte. „Kommt her!" rief Lindner nun: „ich will Euch ein Griechisches Wort lehren. Κληρος heißt die Erbschaft, und auch ein Wurm in einer Honigscheibe. Behaltet das! Der Wurm,

der in uns sizt, der so lange an uns nagt, bis wir umfallen und sterben, der ist das Erbtheil aller Menschen. Wenn Ihr einmal erbt, und wären es Millionen, so denkt an den Wurm des Todes, der in Euch sizt und an Euerm Leben nagt; dann werdet Ihr Euer Herz nicht an das Gold hängen." Die Kinder sahen Lindnern starr an, weil er in grosser Bewegung redete. „Und wie Ihr den Apfel getheilt habt," fuhr er fort; „so theilt einmal Alles im Leben mit einander, Freude und Leiden! Hört Ihr?" — Die beiden Knaben verstanden ihn nicht; indeß versprachen sie, alles zu theilen. Und recht ehrlich! sezten Beide versichernd hinzu.

Amelie, der man diesen Entschluß zu wissen that, gab dennoch ihren Plan nicht auf. Sie rechnete jezt auf Theodorn selbst, und sagte lächelnd: am Ende wird es doch wohl auf den Knaben selbst ankommen, bei wem er bleiben will. Wir müssen also um die Liebe des Kindes ringen. Sie dachte nicht einmal von fern daran, daß sie damit umging, den Knaben undankbar gegen seine Wohlthäter zu machen; ihr einziger Gedanke war, zu siegen. Jezt zog sie den Knaben auf alle nur mögliche Weise an sich, und es gelang ihr sehr gut. Theodor hängte sich mit der zärtlichsten Innigkeit an sie; und eben diese Innigkeit des Kindes bestärkte sie noch mehr in ihrem Entschlusse. Zuweilen fiel ihr wohl einmal ein, daß

sie den Knaben der Familie entziehen wollte, die das heiligste Recht auf ihn hatte; allein sie that es ja zu seinem Besten, und handelte folglich, wie sie glaubte, nicht unrecht. Dabei sorgte sie schon für ihre künftigen Plane. Theodor bekam von Lerchen sorgfältigen Unterricht, wie ihre eigenen Kinder; auch ging er mit diesen in die Französischen Stunden bei der Französin, einem vortrefflichen Mädchen aus der Schweiz, das sich noch mehr durch Reinheit des Herzens, als durch gründliche Kenntniß ihrer Sprache, auszeichnete. Wirklich konnte Theodor keinen besseren Menschen in die Hände fallen, als Lerchen und der Schweizerin. Lerche war ein wenig geckenhaft, doch ein Mann von vielen Kenntnissen und grosser Liebe zu Kindern. Dabei trieb indeß Lindner zu Hause die gelehrten Sprachen mit den Knaben ruhig fort, und sein Ernst, seine langsame Genauigkeit in dem Unterrichte hielt Lerchens Flüchtigkeit und Vielwisserei die Wage. Die Knaben lernten von Beiden viel; Einer hätte sie zu Pedanten oder zu Gecken gemacht.

Nach und nach fing Amelie an, bei Theodorn auf ihren Zweck hinzuarbeiten: sie fand aber, was sie nicht erwartet hatte, Widerstand. Er liebte seine Pflegeeltern wirklich von ganzem Herzen, weil sie ihn liebten; aber hätte er sie auch nicht geliebt, so würde doch seine Liebe zu August den Plan der Baronin zerstört haben: denn schon

alle ihre früheren Versuche, ihn von seinem Bruder zu trennen, waren vergeblich gewesen. So viele Anhänglichkeit er für seine schöne Mutter, wie er Amelien nannte, auch hatte, so kam sie doch der für den kleinen Senk nicht gleich. Er blieb wohl gern bei der Baronin; aber August mußte wenigstens im Hause seyn, wenn er bleiben sollte. Der kleine Raubahn gefiel ihm nicht, wie er Amelien geradezu erklärte. Für Theodors offnen, arglosen Sinn, war der Knabe zu schleichend, zu lauernd, zu listig. Sie lebten indeß einig, weil der kleine Raubahn seine Mutter sehr fürchtete, und immer, wenn er Theodorn bis zum Zorne gebracht hatte, nachgab. Uebrigens hatten Lerche und die Gouvernante bei Theodor Sinn für die Dankbarkeit geweckt, die er seinen Pflegeeltern schuldig war.

Endlich aber fand Amelie eine sehr mächtige Gehülfin für ihre Plane; und das war ihre Tochter. So widrig der kleine Raubahn Theodoren war, so lieb wurde ihm dagegen Heloise, ein sanftes weiches Kind, aus dessen hellblauen Augen nur Liebe, Vertrauen, Güte und Geduld hervorleuchteten, trotz allem, was die Mutter that, ihr, wie sie es nannte, **mehr Charakter** zu geben. Die Baronin liebte ihre Tochter ganz vorzüglich; sie suchte daher diesem ausserordentlich schönen Kinde ihren ganzen Geist einzuhauchen, und das Ideal eines gebildeten Mädchens daraus

zu machen. Schon jetzt träumte sie sich, wenn sie das liebliche Kind bei seinen kleinen Spielen beschäftigt sah, die glänzendste Zukunft. Sie sah Heloisen schon als die Gattin des reichsten Grafen in Deutschland, und in dem thätigsten, nützlichsten Leben. Alles, was sie selbst verfehlt hatte, sollte ihre Tochter nicht verfehlen, und ihre Wirksamkeit in einem andern, noch grössern Kreise fortsetzen. Wie glücklich fühlte sie sich bei dem Gedanken, daß ihr Sohn hier, und Heloise vielleicht in der Nachbarschaft gebieten, und ihre Reformations-Plane ausführen würden. Die durch Herrschsucht verblendete Baronin sah nicht, daß Heloise nicht einmal einem Bedienten befehlen konnte. Die Gouvernannte, welche mehr in der Kinder Gesellschaft war, als die so beschäftigte Mutter, theilte Heloisen ihren sanften, weichen Charakter mit, und gab ihr noch mehr, auch die Liebe, die sie für Theodor fühlte. Theodor war nicht nur Ameliens, er war aller Menschen Liebling, die ihn kannten, Lerchens, der Gouvernante, des ganzen Schlosses.

Der wilde, ehrgeitzige Knabe schien so wenig zu Heloisens sanfter Weichheit zu passen; auch währte es lange, ehe er Wohlwollen für sie faßte. Doch endlich bekam er es, und in sehr hohem Grade. Jezt spielte er mit Heloisen alle Spiele, die sie gern wollte. Er war nur noch wild und Wagehals, wenn es darauf ankam, einen ihrer

Wünsche zu erfüllen; aber er schmiegte sich sanft wie ein Lamm an sie, sobald sie ihm nur eine finstre Miene machte. Mit seiner kindisch wilden Phantasie, mit seiner heftigen Innigkeit für Schmerz und Freude zog er das weiche, sanfte, furchtsame Herz Heloisens an sich, das immer eines Schutzes bedurfte.

„Der älteste Senk," sagte Amelie einmal von ihm, als er so eben aus einer Unterredung über Eltern- und Kinderliebe kam, die er, ohne ein Wort zu sagen, angehört hatte. „Senk?" fragte er schnell; „ich heisse nicht so." Die Gouvernante fragte: wie heissest du denn? (Amelie gab der Französin einen Wink, weil sie es nicht gern sah, daß man von seiner Herkunft sprach.) „Ich heiße nur Theodor," gab er rasch zur Antwort. „Eltern hab' ich nicht." — Keine Eltern? fragte Heloise, und sah ihn an. Theodor trat zu ihr, und erzählte eifrig. „Als ich ein Kind, erst ein Paar Stunden alt, gewesen bin, haben mich meine Eltern durch das Fenster in meines guten Pflegevaters Studierstube schieben lassen. Ich bin ein Findelkind, ein Theseus." Amelie unterbrach das Gespräch; aber nach einer Stunde erneuerten es Theodor und Heloise, als sie allein im Garten waren. Warum thaten das Ihre Eltern, Theodor? fragte Heloise. (Die Kinder mußten einander Sie nennen.) „Ich weiß es nicht," antwortete er finster. „Aber ich spreche recht oft

im

im Traume mit meinen Eltern. Auch die wohnen in einem Schlosse, wie Ihre Eltern, Heloise. Mein Vater," setzte er heimlich hinzu, „ist ein König, und meine Mutter eine grosse Frau, schön wie ein Engel, wie eine Fee." Heloise horchte, und Theodor erzählte nun etwas Näheres von seinen Träumen, die aus oft wiederholten Gedanken an seine Eltern, und aus den Feenmährchen, welche Lerche erzählte, zusammengesetzt waren. „O, ich weiß noch mehr!" fuhr er mit Hitze fort. „Alle Menschen in Lobenstein verachten mich, und geben mir häßliche Nahmen. Als ich noch auf der Wiese mit den andern Kindern spielte, da sollte ich nichts seyn, nicht König, nicht Officier; denn ich hätte nicht einmal Eltern, sagten sie. Aber ich möchte nun nicht einmal Eltern haben; ich verlange keinen andern Nahmen als Theodor. Wenn ich groß bin, so . . . Vater Lindner meint, ich soll studieren und Rektor werden; aber ich gehe in den Krieg, und wenn ich grosse Thaten gethan habe, wie Theseus, und ich komme dann einmal mit der Armee hierher und bin General, wie Ihr Vetter, Heloise: dann . . ." — . . . dann komme ich Ihnen entgegen, unterbrach ihn Heloise. — „Dann, dann . . ." fuhr Theodor mit glühenden Wangen fort, und erzählte nun die riesenhaften Dinge, die seine Phantasie ihm in einsamen Stunden vorgaukelte.

Diesen Weg hatte seine Phantasie durch Lind-

ners Unterricht, durch die Verachtung und die Vorwürfe seiner ehemaligen Spielgefährten, die auf seinen Umgang im Schlosse neidisch waren, und durch Feenmährchen genommen. Aeusserte er einmal etwas davon gegen seine Pflegeeltern, so sagte Senk: ist der Junge nicht ein Narr? Ein guter Uhrmacher sitzt in ihm! — Lindner stimmte auf einen Rektor, und auch er nannte den Knaben einen Narren. Theodor schwieg daher, und behielt seine Träume, mit denen man ihn neckte, für sich. Heloise hörte sie, wie Kinder jedes Feenmährchen, mit unglaublicher Begierde; und da der Held des Mährchens vor ihr stand, so galt ihr Alles für wahr. Sie half ihm seine Thaten erfinden, und brachte immer sich selbst mit in sein ungeheures Spiel.

Beide Kinder hatten jetzt den Punkt getroffen, wo sie einander anzogen; und konnten sie eine Stunde allein seyn, so sprachen sie gewiß von Theodors Lebenslauf. Alte und neue Geschichte wurden mit Feenmährchen zusammengeschmolzen, um den Helden Theodor recht abentheuerlich herauszubringen. Heloise hatte ihn so oft und mit so grossem Vergnügen schaffen helfen, daß Theodor ihr schon dadurch sehr interessant werden mußte. Junge Leute knüpft nichts fester zusammen, als gemeinschaftliche Thränen und Freuden; Kinder werden nur durch gemeinschaftliche Spiele der Phantasie recht innig verbunden.

Den ruhigen August konnte Theodor zu diesen Träumereien einer so stark erregten Einbildungskraft nicht gebrauchen. August, der jedes Abentheuer mit ihm hätte theilen müssen, hielt ihn mitten in dem Fluge seiner Phantasie auf; er war wie ein Bleigewicht, das ihn immer wieder niederzog. Heloise aber ließ ihn allein grosse Reisen machen, ließ ihn allein seine wundervollen Schicksale bestehen; und wenn er nun nach hundert grossen Thaten wieder zurückkehrte, empfing sie ihn höchstens am Eingange der grossen Allee, um sich von ihm erzählen zu lassen. So schufen sich diese Kinder eine Bilderwelt, auf welche sie die wirkliche bezogen. In den Lehrstunden blickten sie gewiß einander lächelnd an, so oft von einer Gefahr, die ein Mensch bestanden, von sonderbaren Schicksalen, die einer erlebt hatte, oder von rechtgewagten Unternehmungen die Rede war. Sie konnten kaum das Ende der Stunde abwarten, um dann sogleich den Vorfall in Theodors Leben mit einzuflechten.

Diesen gemeinschaftlichen Gang, den die beiden Kinder mit ihren Köpfen nahmen, hielt Niemand für bemerkenswerth, wenn auch Heloise zuweilen plauderte. Es ist ein Kind! sagte man. Brachte Theodor zu Hause jeden Augenblick etwas von Heloisen in seine Gespräche; so achtete noch weniger Jemand darauf, ausgenommen, daß Lindner den Nahmen Eloise, der ihm fremd

war, von Eloah ableitete, und „Göttin“ übersetzte. Senk wurde in der That einmal aufmerksam, als der Knabe ihn unaufhörlich um Unterricht im Walzenmachen quälte, und mit seiner Hülfe eine Walze verfertigte, die Heloisens Lieblingsliedchen spielte. Er schüttelte bedenklich den Kopf, weil er sich seiner Ismenen-Uhr erinnerte, und sagte: Binchen, das kommt mir bedenklich vor mit der kleinen Heloise und unserm Theodor. (Der Knabe war jetzt zwölf Jahre alt, und Heloise acht.) Sabine meinte: Theodor wäre ja noch ein Kind. Senk sagte: du hältst das für Kleinigkeit; aber (er hielt ihr die Uhr im Ring vor die Augen) zeigt nicht diese kleine Uhr die Zeit so gut, wie die allergrößte? Mir fällt dabei deine Ismenen-Uhr ein; ich will sie doch wieder zurecht machen. — Das war alles. Senk hatte sein Gleichniß von den Uhren angebracht, und dachte nun nicht weiter an Theodor.

Die Baronin bemerkte wohl, daß Theodor mit grosser Innigkeit an ihrer Tochter hing; aber sie freuete sich darüber, wie über seinen Ehrgeiz. Sein Auge funkelte, so oft sie mit ihm über den Ruhm sprach, den sich ein Mensch erwerben könne, wenn er seine Zeit, seine Kräfte für das Glück seiner Mitmenschen aufopfere. Ihr eigener Sohn hörte das kalt an; Theodor hingegen glühete, und zitterte, wenn sie ihm erzählte, was Friedrich der Zweite für das Wohl, für die Aufklärung seines Volkes

gethan habe, wobei sie denn hinzu setzte: das kann jedermann, sobald er nur will — zwar nicht für ein ganzes Königreich, aber desto sicherer für eine kleine Anzahl von Menschen. Das kannst auch du, Theodor, wenn du nur willst! — Jezt hatte sie doch ein Gegengewicht für seine Freundschaft zu August; jetzt sah sie ihn doch enger an ein Mitglied ihrer Familie geknüpft! Ihre Neigung zu dem Knaben war seit der ersten Schmeichelei, die er ihr sagte, immer mehr gewachsen; denn ihre Eitelkeit fand bei ihm auf mancherlei Weise Nahrung: was sie von seinen Talenten prophezeiet hatte, ging ja bis zum Erstaunen richtig in Erfüllung; und dabei hing er noch immer mit Leidenschaft an ihr, und bewunderte alles, was sie that, weil sie ihm das Ideal der Größe war. Trotz seinem eigenen Stolze bewies er ihr eine so grosse Ehrfurcht, einen so unbedingten Gehorsam, daß sie wohl tausendmal wünschte, er möchte ihr Sohn seyn. Ueberdies war er ja alles durch sie; denn durch **ihre** Vorsorge, durch **ihre** Bildung hatte er erst angefangen, sich so zu entwickeln. Sie entdeckte sogar in seinem Charakter grosse Aehnlichkeit mit dem ihrigen: eben die rastlose Thätigkeit, eben das ewige Planmachen, eben das rasche Zufahren und Eingreifen in die Wünsche Andrer. Daß er ihr Liebling war, verhehlte sie gar nicht. Niemand zweifelte daran; jeder, und — was sehr viel sagen wollte — auch sie selbst trauete sich die größten Aufopferungen für sein Glück zu.

So war es ihr denn sehr lieb, daß er sich so innig an Heloisen hängte. Diese fesselte ihn nun, und sie selbst bedurfte aller der kleinen Künste nicht mehr, ihn den größten Theil des Tages auf dem Schlosse zu behalten. Lindner und Senk gewöhnten sich jetzt immer mehr daran, Theodorn zwischen sich und die Baronin zu theilen, besonders, da August fast immer sein Gesellschafter war. Auch sahen sie, wie vortheilhaft diese Erziehung auf die Kinder wirkte; und das konnte ihnen um so weniger gleichgültig seyn, da Lindner immer älter und stumpfer ward. Uebrigens vergaß die Baronin nicht, von Zeit zu Zeit dem guten Senk eine Spielerei hinzuwerfen, die ihn beschäftigte, und durch die sie ihn beherrschte. Bei Lindner und Sabinen brauchte sie das nicht einmal, da für die ihr Rang schon hinreichte. Sie triumphirte; denn die Knaben kamen regelmäßig auf das Schloß, und Theodor brachte unter allerlei Vorwande sogar manche Nacht da zu. Seitdem Heloise solchen Antheil an seinen künftigen Abentheuern nahm, that er das mit Vergnügen, so herzlich und innig er auch seinen August liebte, und so ungern er sich sonst von ihm getrennt hatte.

Als Heloise und Theodor der ewigen Feen- und Wundergeschichten überdrüßig wurden, waren ihre Seelen schon so gänzlich Eins, daß sie nun keines Spielwerks mehr, sondern nur ihrer Liebe bedurften, um gern bei einander zu bleiben.

Sie wechselten durch Unterricht, jugendliches Alter, Lektüre und Nachdenken wohl hundertmal ihre Lieblingsideen; doch immer hatten sie einerlei, und immer fand Theodor die ästhetische Seite an ihnen heraus, die ihrer Phantasie eine neue, schönere und feinere Nahrung gab, und ihre Herzen fester zusammenzog. Lerche, so wie die Gouvernante, bemerkte, daß die Phantasie der beiden Kinder keiner Nahrung bedurfte, daß sie vielleicht in sich selbst schon zu viel hatte. Er sagte das der Baronin; sie lächelte aber, und erwiederte ein wenig ironisch: ich spreche Sie von jeder Verantwortung frei, lieber Lerche. Wenn Gefahr dabei ist, wie Sie fürchten, so muß Heloise mit ihr bekannt werden, um ihr ausweichen zu können. Man sage den Kindern nur nicht, „ihr thut Unrecht," damit sie nicht heimlich seyn lernen. Man lege nicht Werth auf Dinge, die keinen haben. Erst dadurch, daß man Gefahr befürchtet, erregt man sie. — Lerche stellte ihr vor, daß diese Neigung, so kindisch sie auch sey, doch sehr ernsthaft werden könne. — Werden kann also. Wohl! dann wollen wir schon sehen. Jezt aber ist es mein Wille, lieber Lerche, daß die Kinder einander lieben sollen.

Amelie hatte in ihren Grundsätzen nicht Unrecht, obgleich auch Lerche nicht in diesem einzelnen Falle. Sie war zu sorglos; und das mußte sie seyn, da sie nie geliebt hatte. Von Jugend

auf war sie nur von Menschen umgeben gewesen, die sie bedienten. Ihr natürlicher Stolz, den ihr Vater nährte, hatte alles Vertrauen zwischen ihr und Andern gehindert. Schon als Kind wollte sie nur befehlen; und so fand sie nicht Ein Herz, das sie liebte. Dann nahmen Reisen, Arbeiten, Plane alle ihre Zeit weg. Ihrem Manne gab sie ihre Hand nur nach der kalten Ueberlegung, daß sie bei ihm glücklich seyn würde. Einmal hatte wohl eine flüchtige Neigung ihr Herz in Bewegung gebracht; es war ihr aber nicht schwer geworden, diese Neigung, welche sie schon für Leidenschaft hielt, zu besiegen, weil eine Verbindung mit dem Manne, der ihr gefiel, unschicklich gewesen seyn würde. So beurtheilte sie das menschliche Herz nach ihrem eigenen, und war bei der Neigung der beiden Kinder zu einander gänzlich unbesorgt.

Da sie von Allem durch das Lesen angenehmer und leichter Bücher nur oberflächliche Kenntnisse erhalten hatte, und mit diesen Kenntnissen selbst in den Gesellschaften der Männer zu glänzen verstand, so verlangte sie, daß Heloise eben den Weg gehen sollte, den sie gegangen war. „Die Kinder," sagte sie, „müssen den Menschen kennen lernen: das ist die erste oder einzige Wissenschaft. Trockne Moralisten, oder systematische Werke, bei denen man einschläft, können wohl Pedanten bilden, aber nicht Menschen." Sie gab

daher ihren Kindern und Theodorn alle Bücher in die Hände, die ihr den Schaz der Menschenkenntniß zu enthalten schienen. Heloise hatte bis jezt noch gar nicht gelesen, und also erhielt ihre Phantasie mit jedem Buche einen neuen Schauplaz, auf dem ihre eigenen Gefühle spielen konnten. Lerche gab den Kindern Gesners Idyllen, und Theodor und Heloise lasen sie mit grosser Begierde. Der Garten wurde ihr Arkadien; die zehnjährige Heloise hatte ihr Lamm, ihr Körbchen, das Theodor geflochten, ihren Becher, den er geschnizt hatte. Ihre moralischen Gefühle wurden erhöhet; aber ihr Herz gerieth dabei in eine starke Bewegung. Sie und Theodor schöpften aus der Quelle, die im Garten entsprang, und tranken, gewiß mit sehr unschuldigen, aber doch zu süssen Empfindungen, aus ihrem Becher. Im Bosket bildeten sie sich ihre Lauben, ihre Schattenplätze.

Der alte Lindner wunderte sich nicht wenig, als Theodor auf einmal die Attribute Amors so genau kannte und von der Paphischen Göttin, von den Grazien, in einer so wohlklingenden Prosa redete. Sabine wurde aufmerksam, da Theodors Blicke ihr allzu sehr funkelten, und fragte ein wenig genauer nach den ihr fremden Nahmen. Es war ein Glück, daß Lindner sich in das Gespräch mischte, weil Theodor, seinem Gesner zufolge, den Amor auf ein mit Zephyrn bespanntes Rosenblatt setzte. „Wo das auch steht," sagte Lindner

— „es ist erlogen. Eros oder Amor — liebe Sabine, höre doch zu: der Junge weiß es ja nicht recht! — Amor ist ein Sohn der Nacht, oder auch . . . Hier ist Hesiodus."

Sabine wurde wieder ruhig, da sie hörte, daß ihr Bruder den Amor so gut kannte. Lindner berichtigte nun Gesners Ketzereien aus Damms Götterlehre; und als Sabine dann doch sagte: das kommt mir nicht gut vor; so antwortete er: „hat nichts zu bedeuten, Schwester! Der Junge weiß ja nichts recht. Lauter Mährchen, die Lerche ihm in den Kopf setzt! Jetzt weiß er's aus Damm." So leitete Lindner den Blitz glücklich ab, der leicht zu viel erhellen konnte; denn Sabine, die nie an Liebe dachte, ohne zugleich an den Traualtar und das Taufbecken mit zu denken, würde wahrscheinlich in dem Kopfe des Knaben Ideen erregt haben, die er noch nicht hatte.

Lindners Gelehrsamkeit beruhigte Sabinens Besorgnisse jedes Mal. Theodor plauderte von der schönen Daphne, und Sabine sah ihren Bruder sogleich bedenklich an. „Daphne, Schwester, war ein Thal bei Antiochien, das von den vielen Lorbeerbäumen seinen Nahmen hatte; auch heissen einige mythologische Personen so. Sieh, das Thal . . ." — Nun hob er an, und das Ding wurde so gelehrt, daß es Sabinen unbedenklich

schien. Theodor konnte also sein ganzes poetisches Zeitalter ruhig verleben.

Die Baronin hatte Recht; die beiden Kinder spielten den ganzen Gesner durch, ohne eben etwas dabei zu denken. Theodor ging mit dem schönen Mädchen im Bosket, hatte ihre Hand gefaßt, pflückte ihr Blumen, bekränzte ihren Strohhut, und trank mit ihr aus dem hölzernen Becher; dabei waren sie aber Beide so unschuldig, wie die Schäfer, deren Rollen sie spielten.

Amelie glaubte endlich, doch etwas thun zu müssen. Sie trug daher nach und nach ihre Lebensphilosophie vor, die in folgenden Sätzen bestand: „Es ist die Bestimmung des Menschen, Andre zu beglücken, das heißt, sie von ihren Irrthümern, von Aberglauben, rohen Ausbrüchen ihrer Leidenschaften, von unthätiger Gefühllosigkeit zu befreien, und ihnen dagegen durch Industrie, erhöhte Thätigkeit und Verbesserung ihrer Gewerbe neue Quellen des Wohlstandes und eines edleren Lebensgenusses zu verschaffen. Armuth ist die Quelle von tausend Lastern, Unwissenheit die Ursache von der Roheit der niedern Stände. Da nun aber der Mensch nichts so ungern fahren läßt, als seine Vorurtheile, seinen Aberglauben, seine Gewohnheiten, und besonders seine Leidenschaften, seine träge Unthätigkeit: so ist der Gebildete zum Vormunde des Ungebildeten bestimmt. Er muß

ihn unvermerkt, selbst wider Willen: an das Ziel führen, das er erreichen soll; und dazu gehört die Kunst, den roheren Menschen zu unterjochen, zu beherrschen. Man muß ihn zu behandeln verstehen, die Wohlthaten, die man ihm erzeigt, geltend zu machen wissen, ihn in Furcht setzen, ihn blenden, sich das Ansehn eines höhern Wesens geben, so daß er keinen Ungehorsam wagt. Dazu aber gehört ein hoher Grad von Klugheit, von Superiorität des Geistes, Beherrschung seiner selbst, Mäßigung seiner eignen Leidenschaften, und besonnene Gegenwart des Geistes. Es kann ein Mensch sehr gut und redlich seyn, und dennoch diese seine Bestimmung gänzlich verfehlen. Feine, von Vorurtheilen freie Bildung des Verstandes, Mäßigung aller Gefühle ist daher beinahe die einzige Tugend des Menschen. Man muß sein Herz aufopfern können, um seine Pflicht zu erfüllen. Die Phantasie täuscht den Menschen, auch den klügsten, so oft! sie schiebt ihm Gefühle als das Glück des Lebens unter, und verspricht den Empfindungen eine ewige Dauer, deren sie nicht fähig sind. Der Weisere ist zum Herrschen geboren: das ist seine Bestimmung und sein Lohn."

Von der Wahrheit dieser Philosophie war die Baronin so fest überzeugt, daß sie auch nicht einmal den Willen hatte, irgend ein anderes System kennen zu lernen. Sie täuschte sich mit dem Worte: Glück. Das Glück ihrer Unterthanen war ihr

Zweck; und dieses Glück bestand in Wohlhabenheit, und das Mittel dazu in erhöheter Sittlichkeit. Die Wirkung ihres Systems mußte freilich am Ende eben die seyn, welche das edelste System der Sittlichkeit haben könnte. Aber sie selbst? ihr eigenes Herz? Glücklicher Weise milderte ihre natürliche Gutartigkeit das Gift, das in dieser Art zu philosophiren liegt. Doch — wie gefährlich konnte ein so egoistisches System den Herzen ihrer Kinder werden! Daß es nicht so gefährlich wurde, machten Lerche und die Gouvernante durch ihren Unterricht. Lerche hatte als Theologe ein anderes System; er leitete die Verpflichtung zur Tugend aus der Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes ab, ungeachtet er in Unterredungen mit der Frau von Raubahn ihr System zu billigen schien. Sein System gab dem Menschen den Werth wieder, den er nach Ameliens Philosophie nicht hatte. Er sagte: du sollst tugendhaft seyn, weil es der ewige Wille des gütigen Gottes ist.

Die Gouvernannte hatte gar kein System, aber dagegen ein reines warmes Herz voll Güte, Geduld, Sanftmuth, und eine Seele, voll kindlichen, heissen Glaubens an die Ewigkeit. So oft sie von der Tugend redete, von der Pflicht, jeden Menschen, und am meisten den Unglücklichen, zu lieben: füllten sich ihre Augen mit schönen Thränen, ihre Brust hob sich, ihr Auge wendete sich langsam und funkelnd gen Himmel. Die Kinder,

besonders Theodor, wollten auch mit ihr, weil sie daran gewöhnt waren, über die Tugend räsonniren; sie aber sagte: ich fühle nur, was Tugend ist: daß kein Auge über mich weint, kein Herz in Furcht vor mir, oder in Schmerz über mich schlägt. Und dabei drückte sie die Kinder eins um das andere an ihre Brust, und sagte gerührt: ich weiß sonst nichts, als daß wir gütig seyn, daß wir die Menschen lieben müssen. Wie die Menschen glücklich, und was aus der Erde, aus allen Menschen werden soll: guter weiser Gott! das weiß ich nicht. Es kann ja sogar aus dem Guten, das ich thue, Uebel entstehen, obgleich wohl nur selten. Aber dennoch könnte ich keinem Menschen wehe thun, auch wenn ich glauben müßte, es sey ihm nüzlich. Die Menschen zu lieben, mit ihnen alle unsre Freude, unser Herz, unser Vermögen, und auch wieder ihr Unglück, ihre Thränen, ihre Noth zu theilen: das ist uns befohlen, wie mein Gewissen mir sagt. Was daraus entstehen kann, das wird Gott leiten; und im Grabe, hoffe ich, wird er fragen: hast du die Menschen, meine Kinder, herzlich geliebt? und nicht: was ist aus deiner Liebe entstanden? Fragte er das, so würde ich antworten: weiser Allwissender, ich that im Glauben, was ich konnte; ich kränkte keins deiner Kinder, ich liebte sie alle.

So sprach die Gouvernante über die Tugend. Die Kinder lernten dabei nichts; ihre Herzen be-

kamen aber Kraft und Wärme. Sie würden besser durch die frommen Thränen, und noch mehr durch das fromme Leben der Gouvernante.

Amelie wußte nicht, daß ihr System, auf welches sie auch bei dem Umgange Theodors und Heloisens so sehr rechnete, ohne Unterlaß von Lerchen absichtlich, und von der Französin unwissender Weise, aber desto wirksamer, widerlegt wurde. Sie glaubte, die blosse Bemerkung: „Theodor ist unter deinem Range; du würdest dich durch Liebe zu ihm unglücklich machen, Heloise!" müßte hinlänglich seyn, die beiden Herzen zu rechter Zeit wieder zu trennen. Aber sie wußte nicht, daß Lerche die Menschen nur in zwei Klassen abtheilte, in gute und böse, und daß die Französin den Genuß der stillsten Häuslichkeit in Liebe als das höchste Glück, als die sicherste Grundlage eines Lebens voll Tugenden, mit den lebendigsten Farben schilderte. Zu allem Unglück entstand bei Lerchen sowohl, als bei der Französin, wieder durch Ameliens Schuld, ein Irrthum, der die Liebe der beiden Kinder beförderte. Amelie hielt es für rathsam, von ihren Planen, von ihren letzten Endzwecken zu schweigen. Es war ihr ein Triumph, selbst die Menschen, die sie zur Ausführung ihrer Wünsche brauchte, über ihre Absichten in Ungewißheit zu lassen. Auch mißfiel es ihrer Herrschsucht schon, jemanden ihre Plane anzuvertrauen; denn die Menschen galten ihr nur für Maschinen,

die sie auszog, wie Senk seine Uhren. Sie konnte zuweilen sogar äussern, Senk habe nicht mehr Uhren in seiner Gewalt, als sie, und die ihrigen gingen besser, als die seinigen. Von ihren Absichten mit Theodor wußte also niemand etwas. Da sie nun Lerchen sagte, sie nähme die ganze Verantwortung von Theodors Umgange mit Heloisen auf sich; da ferner ihre grosse Vorliebe für den Knaben, ihr Wohlgefallen an dem Umgange der Kinder jedermann auffiel; und da sie zuweilen etwas räthselhaft zu verstehen gab, daß Theodor gänzlich ihrer Familie angehören solle: so waren Lerche und die Gouvernante auf den Gedanken gekommen, daß die Baronin vielleicht die beiden Kinder für einander bestimme. — Ich bitte Sie, Lerche, versäumen Sie den kleinen Theodor nicht, sagte sie oft; ich habe in der That etwas sehr Grosses mit ihm vor. — Was kann das anders seyn, dachte Lerche, als eben eine Verbinbindung mit ihrer Familie! Er gerieth sogar auf den Argwohn, daß sie um Theodors Herkommen wisse; denn sie äusserte zuweilen: ich, ich allein weiß, welche Wendung das Schicksal dieses Kindes nehmen muß. — So kann es denn nicht befremden, daß man Theodorn und Heloisen weniger bewachte. Es war noch ein Glück, daß die Französin, die mit ihrem weichen Herzen so grossen Theil an der unschuldigen Liebe beider Kinder nahm, ihnen nicht verrieth, welche Hoffnungen sie hatte. Eigentliche Liebe fühlten die Kinder

nicht,

nicht, weil Kinder deren noch nicht fähig sind; aber es war doch mehr, als eine kindische Neigung. Gesners Idyllen hatten ihr einen poetischen Schwung gegeben; und der trat in die Stelle der Sinnlichkeit. Sonst empfinden die jungen Leute die Liebe früher, als sie Schilderungen derselben verstehen lernen; hier war es umgekehrt; sie verstanden die Gedichte, die Romane, die Idyllen, welche sie lasen, und ahmten sie nach, ohne Liebe zu empfinden: denn die Baronin sprach mit ihren Kindern sehr bestimmt über diesen gewaltigen Trieb des Herzens, und gab ihnen die weisesten Lehren, Herr darüber zu bleiben.

So arbeitete Amelie ernstlich für ihre Plane fort, und richtete ihr Augenmerk immer mehr auf Heloisen. Sie suchte dieser die Cultur der Grazie, des Witzes, der Leichtigkeit zu geben; Heloise begriff aber nicht, was die Mutter wollte. Zwar nahm sie den Anstand, den ihre Mutter verlangte; sie bewegte sich indeß sehr gezwungen darin, und verlor noch überdies die natürliche Grazie der unschuldigen Kindheit. Heloise sollte einsehen lernen, nachdenken, sich deutliche Begriffe machen; und mit dem Allen wollte es nicht gehen. Sie begriff selbst Lerchens Untersuchungen nicht, sondern **empfand** sie nur; die Untersuchungen ihrer Mutter schlossen aber alles Empfinden aus. Oft verstand sie nicht einmal Theodorn, wenn er grübelte; sein leidenschaftlicher Ton, seine

Blicke, sein Händedruck, mußten ihr erst Licht über seine Vorstellungen geben: und dann empfand sie, was er dachte. Witz hatte sie gar nicht, und konnte sich auch nie mit Leichtigkeit ausdrücken. Sie schwieg daher fast immer; nur wenn ihr Herz in Bewegung gerieth, redete sie, und dann immer mit grossem Enthusiasmus. — Ein Mädchen muß nie mit Enthusiasmus reden! sagte ihre Mutter. Lieber Gott! dachte die Französin, die nie anders als mit Wärme redete: das arme Kind!

Die Baronin nahm ihre Tochter mit in alle Gesellschaften, machte Reisen mit ihr in die Hauptstadt, und ließ sie an allen rauschenden Vergnügungen Theil nehmen; Heloise blieb aber blöde und furchtsam, und würde sich, wenn sie auch Theodorn nicht gekannt hätte, doch nach der Stelle des Landes zurückgesehnt haben. Ueberall wurde sie verdunkelt, überall spielte sie eine untergeordnete Rolle. Sie that, was sie konnte, weil sie ihre Mutter fürchtete; doch ein dreister Blick, den man auf sie warf, eine Unterbrechung, wenn sie sprach, machte sie wieder furchtsam: und nun hatte sie sogleich wieder das sanfte, gutherzige, geduldige Gesicht, das der Mutter so mißfiel.

Aber Heloise, fragte die Mutter, ist es denn so schwer, die Menschen dreist anzusehen, laut zu reden, wenn du etwas sagst, und mitzulachen,

wenn jedermann lacht? — Ach, liebste Mutter, erwiederte Heloise: Sie haben Recht. Hinterher weiß ich immer, was ich hätte antworten müssen, nur nicht in der Gesellschaft selbst. Ich will es noch lernen, das verspreche ich Ihnen. Doch aller Mühe ungeachtet lernte sie es nicht, und blieb, wie sie war.

Amelie sagte finster, als sie von einer solchen Reise zurückkam: ich muß es anders anfangen! Die Kinder sollen Komödie spielen. — Nun ließ sie ein kleines Theater bauen, und einige Scenen von Moliere einstudieren. Es kostete grosse Mühe, Heloisen dahin zu bringen, daß sie auftrat; doch nach einigen Malen bekam sie mehr Dreistigkeit. Ganze Französische Stücke konnten nicht besetzt werden; und doch wünschte die Baronin, daß Heloise vor recht vielen Zuschauern auftretten möchte, die man zu einzelnen Scenen nicht schicklich einladen konnte. Man mußte also seine Zuflucht zu Deutschen Stücken nehmen, bei denen einige junge Leute aus der Nachbarschaft und aus Lobenstein mitspielen konnten. Heloise bekam immer die muntern lustigen Rollen, und auf dem Theater war ihr Anstand unübertrefflich: frei, ungezwungen; kaum aber hatte sie ihre Rolle ausgespielt, so war sie wieder die alte Heloise. Die Baronin konnte nicht begreifen, warum ihre Tochter auf dem Theater so dreist, und im gemeinen Leben so blöde war; sie gab indeß ihre Hoffnung

noch nicht auf, und beschloß, die theatralischen Uebungen fortsetzen zu lassen. Der alte Lindner wollte es nicht so recht billigen, daß die beiden Knaben immer nur Rollen lernten, und er schlug, wenn denn nun ja Komödie gespielt werden sollte, den Terenz vor. Man lachte, und das erbitterte ihn. Nun wurde aber Senk als Maschinenmeister mit ins Spiel gezogen, und so kam alles wieder in Ruhe.

Trauerspiele gab man aus sehr begreiflichen Ursachen nicht; allein die Kinder lasen doch die Stücke, die sie nicht spielen sollten. Senk, der sich des Maschinenwesens mit grossem Eifer annahm, und sich für die Seele dieser Vergnügungen hielt, blätterte die Stücke selbst durch, und bekam unvermerkt Geschmack am Lesen. Er erklärte sich indeß ganz entschieden für Stücke, worin viele Veränderungen des Theaters, Donner und Blitz, Verwandlungen und dergleichen vorkamen. Man mußte zuweilen nachgeben; und dann benuzte er die Gelegenheit auch: er donnerte, als sollte das Theater einfallen. Nun, Sabine? fragte er, wenn er mit seiner Frau nach Hause ging: wie war dir heute bei dem Gewitter? Da steht auf einmal Donner und Blitz im Buche. Denke nur, welche Dummheit! Ich lasse das Gewitter schon eine ganze Scene vorher aufsteigen. Erst murmelt es ein wenig; dann wird es immer stärker. Ich habe das Buch da-

bei in der Hand; und wenn Theodor eine Stelle sagt, die Eindruck machen soll, so verstärke ich sie mit dem Donner!

Während Senk blitzte, donnerte, und eine eigene Theorie über die stärkere oder schwächere Erleuchtung des Theaters, nach der jedesmaligen Tageszeit erfand, worauf er sich nicht wenig zu gute that, mit deren Ausführung es aber gar nicht gehen wollte: wurde es auch in Theodors und Heloisens Herzen heller. — Die Baronin vertheilte die Rollen, und Theodorn machte sie niemals zu Heloisens Liebhaber, ob er gleich in der Kunst alle Andern bei weitem übertraf. Da weder er noch Heloise sich zu einer solchen Robe drängten, sondern mit jeder zufrieden waren, welche sie bekamen, so war die Baronin unbesorgt, und das kleine Mißtrauen, das sie vielleicht gehabt hatte, verlor sich gänzlich. Sie wußte aber nicht, was in den Proben geschah. Theodor machte beinahe jedem seine Rolle vor, und an keinem hatte er so viel zu meistern, als an Heloisens Liebhaber. Dessen Rolle konnte er so gut wie seine eigene auswendig, da er sie sogleich mit memorirte. Und eben diese ihm nicht zugetheilte Rolle spielte er mit einem Eifer, mit einem Feuer, wobei Heloise sein Spiel so gut unterstützte, daß der Liebhaber verzweifelte, ihn zu erreichen, obgleich Theodor die Geduld hatte, Eine Scene zehnmal hinter einander zu wiederholen. Dies geschah besonders,

wenn Lerche und die Französin nicht gegenwärtig waren. Die Baronin selbst bekümmerte sich nie um die Proben, da ihre vielen Geschäfte ihr keine Zeit dazu liessen.

Senk machte Uebel ärger. Er hatte von Lerchen wieder mehrere Schauspiele bekommen; und Théodor, der ihm vorlesen sollte, ergriff Julie und Romeo von Weisse. „Eine Uhr schlägt zwölf. Julie. Schon schlägt eie Glocke zwölf; ach! die Sterbestunde meiner Liebe" — Wie? fragte Senk; es schlägt eine Uhr? Das wollen wir aufführen! Und da komme ich so eben auf einen guten Gedanken. Lerche redet immer von der Einheit der Zeit, und beklagt sich, daß der Zuschauer nicht wisse, welche Zeit es auf dem Theater sey. Jetzt sehe ich, daß er Recht hat. Eine tüchtige Uhr, meine grosse z. B., müßte so das ganze Stück durch schlagen; dann wüßte der Zuschauer doch, woran er wäre. Ich habe es mit der Erleuchtung zwingen wollen; das geht aber nicht. Nun eine gute Uhr hilft allen Schwierigkeiten ab. Seh einer! (das Trauerspiel durchblätternd) Zwölf hört der Zuschauer schlagen, aber nicht Eins, nicht Zwei. Muß er nicht glauben, die Uhren sind stehen geblieben? Wahrhaftig, wäre ich unter den Zuschauern, ich käme um vor Angst, wenn ich die Uhr nicht wieder hörte. Mag Lerche sagen, was er will, es muß alles sein Recht haben! — Der pünktliche Mann wollte in Julie

und Romeo zuerst die größte Täuschung bewirken. Theodor erinnerte, daß es ein Trauerspiel sey; Senk erwiederte aber: was Trauerspiel! was Lustspiel! Es muß gehen. Wir geben es zu dem Geburtstage der Frau von Raubahn; und da erfährt sie nichts vorher.

Senk sprach so nachdrücklich zu Gunsten des Stückes, und drohete so bestimmt, sich gänzlich von dem Theaterwesen zurückzuziehen, wenn es nicht aufgeführt würde, daß Lerche genöthigt war, es der Baronin zu sagen. Es kommt eine Uhr in dem Stücke vor, Ihr Gnaden. — Eine Uhr? erwiederte die Baronin lächelnd; dann muß er freilich seinen Willen haben. Das nächste Stück soll aber der Mann nach der Uhr seyn; darin kommen recht viele Uhren vor, und er selbst dazu.

Dieses Mal theilte Theodor die Rollen aus; denn die Baronin sollte ja nichts von dem Stücke wissen. Er und Heloise übernahmen die Rollen der beiden Liebenden. Senk war in voller Arbeit, den täuschendsten Apparat zu dem Trauerspiele anzuschaffen. Das Todtengewölbe mit den Särgen kostete ihm grosse Mühe, und die Thür des Gewölbes wurde erst einige Stunden vor dem Anfange des Stückes angeschlagen. Julie und Romeo hatten während dessen bei den Proben alle Wonne ihrer eigenen Liebe, und alle Leiden einer fremden gefühlt. Ihre eigenen Herzen öffneten sich bei den erlernten Worten, bei den süssen Seuf-

zern einer fremden Liebe, der Flamme dieser Leidenschaft. Sie fühlten Beide still glühend, daß Romeo's und Juliens Schicksal auch das ihrige seyn, und daß der Altar oder das Grab sie vereinigen müsse. Das fühlte Theodor, wenn er das schöne Mädchen an seine Brust drückte, das fühlte Heloise, wenn er neben ihr am Sarge kniecte; und von diesem Augenblicke an wurden sie fremder gegen einander. Sie spielten gezwungen, sie umarmten sich kalt und furchtsam, wie zwei Feinde, eben weil in ihrem innersten Wesen die Flamme der erwachten Liebe glühete. Jetzt waren sie nicht mehr so oft allein, und zum ersten Male dachten sie mit Zittern an den Tag, da sie vor den Augen aller Zuschauer, vor den Augen der Mutter, für einander sterben sollten.

Der Geburtstag und die Stunde zum Schauspiel erschien. Senk ließ die Uhr schlagen, und horchte mit großem Vergnügen auf den hellen Klang. Lerchen und Nachtigallen, äusserte er in den Coulissen, kann man im Winter, leider, nicht anschaffen; sonst müßte es eine grosse Wirkung thun, wenn mit dem Glockenschlage Vier die Lerche anfinge. Aber mein Gewölbe! das soll mir, denke ich, Ehre machen!

Theodor und Heloise hatten noch nie so kalt gespielt, wie heute: jedes Wort schien ihnen zu innig, jeder Blick zu heiß, jede Berührung zu vertraut. Die Mutter, die bei den ersten Sce-

nen ihren Verdruß nicht verbergen konnte, wurde durch das kalte Spiel beruhigt. Endlich kam das Grabgewölbe. Senk gab Theodorn das Brecheisen, und sagte dabei: hieher steckst du es; hörst du? Und glaube nicht etwa, die Thür wäre von Pappe! Ich sage dir, es gehört Kraft dazu, sie aufzubrechen. Und den Perpendikel der Kirchenuhr sollst du den ganzen Akt durch hören. Gieb doch Acht, was es für Wirkung thut, wenn es wieder Zwölf schlägt. Ich lasse es schlagen, so bald du liegst.

Theodor machte sich mit dem Brecheisen an die Thür, und Senk, der sie für fest erklärte, hatte sehr Recht: es war Theodorn nicht möglich, sie zu erbrechen. Alle hinter den Coulissen gaben ihm flisternd guten Rath. Er sprengt sie nimmermehr! rief Lerche Julien im Sarge zu. Ist sie denn etwa inwendig verriegelt? Julie sprang auf, um nach der Thür zu sehen; und in dem Augenblicke sprengte Theodor die Thür mit solcher Gewalt, daß sein Brecheisen Heloisens Stirn traf, und sie betäubt zu Boden warf. Theodor stürzte in das Gewölbe hin, und die Thür fiel hinter ihm zu, so daß die Zuschauer die beiden Liebenden nicht sahen. Durch Theodors Geschrei im Gewölbe: Gott im Himmel! sie ist todt! ließ sich noch Niemand irre machen; denn man glaubte, das gehöre in Romeo's Rolle. Nun aber kam er, mit dem geliebten Mädchen auf seinen Armen,

todtenbleich wieder zum Vorschein, und schrie mit entsetzlicher Stimme: Hülfe! Hülfe! Sie ist todt! um Gottes willen Hülfe! Noch immer merkte Niemand von den Zuschauern etwas; jezt aber stürzten Lerche und Senk aus den Coulissen, und schrieen, so wie Theodor: Hülfe! Hülfe! Man besprengte Heloisen mit Wasser. Lerche rief: in ihr Zimmer! und Theodor trug sie, mit dem Geschrei der Verzweiflung, auf seinen Armen vom Theater weg. Die Baronin folgte ihm. Er knieete an Heloisens Bette, und jammerte. Als sie dann endlich die Augen wieder aufschlug, verwandelte sich sein tobender Schmerz in eine laute Freude. Man erzählte der Mutter den Zusammenhang, und sie heftete dabei die Augen fast ununterbrochen auf Heloisen, die mit still funkelnden Blicken Theodorn betrachtete, und ihm eine Hand hinreichte, die er mit Thränen und Küssen bedeckte. Ach, sagte Heloise leise zu ihm: bald wäre es wahr geworden! Und (setzte sie mit einem Blicke hinzu, worin die Liebe unverkennbar glühete) ich hätte Ihnen doch vergeben! — Theodor erwiederte den Blick mit einem ähnlichen, welcher der Baronin wieder nicht entging. Sie bemerkte auch, daß Beide einander lange mit Innigkeit die Hände drückten, und schwieg. Der arme Theodor! sagte sie, näher an das Bett ihrer Tochter tretend: er hat eben so viel dabei gelitten, als du, Heloise. Aber was war es denn mit der Thür? — Senk schwieg aus Beschämung;

Niemand sprach, weil sich in diesem Augenblicke, der Theodors und Heloisens Liebe so offenbar verrathen hatte, jeder schuldig fühlte. Alle waren sanft, und redeten so gütig, als ob jetzt eben eine grosse Versöhnung vorgegangen wäre. Der gute, arme Theodor! sagte Amelie noch einmal, und nahm ihn mit, weil Heloise ruhen sollte. Lerche und die Gouvernante, welche die Baronin beobachtet hatten, wurden in der Meinung bestärkt, daß sie Heloisens Liebe billige. Es ist doch in der That eine grosse Frau! sagte Lerche. O, sie wäre auch die beste, wenn sie thäte, was ich insgeheim wünsche! — Ich glaube es! sagte die Gouvernante fröhlich. Aber wie sehr irrten sich Beide!

Die Baronin sah, daß es hohe Zeit war, die jungen Leute zu trennen, ob sie gleich die Liebe derselben noch immer als Kinderei betrachtete. Sie behandelte Theodorn jetzt recht eigentlich mit der Liebe einer Mutter. Unter ganz natürlichen Vorwänden behielt sie Heloisen bei sich in ihrem Zimmer; aber sie bat ihn, ihr Gesellschaft zu leisten. Sie schien nicht zu bemerken, welche seelenvolle Blicke Beide einander zuwarfen, und wie Theodors Auge voll Sehnsucht an Heloisen hing. Noch nie war die Baronin so zärtlich und theilnehmend gegen Heloisen und Theodorn gewesen; nur ließ sie Beide nicht einen Augenblick allein. So dauerte es etwa vier Tage fort; und am Morgen des fünften fuhr sie mit Heloisen auf einige Tage in

die nächste Stadt, wie es schon öfter der Fall gewesen war. Nach acht Tagen kam sie zurück. Theodor lief an den Wagen, und blieb wie eine Bildsäule stehen, als er Heloisen nicht sah. Die Baronin küßte ihn, und sagte: meine Tochter läßt dich herzlich grüssen. Du sollst doch nicht vergessen, dich ihrer kleinen Volière anzunehmen, bis sie wiederkommt. — „Wann kommt sie wieder?" fragte er, schon ein wenig heiterer. — Ich denke in vierzehn Tagen, antwortete die Baronin, und ging, von ihm begleitet, in ihr Zimmer. Hier erzählte sie ihrem Manne mit vielem Scheine der Unschuld, daß seine Tante sich die Kleine auf vierzehn Tage oder vier Wochen ausgebeten habe. Es ist Ihre Tante, lieber Raubahn, setzte sie hinzu; sonst hätt' ich ihr die Bitte abgeschlagen. Was soll das Kind dort? Sie entbehrt ihren Unterricht, ihre Gewohnheiten und ihre Gespielen. Die Liebkosungen der guten alten Tante bewogen sie zwar, da zu bleiben; aber sie wird ihren Theodor bald vermissen. Nun, ich denke, das Vögelchen wird wohl sein Nest wieder suchen; und sollte es ihr ja dort gefallen (denn die Tante thut alles Mögliche, ihr Vergnügen zu machen), so müssen Sie schreiben, lieber Raubahn. Das Kind ist hier so glücklich, und wir können es nicht lange entbehren.

Theodor ging heiter nach Heloisens Vogelhäuschen, und sagte vor sich: in vierzehn Tagen

steh' ich hier wieder mit ihr, und wir füttern euch, ihr unschuldigen Thierchen! — Die vierzehn Tage vergingen ihm wie ein Traum; aber — sie waren vorüber, und Heloise kam nicht. Es vergingen noch vierzehn Tage; und nun machte die Baronin sehr ernstliche Anstalten, sie wieder nach Hause zu schaffen. Hätte ich doch, sagte sie zu Lerchen in Theodors Gegenwart, Heloisen einen solchen Leichtsinn nimmermehr zugetrauet! Ich glaubte, nach acht Tagen müßte es ihr an jedem andern Orte der Erde mißfallen; und nun sollen Sie sehen, wie dringend sie mich in ihrem Briefe bittet, noch einen Monat bleiben zu dürfen. Daß sie uns vergißt, lasse ich gelten; aber, daß sie auch Theodorn, den sie so lieb hatte, in der kurzen Zeit vergessen konnte, das wundert mich. Nun, ich muß Ihnen den Brief doch zeigen. — Sie suchte, und — er war nicht zu finden.

Es kränkte Theodorn, von Heloisen vergessen zu seyn, und jeder Tag machte ihn düsterer. Er besorgte indeß ihre Volière mit sanfter Großmuth, und sagte jedes Mal, wenn er Futter hinstreute: ich bin nicht so vergeßlich! Endlich wurden die Anstalten, Heloisen nach Lobenstein zu bringen, so ernstlich, daß Theodor seine Heiterkeit wieder bekam. Aber die Flatterhafte, die Vergeßliche, hatte um einen neuen Aufschub gebeten. Theodor! sagte die Baronin; laß doch den Kopf nicht so hangen! Das alberne Mädchen! da macht es

mit der Tante eine Reise. Du weißt ja, wie gern sie andre Städte und Gegenden sieht. Vergessen hat sie uns wohl nicht, und dich am wenigsten. Daß sie deiner mit keiner Sylbe in ihrem letzten Briefe erwähnt — du hast ihn ja gelesen —, das ist Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, sonst nichts. — „Gelesen? Ich habe nichts gelesen." — Desto besser; denn es würde dich doch wohl kränken, wenn du läsest, mit welchem Vergnügen sie sich hundert Meilen weit von uns wegträumt. Es ist mir in der That nicht lieb, daß sie so vergeßlich ist. Ich hatte ihr geschrieben, wie fleißig und pünktlich du ihre Volière, ihre Perlhühner und ihre Blumen besorgst; aber auch nicht eine Sylbe Antwort darauf. — „Nicht eine Sylbe!" sagte er, und ging an die Volière, um die Stirn in die Hand zu stützen.

Heloise war endlich mit der Tante von ihrer Reise zurückgekommen; und nun ruhete die Baronin nicht länger: sie ließ anspannen, um ihre Tochter wieder zu holen. Theodor beschloß, recht kalt und stolz gegen sie zu seyn; doch an dem Tage, da man ihre Ankunft erwartete, war er schon um Ein Uhr Mittags auf dem Wege, den sie kommen mußte, und ging ihn wohl eine halbe Meile weit. Mit jeder Minute wurde er gerührter, und als endlich der Wagen kam, war er entschlossen, ihr alles zu verzeihen. Er bebte, ging ängstlich auf den Wagen zu, und — die Baro-

nin saß allein darin, mit einem sehr finstern Gesichte. Theodor setzte sich eben so finster zu ihr. „Sie kommt nicht?" fragte er endlich. — Nein, antwortete Amelie kurz ab; und nun war eine lange Pause. So ist es! sagte die Baronin endlich: Undankbare erzieht man! . . . Wenn du einmal aus Lobenstein weggehst, Theodor, so sehr ich dich auch liebe, du wirst es nicht besser machen. Sie will nicht wieder kommen! Und du solltest sie sehen, Theodor! groß, ausgewachsen! Ich habe sie kaum wieder gekannt. Sie ist schön wie ein Engel. Nur gefällt es mir nicht an ihr, daß sie ein stolzes Air angenommen hat. Das macht die Tante, die eine sehr stolze Frau ist. Du würdest sie für funfzehnjährig halten: und sie ist — wie alt ist sie doch? — „Erst etwas über dreizehn Jahre." — Richtig! Ich wollte ihr das Herz weich machen, und erinnerte sie an die Spiele ihrer Kindheit, und an die frohen Stunden, an unser Theater, an Julie und Romeo; aber da kam ich eben recht! Auch dort spielen die jungen Leute. Ich habe Heloisen gesehen. Es ist wahr, sie spielte vortrefflich, und ihr Moitié, ein junger Graf von Warten, der so schön, wie ein Amor ist, spielte nicht schlechter. Befehlen konnte ich ihr nicht, der Tante wegen. Doch jetzt muß der Baron hin, und sie holen. — „Aber, wenn es ihr nun dort besser gefällt," hob Theodor sehr finster an; „warum soll sie nicht da bleiben?" — Das verstehst du nicht. Sie

soll, sie muß wieder nach Lobenstein. Die Undankbare!

Theodor stieg aus, um nur allein zu seyn. Mit Thränen in den Augen ging er still und gedankenlos durch das Feld. Bald stand der Graf Warten vor ihm, bald die stolze Heloise, bald Beide, von einander umarmt. Er kam sehr unmuthig zu Hause. — Dem ist ein Sandkörnchen in das Uhrwerk gerathen! sagte Senk. — Heloise wird nicht gekommen seyn! meinte August. Theodor ging noch einige Male den Weg nach dem Schlosse; doch immer kam er bald zurück.

Am folgenden Morgen, als er wieder nach dem Schlosse ging, winkte ihm auf dem Hofe der Kutscher, ein alter Mann, der ehemals Soldat gewesen war, und Theodorn sehr lieb hatte, weil dieser ihn so gern von seinen Feldzügen erzählen hörte. Hier, sagte der Alte freundlich; ein kleines Zettelchen von Fräulein Heloisen! Er wickelte aus einem Schnupftuche ein Papierchen hervor, worauf etwas mit Bleistift geschrieben war. Die Schrift hatte sich verwischt; doch war der Anfang lesbar geblieben: „Lieber Theodor, Heloise denkt noch immer der alten Zeiten mit Sehnsucht und Thränen."

Theodor fing an zu fragen; der Kutscher flisterte aber: hier ist es nicht rein; die gnädige

Frau

Frau steht am Fenster, und sieht her. Ich weiß noch allerlei, und will es Ihnen sagen, Theodorchen, sollte es mir auch den Dienst kosten. Aber, wenn die gnädige Frau 'mal nicht da ist, dann! — „Ich komme diese Nacht, guter Christoph," sagte Theodor schnell, und ging in ängstlicher Erwartung. Am Abend sagte er zu August, er würde die Nacht auf dem Schlosse bleiben, und schlich sich dann spät zu dem Kutscher in den Stall.

Sehen Sie, hob Christoph an; ich weiß allerlei. Erstlich, das Zettelchen hat mir Fräulein Heloischen zugesteckt. Es standen ihr Thränen in den Augen, grosse Thränen, als sie mir es gab. Sie gieng eben mit der Mama in den Garten, und da kamen sie an dem Stalle vorbei. Im Vorübergehen winkte sie mir mit den Augen. Ich verstand sie, und ging auch ein wenig in den Garten. Da kam sie wie ein Pfeil auf mich zu. „Ist er Theodorn noch gut, lieber Kutscher?" Von Herzen, gnädiges Fräulein! „So geb Er ihm das, aber heimlich." — Die Thränen standen ihr noch immer in den Augen, und fort war sie wieder. Das ist Eins. Zweitens sagte die Mama, Fräulein Heloischen wollte nicht wieder hierher. Das ist, mit Respekt zu melden, nicht wahr; sie wollte wohl, aber sie darf nicht. Das erste Mal hat sie bitterlich geweint, als sie da bleiben mußte, und dies Mal hielt sie das weisse

Schnupftuch vor die Augen; aber was dahinter passirte, wußte ich wohl. Drittens Theodorchen, — doch das muß unter uns bleiben! — war da so ein schnippisches Ding von Kammerjungfer im Hause. Ich habe mich nicht um sie bekümmert; aber Johann, der ist so ein Lecker. Nun, dem hat also die Jungfer erzählt, Fräulein Heloischen dürfte nicht wieder nach Hause, weil sie — die Jungfer hat das feiner gegeben — so zu sagen, in einen jungen Menschen verliebt wäre, oder doch verliebt werden könnte. Die gnädige Frau hätte das bei einer Komödie gemerkt, und gleich nachher Heloischen weggeschickt. Ich lachte, als Johann mir das erzählte; aber so wie mir Fräulein Heloise das Billet zusteckte, ging mir ein Licht auf. Erst war ich fast Willens, das Zettelchen der gnädigen Frau zu geben; denn ich bin ein alter Kerl, und das Billet-Zutragen zwischen jungen Leuten mag wohl nicht recht seyn. Aber Heloischen hätte ja Verdruß haben können; und so — brachte ich es in die rechte Krippe. Und dann wollte ich einmal ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen, weil ich Ihnen gut bin. Daß Sie in Fräulein Heloise verliebt sind, taugt nichts. Das wäre eben, als wenn ich Lust hätte, einmal in der Staatskutsche der gnädigen Frau zu fahren. Ich gehöre auf den Bock. Hochmuth ist es nicht von Ihnen, Theodorchen, das weiß ich. Sie haben nur nicht daran gedacht, daß Heloischen die Tochter eines Herrn Barons ist, und Sie . . . nur

. . . ein Kind von dem lieben Gott. — „Ein Hurkind, will er sagen, Christoph!“ — Nein, ich wollte es höflicher geben. Ein Jungfernkindchen: so soll's seyn. Merken Sie wohl, wo ich hin will, Theodorchen? — „Er meint, Christoph,“ erwiederte Theodor mit kaltem Grimm: „ein Bursche wie ich darf es sich nicht einfallen lassen, die Tochter eines Barons zu lieben.“

Sie haben Verstand wie ein Engel; bei Ihnen darf man nur ganz leise auf den Busch klopfen. Nun, sehen Sie, darum hat Heloischen fort gemußt. Das alles weiß Johann von der Jungfer. Er führte, können Sie leicht denken, lose Reden über Sie, Theodorchen. So ein Mensch, sagte er, der hinter dem Zaune jung geworden ist, wer weiß von welchen Eltern; der Gott danken muß, wenn ich einen Krug Bier mit ihm trinke; der nicht einmal ein Schneider oder Schuster werden kann: der will sich an ein gnädiges Fräulein machen! Ich erboßte mich so, daß ich die Peitsche nahm; denn ich lasse nun einmal nichts Böses von Ihnen reden, wenn es auch wahr ist. (Man denke sich die brennende Scham des siebzehnjährigen Jünglings!) Sehen Sie, fuhr der treuherzige Kutscher fort; darum hat Heloischen weggemußt.

„Aber warum nicht ich, der verachtete, ver-

stoßne Auswurf der Menschen? warum das Fräulein?"

Die gnädige Frau mag wohl ihre besondern Ursachen dazu haben; davon hat aber die Jungfer nichts gewußt. — Nun erzählte der Kutscher ihm noch weitläuftiger, was die Jungfer und was Johann gesagt hätte. Mit jedem Worte stieß er dem Jüngling einen neuen und schärferen Dolch in die Brust. Der Kutscher war gerade der rechte Mann, ihm das Lächerliche seiner Leidenschaft zu zeigen. —

Theodor ging gedemüthigt, erbittert, mit Scham und Zorn vom Hofe weg, und schweifte die Nacht im Felde umher. Immer wiederholte er mit Zähneknirschen Johanns Worte: „ein Mensch, der Gott danken muß, wenn ein Bedienter einen Krug Bier mit ihm trinkt!" Hätte Lerche, die Französin, oder die Frau von Raubahn über seine Liebe mit ihm gesprochen; er würde Gründe gefunden haben, sie zu vertheidigen. Doch jetzt? — Daß der ehrliche Kutscher ihm das Verächtliche seiner Lage so nackt darstellte, heilte ihn nicht von seiner Liebe, hielt ihn aber doch von jedem Versuche ab, dafür etwas zu wagen. Vorher hatte Heloïsens Billet ihn auf den Gedanken gebracht, ihr zu schreiben, oder sie zu besuchen; aber — ein Mensch, der nicht einmal Schneider werden konnte, dem kein Schuster seine

Tochter geben würde! Wie gern hätte er seine Liebe sich selbst verbergen, wie gern das Andenken an die ehemaligen Hoffnungen in seiner Brust vernichten mögen! Er warf sich mehr als Einmal auf den Boden nieder, und wünschte zu sterben. Zum Glück war seine Unruhe, seine Scham zu quälend, als daß er an etwas Anderes denken konnte. Hätte er Plane machen können, so wäre er in dieser Nacht davon gegangen. — Gegen Morgen taumelte er nach Hause, ohne einen Menschen zu sehen. Er warf sich auf sein Bett, und ein süsser Schlaf beruhigte den Tumult seiner Empfindungen.

Als er erwachte, hatte sich die quälende Scham zum Theil verloren, und er beschäftigte sich jetzt mehr mit Ameliens Betragen gegen ihn, das er sich schlechterdings nicht zu enträthseln wußte. Ihm fielen die letzten vier Tage wieder ein, die Heloise noch in Lobenstein gewesen war. Die Baronin hatte ihn damals gebeten, ihr und Heloisen Gesellschaft zu leisten. Ueberdies erinnerte er sich ihrer Worte: „Hätte ich doch Heloisen einen solchen Leichtsinn zugetrauet! Daß sie uns vergißt, lasse ich gelten; aber, daß sie auch Theodorn vergessen konnte, wundert mich.“ Und, dachte er, bei dieser scheinbaren Billigung meiner Liebe bringt sie Heloisen fort, schmeichelt mir mit Heloisens Wiederkommen, und betriegt mich! Betrogen war er, das zeigte ihm Heloisens Billet, die Erzählung des

Kutschers, und alle Umstände." Aber wozu Betrug, da die Baronin ihn mit Härte aus ihrem Hause weisen konnte? Er rief die langen Jahre seines Umganges mit ihr in sein Gedächtniß zurück, und konnte nicht an ihrer Liebe zweifeln, da sie ihm zu viele Beweise davon gegeben, so, daß er gerade aus dieser Liebe Hoffnungen für sein künftiges Glück geschöpft hatte. Wozu nun dieser heimliche unerklärbare Betrug?

Der Kampf seines Ehrgeitzes mit so niederschlagenden Demüthigungen, seiner Liebe mit der jetzigen Hoffnungslosigkeit, das Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, dauerte den ganzen Vormittag fort. Er ließ sich nicht sehen; und als er endlich zum Vorschein kam, hatte er die Empfindung eines Menschen, der gegen seinen Willen berauscht gewesen ist, und sich nun fürchtet, daß man die Thorheiten erzählen wird, die er im Rausche begangen hat. Jede Veranlassung, die auf den Nahmen Raubahn führen konnte, suchte er sehr ängstlich zu vermeiden. Er sprach mit Senk von den Uhren; und verließ der einen Augenblick das Zimmer, so war Theodor sogleich bei antiquarischen Gegenständen, oder fragte Sabinen um etwas in der Haushaltung. Indeß ging er so bald als möglich, und überdachte nun in der Einsamkeit, wie er sich gegen Raubahns betragen sollte. Seine Besuche auf dem Schlosse fortzusetzen, schien

ihm so unmöglich, als es ihm undankbar schien, gänzlich daraus wegzubleiben.

Gegen die Empfindung einer mit Recht erlittenen Demüthigung, einer heissen Liebe und eines wahren Schmerzes giebt es keine Vernunftgründe, keinen Rath; wer sie fühlt, hält sie für ewig, und nur die Zeit kann diese Empfindungen schwächen, glückliche Zufälle sie endigen. So gieng es auch Theodorn. Er schweifte heute auf dem Felde umher; und so oft er das Schloß erblickte, goß sich eine glühende Schamröthe über sein Gesicht. Auf einmal stand er im Gebüsche vor der Baronin, die mit Lerchen, der Französin und ihrem Sohne einen Spaziergang machte. Mit wankenden Knieen näherte er sich ihr langsam; doch ihre freundliche Anrede, Lerchens Händedruck und der Französin gütiges Lächeln machten seinem Schmerz ein Ende, obgleich nicht seiner demüthigen Bescheidenheit, seinem Ernste und der Weichheit seines Herzens. Die Baronin fing sogleich an von Heloisen zu reden. Er erröthete und suchte das Gespräch abzubrechen. Sie versicherte aufs neue, daß Heloise wiederkommen müsse, und er schwieg, mit Verachtung ihrer Falschheit. Als sie ihn so natürlich, so ohne alle Zeichen von Unwillen sah, schwieg auch sie, in der Erwartung, daß er selbst das Gespräch wieder aufnehmen würde; doch er sprach lange mit Lerchen, ohne Heloisens nur zu erwähnen, und wurde mit jeder Minute

heiterer. Er mußte die Baronin auf das Schloß begleiten; allein er ging weg, sobald er konnte, und ohne ein Wort von Heloisen gesprochen zu haben.

Theodor machte noch Besuche auf dem Schlosse; es war aber eine sehr auffallende, sehr räthselhafte Veränderung mit ihm vorgegangen. Ehemals ging er immer zuerst zu der Baronin, und plauderte mit dem größten Vertrauen: denn er hatte nur Achtung für ihren Charakter, die sich immer durch Vertrauen äussert; jetzt aber zeigte sich in seinem Betragen nur Achtung ihres Ranges. Er nahm sich keine Freiheiten mehr in ihrem Zimmer heraus, nannte sie jetzt: Ew. Gnaden, ging auf die Seite, sobald Jemand kam, und näherte sich ihr nur dann wieder, wenn sie es ausdrücklich verlangte. Den jungen Raubahn redete er jetzt mit „Herr Baron" an; gegen die Bedienten war er ängstlicher, und befahl ihnen nicht mehr. Selbst gegen Lerchen betrug er sich anders als sonst: er kam seltner zu ihm, und seine Entschuldigungen sahen gerade so aus, als ob er lieber ganz wegbleiben möchte.

Die Baronin verhörte das ganze Haus, besonders ihren Sohn, ob etwa Jemand Theodorn beleidigt habe. Da sie nichts erfuhr, so gab sie Lerchen den Auftrag, ihn auszuhorchen, und sie selbst versuchte das; doch Theodor behaup-

tete, er sey nicht anders als sonst, und schwieg. Sein Schmerz hatte ihn aus einem Jünglinge zum Manne gemacht. Das Gefühl seines Werthes war mitten unter der allgemeinen Verachtung, die seine Geburt drückte, mitten unter der Scham, über die Demüthigung, die er erlitten, erwacht. Er sah, daß die Baronin ihn betrogen, er ahnete, daß sie ihn als ein Kind behandelt hätte, und ihn gern noch länger so behandeln wollte. Nun faßte er Widerwillen gegen die Frau, die er ehemals liebte; und dieser Wille war, wenn gleich nicht groß, doch so merklich, daß sein Betragen gegen sie dadurch gezwungen wurde. Ihr Betragen gegen ihn blieb ihm übrigens noch immer räthselhaft. Sie behandelte ihn wie eine Mutter: sie that alles, ihn zu erheitern; sie liebkoste ihn, sie schmeichelte ihm, unterschied ihn von allen andern Menschen, und schien ihm sogar ihr Vertrauen geschenkt zu haben, da sie anfing mit ihm über ihre Geschäfte zu sprechen und ihn um seine Meinung zu fragen.

Die Baronin hätte den leichtgläubigen, eiteln Jüngling wieder an sich gezogen, und vielleicht fester, als vorher, wenn sie dieses Mal ihrem Grundsatze, mit Niemanden über ihre Handlungen zu reden, treu geblieben wäre. Denn Theodor gab, bei so vielen Beweisen ihrer Liebe, den Verdacht, daß sie ihn habe betriegen wollen, schon wieder auf; ja, schon regte sich aufs neue eine

kleine Hoffnung in seinem Herzen, die auf der Baronin Liebe zu ihm ruhete.

Ich weiß nicht, gnädige Frau, sagte Lerche, was Theodorn seyn mag. Ich bringe nichts heraus, wenn nicht die Abwesenheit des Fräuleins . . .

Die Baronin fixirte ihn lächelnd. „Weiter Lerche! Was vermuthen Sie?"

Ich fürchte, Ew. Gnaden, daß Theodor vielleicht in kindischer Thorheit vergessen hat, wer Er, und wer Fräulein Heloise ist.

„Sie glauben, er liebt Heloisen? Ja, er liebte sie, wie Heloise ihn; und eben auf diese Liebe, die Ihnen so fürchterlich scheint, rechne ich noch immer." (Lerche staunte sie an; sie lächelte triumphirend, daß er sie so wenig begriff.) „Diese Liebe soll uns endlich den jungen Menschen wiedergeben, der Lust zu haben scheint, sich von uns los zu reissen. An diesem unsichtbaren Faden halte ich ihn fest."

Ich verstehe Ew. Gnaden nicht.

„Nicht? Ich sah die Leidenschaft der beiden jungen Leute an dem Abend, da Julie und Romeo aufgeführt wurde. Daß ein Knabe über Unmöglichkeiten wegsieht, ist natürlich. Die Liebe

mußte zerstört werden; doch nicht die Verbindung, in welcher Theodor mit meinem Hause steht. Ich schickte Heloisen weg; die Zeit thut das Uebrige."

Ich begreife Sie dennoch nicht, gnädige Frau. Sie selbst schienen ja die Hoffnungen des Knaben, wenn er anders Hoffnungen hatte, wieder zu beleben; Sie selbst schienen ja Heloisens Anden bei ihm lebendig erhalten zu wollen.

„Das that ich wirklich, mein lieber Lerche: es war Absicht, Plan, daß er Heloisen nicht vergessen sollte. Und, wie gesagt, auf sein Andenken an das Mädchen rechne ich noch jetzt. Heloise mußte freilich fort; die Tante bat um sie, und ich gab ungern meine Einwilligung. Das glaubt Heloise, das glaubt Theodor. Ich schmeichelte Beiden, daß sie einander wiedersehen sollten; ich machte sogar die Schutzgöttin ihrer Liebe. So behielt ich Beider Herzen, die ich nicht verlieren will; und sie werden sich dennoch vergessen, obgleich ich selbst sie an einander erinnere. Hätte ich das Ansehen gehabt, sie trennen zu wollen, so würde Theodor, wie Sie leicht begreifen, mich hassen; und doch will ich diesen Theodor nicht verlieren. Ich habe grosse Plane mit ihm. Freilich hätte mir diese Liebe beinahe einen Querstrich gemacht; allein, man muß sich darauf verstehen, über die Umstände so gut, wie über die Gemüther, zu herrschen. Trauern mußte Theodor; wer

trauert nicht um den Verlust einer Geliebten! Doch jetzt trauert er nicht mehr; ihn beschäftigt etwas, das mit seiner Liebe nur in einer entfernten Verbindung stehen kann. Er hat eine Idee im Kopfe; und — diese Idee zu erfahren, ist mir wichtig." Lerche erstaunte über die tiefe Menschenkenntniß der Baronin, und verließ sie voll Bewunderung ihrer Klugheit, und voll Achtung für die Güte, womit sie die Thorheit des stolzen jungen Menschen behandelt hatte.

Denken Sie nur, Mamsell, sagte Lerche zu der Französin: das hat mir die Frau Baronin gesagt! Er erzählte, und pries ihre Feinheit bewundernd. — Fein ist es, Herr Lerche, sagte die Französin; aber auch gut? Es ist glücklich abgelaufen; allein mir scheint es doch nicht so ganz recht, daß die Frau Baronin Theodorn Hoffnungen giebt, die sie nicht erfüllen will. Ich möchte, ich könnte das nicht.

Es währte indeß der ungeduldigen Baronin doch zu lange, ehe Theodor das alte Vertrauen wieder bekam. Sie beschloß, es durch einen Meisterstreich zu gewinnen, über den (was nebenher ihrer Eitelkeit schmeichelte) Lerche aufs neue erstaunen müßte: sie wollte mit Theodorn Heloisen besuchen. Es war, wie sie es sich dachte, keine Gefahr dabei. So weh Heloisen die Trennung von Theodorn Anfangs gethan hatte, so war sie

doch in dem Jahre ruhiger geworden. Ihre neuen Bekanntschaften fingen an, sie zu interessiren; sie lachte, besuchte Bälle, und die Tante schrieb, der junge Mensch sey gänzlich von ihr vergessen. So verhielt es sich nun wohl nicht: denn Heloise ließ keinen Tag hingehen, an dem sie nicht mit Sehnsucht sich der süssen Stunden erinnerte, die sie in Theodors Gesellschaft verlebt hatte; sie sah nie Julie und Romeo aufführen, ohne daß ihr ganzes Herz von einem innern Beben ergriffen wurde: allein sie verbarg ihre Empfindungen so glücklich, daß Niemand mehr etwas davon bemerkte.

Heloise trauete ihrer Mutter nicht, obgleich diese auch bei ihr die Beschützerin, die Trösterin machte. Die Tante, welche von der Baronin nothwendig erfahren mußte, weshalb Heloise bei ihr bleiben sollte, konnte dieser nicht verschweigen, daß man so listig gewesen war, sie zu betriegen, und ließ sich ihren Triumph merken, da sie die Kur für vollendet hielt. Heloise erinnerte sich, hielt zusammen, verglich, forschte, fragte die Jungfer aus, und sah nun ganz deutlich, daß ihre Mutter nicht offen gegen sie gewesen war. Die Mutter hatte ihr ähnliche Fabeln, wie Theodorn, erzählt. Sie versprach, ihn das nächste Mal mitzubringen; er hatte aber nicht gewollt, weil der Geburtstag der funfzehnjährigen Sophie, der Tochter des Predigers, mit einem kleinen Balle gefeiert werden sollte, zu dem er selbst die Anstalten mach-

te. Heloise fühlte sich dadurch beleidigt; jetzt aber, da sie wußte, daß sie betrogen war, glaubte sie auch das nicht. Johann, mit dem sie sich des Morgens ganz früh eine geheime Unterredung zu verschaffen wußte, erzählte ihr, wie traurig Theodor wäre, wie pünktlich er ihr Vogelhaus, ihre Perlhühner und ihre Blumen besorgte. Nun schrieb sie das Billet, das Theodor bekam; und gegen ihre Mutter spielte sie die Feine, wie die Mutter gegen sie. Sie fragte nach Theodorn; und mitten in der Antwort redete sie von einem Kleide mit einer Blumen-Garnitur, das sie ihrer Mutter noch nicht gezeigt hatte. Dann fragte sie wieder nach Theodorn, und unterbrach die Antwort der Mutter aufs neue mit einer Kleinigkeit.

Die Baronin glaubte, bei diesen Umständen gar nichts zu wagen, wenn sie Theodorn zu Heloisen brächte; vielmehr müßte ihre Kälte eine gute Wirkung auf ihn thun. Sie erklärte bei Tische, daß sie in einigen Tagen Heloisen besuchen würde, und daß ihr Sohn und Theodor sie begleiten sollten. Theodor war nicht zugegen; er sollte es von Jemand anders zuerst erfahren. Lerche fand ihre Absicht heraus: Theodorn aufs neue an sich zu fesseln. Er bewunderte die Baronin; aber nicht so die gutherzige Französin, der die unglückliche Liebe der beiden jungen Leute Thränen gekostet hatte. Sie glaubte zwar, daß jetzt, da Heloise ihren Freund vergessen hatte, keine

Gefahr mehr bei dem Besuche wäre; sie fühlte aber, daß es Theodorn schmerzen würde, wenn er Heloisens Kälte sähe, und überdies befüchtete sie, daß seine verlöschende Liebe durch diese Reise neue Nahrung bekommen könnte. Liebt die Baronin, dachte sie, den Jüngling wirklich, so wie sie sagt: wie kann sie ihn denn betrüben? Mit diesen Gedanken trat sie in den Park, wo Theodor ihr aufstieß. Er ging traurig neben ihr her; denn so eben hatte der Anblick der kleinen Lauben das Andenken an Heloisen schmerzlich wieder bei ihm geweckt. „Man ist," sagte er im Vorübergehen bei einer solchen Laube, „so glücklich, wenn man ein Kind ist!"

Ja wohl, Theodor; und Sie waren es immer von ganzem Herzen. Es hat sich hier sehr viel geändert, seitdem . . . Heloise fort ist.

Theodor seufzte, und antwortete nicht. Dieser stille Schmerz jammert die gute Bonne noch mehr: sie blickte ihm von der Seite ins Gesicht, und sah Thränen über seine Wangen rollen, die er vergebens zu unterdrücken suchte. Hören Sie, lieber Theodor,. hob sie zutraulich wieder an: die gnädige Frau wird Ihnen einen Vorschlag thun; und ich wünschte . . . — „Welchen?" fragte er kalt. — Sie will in einigen Tagen Heloisen besuchen, und Sie sollen mitfahren. — Seine Thränen standen; eine glühende Röthe flog über

sein Gesicht, seine Brust pochte. Er warf einen ängstlichen, fragenden Blick auf die Französin. Es ist so, wie ich Ihnen sagte, Theodor; aber wollen Sie einer Freundin folgen — das bin ich; gewiß, ich bin es! — so schlagen Sie die Reise aus. — Theodor ließ den Kopf langsam auf die Brust sinken, und antwortete nicht. Ich weiß, fing sie wieder an, was in Ihrem Herzen vorgeht; ich weiß, wie theuer Ihnen Heloise ist. — Hier faßte Theodor ihre Hand, beugte sich auf sie nieder, und blieb mit dem errötheten Gesicht so liegen. Es entzückte ihn, daß einmal ein Mensch mit ihm von seiner Liebe sprach; und doch wagte er es nicht, die Bonne anzusehen. Ja, ich weiß es, Theodor, fuhr sie fort, und drückte ihm die Hand: auch Heloise liebte Sie. — (Hier hob er rasch das Gesicht auf, und sah sie starr und dringend an.) Die gnädige Frau kennt Ihre und Heloisens Liebe! — „Um Gottes willen?“ rief er. — An dem Abend, da Heloise die Julie spielte, erfuhren wir es Alle. Darum mußte Heloise fort.

„Darum?“ fragte er zitternd. — O, Theodor, wollte Gott, Heloise wäre meine Tochter! . . . Aber haben Sie denn nur eine Minute lang glauben können, daß die gnädige Frau ihre Tochter jemals einem Andern, als einem reichen Edelmann oder Grafen, geben würde?

„Aber . . .“ hob er zitternd an; doch schwieg er scheu.

Sie wollen sagen, Theodor, daß die gnädige Frau Ihren Hoffnungen zu schmeicheln scheint.

„Ja, theure Bonne; ja, das ist es! Wenn sie meine Liebe kannte, und sie nicht billigte, warum gab sie mir die Hoffnung? warum? Sie sagen, Sie will mich mitnehmen zu Heloisen? Wissen Sie gewiß, daß die gnädige Frau meine Liebe nicht billigt?“

Die Bonne erzählte ihm nun, was die Baronin zu Lerchen gesagt hatte, und stellte ihm dann vor, wie unmöglich die Erfüllung seiner Wünsche sey; auch setzte sie ihm aus einander, was für Absichten die gnädige Frau dabei haben könnte, ihn mit zu Heloisen zu nehmen. —

„Abscheulich!“ rief er erbittert.

Seyn Sie nicht ungerecht, Theodor! Es war das sanfteste Mittel, Sie von Ihrer Liebe zu heilen, die unmöglich glücklich seyn konnte.

„Ja,“ rief er wild: „die Frau Baronin hatte das Recht, Heloisen zu entfernen; das Recht, mich, den verachteten Menschen ohne Nahmen, ohne Vermögen, ohne Rang, aus dem Hause zu

weisen: aber sie hatte nicht das Recht, dieses zerbrochenen Herzens zu spotten. Ich war ein Thor, ein unbesonnener Mensch; sie aber — sie ist boshaft, ungerecht!" — Das mußte die Bonne halb und halb zugestehen.

Theodor riß sich los, und eilte höchst erzürnt in den dunkelsten Theil des Parks, wo er überlegend umher ging. Er war zum zweiten Male gedemüthigt. Die Baronin hatte ihn wie ein Kind behandelt; und das verdiente er nicht. Er schämte sich; aber sein Zorn war noch grösser, als seine Scham. Nun fand er auf einmal das Räthsel in dem Betragen der Baronin gelös't. Er sah sich von ihr zurückgestossen: das mußte er ertragen; aber er sah sich mit Hohn, mit Spott, mit Gelächter zurückgestossen; und das reitzte ihn zu Haß gegen sie, zu dem Verlangen nach Rache. Jetzt betrachtete er ihr Verfahren gegen sich, gegen Alle, und that einen Blick in ihren Charakter, den bisher noch Niemand hatte. „Uhrwerke," dachte er, „sind ihr die Menschen; sie müssen schlagen, wie ihre Hand sie stellt, wie ihr Kopf sie aufzieht. O, mein guter Vater Senk, wie ehrwürdig bist du mir jetzt mit deinen Uhren, über die sie spottet!"

„Aber," hob er nach einer Pause auf einmal an: „Stolz gegen Stolz! List gegen List! Unglücklich kann sie mich machen, doch nicht ver-

ächtlich." Er ging mit starken Schritten durch die Hauptallee, um nach Hause zu gehen. Da stand die Baronin vor ihm, und redete ihn mit dem einschmeichelnden Zauber ihrer Stimme an. Ich bringe dir eine Nachricht, Theodor, die dir, hoffe ich, nicht unangenehm seyn wird. Du sollst die Gespielin deiner Jugend wiedersehen. Ich reise zu Heloisen, und nehme dich mit. — Er wurde ein wenig blaß; doch diese Freundlichkeit reizte ihn noch stärker. „Sie wissen, gnädige Frau," sagte er, „daß ich Ihre Tochter liebe, Sie wissen, daß dieses Gefühl noch nicht in meiner Brust erloschen ist. Ach, es wird nie erlöschen! Sind Sie Willens, den stolzen Traum einer zu glücklichen Kindheit wahr zu machen; o, dann sollen Engel Sie um die dankbare Liebe eines glücklichen Menschen beneiden! Welche höhere Seligkeit könnte ich mir dann denken, als Heloisen wiederzusehen! Aber billigen Sie meine Liebe nicht; müssen Sie einem Menschen, den das Schicksal zwang, schon bei seiner Geburt die erste Nahrung als ein Almosen zu nehmen — müssen Sie diesem Bettler die Hand der Baronin von Raubahn verweigern: was soll ich dann von Ihrem Anerbieten, mich mit zu Ihrer Tochter zu nehmen, denken! Ich bin ein Bettler, von jedermann verachtet; aber ich bin ein Mensch. Mein Unglück sollte mich vor Spott sichern, den ich nicht verdiene!"

Zum ersten Male stand die Frau von Raubahn verlegen, gedemüthigt da, und vor einem Knaben. Es kam so schnell, daß sie keine Antwort finden konnte. Sie hatte Theodorn noch immer für ein Kind gehalten, und wußte nicht, daß die Empfindung, verstossen, verlassen, beschimpft zu seyn, jede Kraft in einem Jünglinge wunderschnell erwecken kann. Dieser vermeinte Knabe sprach jezt wie ein edler Mann, und forderte Rechenschaft von ihr. Sie glaubte, einige süsse Worte sollten ihn täuschen, und hob an. Theodor unterbrach sie aber: „Ich hätte geschwiegen, Ew. Gnaden. Doch — warum mußten Sie mich mit dem Vorschlage, Heloisen zu sehen, so grausam reitzen? warum? . . . Ich bin Ihnen Dank schuldig für viele Güte, und möchte nicht gern undankbar scheinen. An meinem Unglücke sind Sie nicht Schuld, sondern mein Schicksal. Aber daß ich von nun an die tröstende Liebe jedes Menschen von mir stossen muß, weil ich sie nicht von Spott unterscheide kann, das, Frau Baronin, ist Ihre Schuld." Er verbeugte sich, und ging. Die Baronin blieb wie angeheftet stehen, und sah ihm verlegen nach. So hatte noch nie ein Mensch mit ihr gesprochen! Als sie sich von dem ihr so neuen Gefühle der Beschämung erholte, war das Erste, was sie that, daß sie durch ein bedauerndes Lächeln, und durch die Worte: der Mensch ist ein Narr! das Gefühl ihres Werthes wieder zu bekommen suchte; doch es wollte damit nicht ge-

hen: sie blieb vor ihrem eigenen Bewußtseyn gedemüthigt.

Sie untersuchte nun den Zusammenhang der seltsamen Begebenheit, deren Ausgang sie ganz anders erwartet hatte. Wie war Theodor zu dieser Bekanntschaft mit ihrem Benehmen gekommen? Sollte Lerche es gewagt haben, ihr Vertrauen zu mißbrauchen? Aber Theodor war ja schon seit längerer Zeit argwöhnisch gegen sie! . . . Seit wann? Seit ihrer letzten Rückkehr von Heloisen; denn damals war er ihr noch mit dem alten Vertrauen entgegen gekommen. Es fiel ihr ein, daß sie ihn hatte mit dem Kutscher angelegentlich sprechen sehen. Christoph wurde gerufen, und er gerieth in Verlegenheit, als sie ein Paar Querfragen an ihn that. Sie sagte ihm auf den Kopf zu, was sie muthmaßte, und er gestand nun, daß er Theodorn ein ganz kleines Billetchen von dem Fräulein mitgebracht habe.

Alter Narr! sagte die Baronin; wenn es weiter nichts war! Konntet Ihr das nicht sogleich sagen? Dann war alles gut. Nun geht! — Ein Billet von Heloisen! Dise ist also mit ihm in einem Verständnisse. Aber in welchem? was sind ihre Plane? Doch dem widerspricht ja Theodors Benehmen. Müßte er nicht die Reise zu Heloisen gern mitmachen, wenn er mit ihr ein-

verstanden wäre? — Sie behielt Zweifel, die sie nicht auflösen konnte.

Jedermann merkte an der Baronin, und an dem Verhöre des Kutschers, daß mit Theodorn etwas vorgefallen war; doch Niemand fragte, was. Die Baronin wurde immer mehr übler Laune, als Theodor gar nicht wiederkam, und glaubte, sich nun in einigen Worten erklären zu müssen. Es schien mir, sagte sie, als würde der junge Mensch ein wenig anmassend; das sagte ich ihm. Jetzt grollt er; das wird sich aber geben, und dann kommt er wieder. — Sie hatte den Verdruß, daß Theodor ihre Prophezeihung unerfüllt ließ, und nicht wiederkam.

Sobald Theodor aus dem Bezirk des herrschaftlichen Parks trat, fühlte er sich leichter. Der nagende, alle seine Kräfte verzehrende Schmerz über die erlittene Beschimpfung war vorüber; er hatte der Baronin die Stirn geboten, sich ihr als ein Mann gezeigt, und ging nun mit einem stolzen Gefühle nach Hause. Doch bald regte sich in seiner Brust die Liebe wieder, die in dem Drange der widerwärtigen Empfindungen geschwiegen hatte. Jetzt fühlte er, daß Heloise unwiederbringlich für ihn verloren war, eben jetzt, da er erst seit einer Stunde wußte, daß sie ihn liebte. Ja er sah, daß er selbst, in der Unterredung mit ihrer Mutter alle Hoffnungen auf Heloisens Besitz aufgegeben

hatte. Das Gefühl, nun auf der Erde so einsam, so ganz verlassen zu seyn, traf ihn mit schwerer Gewalt; aber dennoch bereuete er seinen Schritt nicht einen Augenblick, und hätte ihn ohne Bedenken noch einmal gethan.

Was wir hier erzählt haben, ist freilich nur eine Kinderei: doch eben solche Kindereien sind es, die den Menschen bestimmen. Und wehe dem Jünglinge, oder dem Manne (denn ist das, was der Mann thut, oft etwas anders, als die Kinderei eines ältern Kindes?), der nach der Katastrophe einer solchen Kinderei gleichgültig an sein Geschäft geht, und lachend sagt: die Welt ist nun einmal nicht anders! Wehe dem Menschen, dessen Herz in einer solchen Flamme nicht stärker und besser wird, der mit der Liebe spielt, wie mit einer Mode, der nach dem Verluste eines Herzens sich ruhig zum Essen niedersetzen und sagen kann: es war eine Kinderei; wie werde ich denn nun meine Zeit hinbringen! — Ist das Herzklopfen eines Kindes, dem die Thür des Zimmers geöffnet wird, worin die Weihnachtsgeschenke mit den vielen Lichtern stehen — ist es etwas anders, als das Herzklopfen des Mannes, dem sich die Thür, welche in den Staatsrath führt, zum ersten Male öffnet?

Theodor schlich in das Gartenhäuschen, um allein zu seyn. Hier stützte er die Stirn in die

Hand, und sann über sein Schicksal nach. Er hatte das verloren, was allein im menschlichen Leben des Grames werth ist: ein Herz, das ihn liebte. In diesem Augenblicke fühlte er sich frei von Furcht und Hoffnung, die bei tausend Menschen das sind, was die Tugend seyn sollte; er konnte nun nichts mehr verlieren, nichts mehr gewinnen.

Jetzt trat der sanfte August herein, der ihn schon mehrere Tage einmal allein zu finden gesucht hatte, um seinen Kummer, dessen Ursache er nicht kannte, mit ihm zu theilen. Er blieb in der Thüre stehen, und betrachtete seinen Freund, der nur das Auge hob, und in seiner Stellung blieb. Theodor, was ist dir?

„Jetzt, August, kann ich es dir sagen: jetzt, da alles vorbei ist. Ich liebte Heloisen, sie liebte mich. Diese Kleinigkeit war in Ordnung; aber der wichtige Umstand, daß man mich deinem Oheim ins Fenster geschoben hat, macht alles zunicht. Nun sitze ich hier, und freue mich, daß ich Niemanden angehöre; denn du begreifst doch, daß es jetzt von mir abhängt, meinem Schicksal so toll nachzulaufen oder zu entlaufen, als ich will? Ich kann auf eine Entdeckungsreise ausgehen, wie Columbus; und wenn ich die gefährliche Fahrt antrete, ist Niemand da, dem das Herz meinetwegen pocht. Kommt man auf die gewöhnliche Art

in die Welt, so hat man Eltern, Onkel, Tanten, Schwestern, Brüder, und muß sich ordentlich scheuen, zu sterben, da es doch Trauer kostet. Aber zum Fenster hinein? da kann man lustig durch die Welt springen, sich drehen und wenden, wie es einem beliebt, die Religion zehnmal ändern, ersaufen, erfrieren, Minister werden oder Holzhacker, heute am Pranger stehen oder morgen ein Ordensband bekommen, ohne daß Jemand sich darum bekümmert, ohne daß Jemand weint oder lacht. Sieh, das bedenke ich."

Gehörst du nicht uns Allen an? mir, meinen Eltern, meinem Oheim?

„Nun ja doch. Warum nicht! Mehr als du denkst. Und könnte ich deinem Vater mein Leben zu einer Walze machen, worauf er alle Stunden ein Lied aborgelte, er sollte es dazu haben. Ich bin fertig in der Welt. Versteh mich nicht unrecht, lieber August. Ich meine nur, es hat auch seine gute Seite, wenn man sagen kann: ich fürchte nichts, weil ich nichts hoffe. Es geht mir doch besser, als meinem Schicksalsvetter, dem Oedip, der am Ende blind in der Welt umherwanderte, sein Grab zu suchen. Ich kann es sehend suchen, und, wenn ich will, dabei lustig seyn."

Theodor! Niemanden auf der Welt angehö-

hören, sagt Lerche, ist der kürzeste Weg zu allen Verbrechen.

„Und führte es noch zu etwas Schlimmerem, lieber August! Thust du doch, als ob die Kinder sich Eltern geben könnten. Ist es denn meine Schuld, daß ich Niemanden angehöre? Ich wollte ja, . . . O, ich hätte meine ganze Seele hingegeben; aber zu einer Seele gehört ein Nahme, und zu dem Nahmen ein **Von**: und das habe ich leider nicht. Ist es meine Schuld? Doch sorge nur nicht für meine Tugend. Sieh ich will von Einem Ende der Erde zum andern gehn, und mich mit meiner Tugend für Geld sehen lassen. Das kann ich jetzt. Lerche hatte Recht und Unrecht; denn wenn ich nun sage: Niemanden anzugehören, ist der kürzeste Weg zu den heldenmäßigsten Tugenden; wer will es mir wehren? Ich kann jetzt umher gehen, bloß um den reichen Lasterhaften einmal die Wahrheit zu sagen, die sie nie hören; ich kann, wenn ich will, ein wahrer Diogenes werden. Denn die Gefängnisse auf der Erde (glaub mir, das Leben ist das übelste von allen, weil man da im Dunkeln zwischen lauter Rasenden eingesperrt ist) — die Gefängnisse verlache ich. Bringt man mich auch ein zehn Jahre in die Bastille; kann ich denn da nicht treiben, was ich anderwärts trieb? Was willst du in der Welt? etwas werden? Wahrhaftig nicht! Du hast noch einen Zweck dahinter: denn sonst bliebest

du, wo du bist. Ich habe mich nun auf einmal über das ganze Leben weggesetzt, ich hoffe nichts als den Tod; und so, das siehst du wohl, kann ich rauhtugendhaft seyn, wie Cato, der den Herrn der Erde, Cäsar, nicht fürchtete, weil seine Hoffnung dahin war.

Cato's Hoffnung: und deine, Theodor!

„Ich hatte keine andre als Cato: ein Leben voll Glücks, voll Tugenden, ein Herz, das den Menschen und die Tugend liebte. Sag, war Cato's Hoffnung nicht dieselbe? Eine Gewißheit blieb ihm; und die bleibt auch mir. Wahrhaftig, mich würde schon die Mühe aneckeln, die ein Verbrechen kostet. Sey du ruhig! Ich werde nie vergessen, was ich dem Herzen schuldig bin, das mich liebte. Nie soll sie bereuen, daß sie mich einmal geliebt hat; nie soll sie sagen dürfen, er verdiente nicht, daß mein Herz für ihn schlug."

Dieser Ton gefällt mir besser, als dein Witz.

„Dieser Ton ist so gut Witz, als der Witz selbst; und der Witz geht aus keinem andern Tone, als dieser ist."

Da bist du schon wieder witzig, Theodor!

„Siehst du, so hat das Unglück doch Einen

Nutzen. Keinem anzugehören, ist das kürzeste Mittel, witzig zu werden. Man betrachtet dann einen Thron wie eine Fußbank, oder wie einen Baumstamm, auf dem ein Bettler sitzt. Man vergleicht Dinge, die Ihr nur mit Zittern nennt." — Der Hoffnungslose kann leicht witzig werden; das menschliche Leben schrumpft ihm zusammen, und er sieht nun alles kleiner. Auch Theodors bittrer Witz floß aus einem trostlosen Herzen, und er hörte nicht eher damit auf, als bis ihn sein Freund an die Brust drückte und seinen Schmerz durch Thränen milderte.

Der Gang dieses Gespräches haftete in Theodors Seele. Sobald er allein war, setzte er die bei ihm erregten Ideen weiter fort. Er fühlte, daß er in Heloisen alle Ansprüche auf das ganze mögliche Glück seines Lebens hatte aufgeben müssen. Nun schien es ihm ganz gleichgültig, welche Wendung von jetzt an sein Schicksal nähme; ja, es schien ihm ein Genuß zu seyn, die seltsamsten Zufälle zu erleben, oder sie gar selbst aufzusuchen. „Denn," dachte er, „was kann mir jegt noch begegnen, das schlimmer wäre, als Heloisens Verlust? Alles, was andre Menschen Schmerz und Elend nennen, kann mir höchstens komisch erscheinen. Ein Leben voll Unfälle ist wenigstens unterhaltender, als eins voll Ruhe; und wie auch mein Schicksal gehen mag, ich spiele von jetzt an nicht mit, ich bin nur Zuschauer." Je mehr er

überlegte, auf welche hinterlistige Weise er betrogen war, und zwar von der Frau, deren Liebe er in einem so hohen Grade zu besitzen geglaubt, die so oft versichert hatte, daß sie nichts wolle als das Glück der Menschen —: desto mehr Bitterkeit entstand in seinem Herzen. Die Baronin war ihm das Ideal der Güte und Klugheit gewesen: was konnte er nun von andern Menschen erwarten! „O," rief er, „arme, unglückliche Menschen! nur Selbstsucht ist die Feder, die eure Herzen in Bewegung bringt. Senk würde mein Glück gegen eine Uhr vertauschen, und Lindner alle Freuden meines Lebens für eine glückliche Conjektur, für die Erklärung einer zweifelhaften Stelle im Cicero hingeben. Nein, ich bin ungerecht; es ist so! Und was will ich denn, ich, der ich niemanden angehöre, keines Menschen Nahmen führe? Was kann ich verlangen? Nur Stolz, Kälte, Verachtung. Ein Kind darf zu seinen Eltern sagen: liebet mich, hasset meine Feinde, weil ich euer bin; und die Selbstsucht erfüllt seine Wünsche. Aber ich? An meinem Leben braucht Niemand Theil zu nehmen, weil Niemand mich sein nennt. Lustig also! Ich sehe den Strom meines Lebens allein durch eine Wüste hinfliessen, und sich unbemerkt im Sande verlieren, ohne daß er eine Pflanze erquickt hat."

Mit der finstern Kälte, die eine solche Betrachtung auch dem heißesten Herzen mittheilen

muß, ging er zu seinen Pflegeeltern in das Zimmer. Sie blickten ihn unruhig an; denn der junge Senk hatte es für nöthig gehalten, ihnen das Unglück und den bittern Gram seines Freundes zu entdecken, und so eben waren sie in einer geheimen Ueberlegung gewesen, was sie thun könnten. Alle Drei stimmten darin überein, daß die ganze Begebenheit eine lächerliche Kinderei sey, die gar nichts bedeute; und dennoch hielten sie sehr ernsthaft Rath darüber, bis Theodor hereintrat. „Höre, lieber Junge," hob Lindner an, den die finstre Miene seines Pflegesohnes rührte: „als du mir hier durch das Fenster zugereicht warst — ich hatte wohl hundertmal geschworen, daß nie ein kleines Kind in mein Haus kommen sollte; aber Gott sey Dank, daß ich meinen Schwur nicht gehalten habe! — den Abend also, lieber Junge, lief Senk für dich zu der Hebamme; meine Schwester ging, so krank sie auch war, hinauf, um Kinderzeug und Betten zu suchen, und ich blieb mit dir allein. Du schrieest, daß mir die Ohren gelten, und ich schaukelte dich. Sieh, den Abend sagte ich zu dir: constans et lenis, ut res expostulat, esto! Du verstandest mich nicht, und schrieest fort. Jetzt, lieber Theodor, ist es gerade wieder eben so. Die gnädige Frau, die dich los seyn will, steckt dich mir in das Fenster; und, mein guter Junge, — setzte der alte Mann mit weicher Stimme hinzu — ich nehme dich wieder eben so gern auf und an."

Ich schreie nicht, lieber Vater, sagte Theodor sanft.

„Das thust du freilich nicht; aber ich wollte dich lieber schreien hören, als diese trostlose Miene sehen."

Sie wollen mir also jetzt noch einmal sagen: constans et lenis . . .?

„Nein, das will ich nicht, lieber Junge; denn Cato — das liegt mir schon siebzehn Jahre schwer auf dem Herzen — wollte etwas anders sagen, als ich damals dir. Aber gut, ich will die Worte des Plinius gebrauchen, wenn du es gern Lateinisch hören willst. Oder vielmehr, lieber Theodor, ich bitte dich nur auf Deutsch: nimm es dir nicht so zu Herzen. Ich wollte gern kein Wort Latein und Griechisch verstehen, wenn ich dir damit zu helfen wüßte" Jetzt flossen Theodors Augen von Thränen über; er fühlte, daß er nicht allein sey, daß er Menschen angehöre.

Und im Grunde, sagte Sabine sanft und liebkosend, es ist ja nur eine Kinderei, die du in acht Tagen vergessen wirst. Bei dieser Beschuldigung machte Theodor wieder ein finstres Gesicht; er hatte aber die Meinung aller Dreie gegen sich. Sie versicherten ihm mit so frohem Muthe, er würde nicht allein das, sondern noch viel mehr

vergessen, daß ihm schauderte. Nein, sagte er bitter, wenn der Mensch auch alles vergißt, so will ich doch Ihre Wohlthaten nie vergessen. — „Was Wohlthaten!" erwiederte Lindner, der nicht merkte, wie bitter das war, was Theodor sagte: „unsre **Liebe** vergiß nicht!" — Theodor lächelte, und sagte kalt: ich werde **mehr** nicht vergessen!

Welche Menschen! dachte er, als er allein war; sie können lächelnd sagen, was ich nicht ohne Verzweiflung denken kann: der Mensch vergißt Alles! Ach, sprechen sie nicht mit diesen Worten auch das Urtheil über ihre Liebe zu mir? stossen sie nicht mit diesen Worten mein Herz, die Herzen aller Menschen von sich? Und schrecklich, wenn sie Recht hätten, das so ruhig zu versichern! Schrecklich, wenn der Mensch alles, alles vergäße, vergessen müßte! So wäre nicht bloß ich unter den Menschen allein, so wäre jeder Mensch allein, hingestossen in eine Wüste, in der nie die Quelle der Liebe strömte." Nach seiner Meinung hatten seine Pflegeeltern sich selbst das Urtheil ihrer Gefühllosigkeit gesprochen. — „Wenn Liebe eine Kinderei ist," dachte er weiter; „was halten sie denn für wichtig? Ihre Uhren, ihre Bücher, die Geschäfte ihrer Haushaltung." Hier erwachten die alten Ideen von dem beschränkten Verstande und dem engen Herzen seiner Wohlthäter, die Amelie so oft in seinem Kopfe erregt hatte, um ihn von ihnen abzuziehen. Er empfand eine Art

von

von Mitleiden für sie, das nahe an Verachtung gränzte. „Die Baronin,“ dachte er, „würde, wenn sie auch meine Liebe nicht billigte, doch die Quelle, woraus sie entsprang, nicht verächtlich gefunden haben; wenigstens ehrt sie das heisse Herz, das sie verstoßen will!“

Der junge Mensch sah nicht, wie viele Liebe, reine Liebe für ihn, sich in der Stille zeigte, die im ganzen Hause herrschte: in den schweigenden Blicken, womit ihn Alle betrachteten, in den kleinen Aufträgen, wodurch sie seinen Gram zu zerstreuen suchten. Sein Unmuth hielt dennoch gegen so viele Liebe aus. Er litt von mehr als Einer Seite: er hatte sich selbst aus dem Hause der Baronin entfernt, an das er gewöhnt war, und glaubte von seinen Pflegeeltern sogar beleidigt zu seyn, da sie seine Liebe für kindisch hielten. Nun ging er trauernd, schweigend umher, und that Alles mit einer kalten Apathie. Selbst mit seinem Freunde August zürnte er, weil dieser sein Geheimniß „den gefühllosen Herzen“ seiner Verwandten verrathen hatte. — Gefühllos? sagte August. Siehst du denn nicht? hörst du denn nicht?

Theodor schwieg von seinen Empfindungen; doch in seinem Gesichte waren sie deutlich genug zu lesen. Ich weiß nicht, sagte Senk, und horchte; hat jemand den Tisch da verschoben?

Die Uhr schlägt ja so ungleich! Er öffnete sie, und stellte sie anders, wobei Theodor ihm helfen mußte. Theodor! hob er wieder an: wenn du doch nicht so finster aussähest! Du machst uns Allen das Herz schwer. Aber so ist die Jugend: ausschweifend in Freude und Leid! Wie der Pendul fliegt Ihr immer von Einem zum Andern.

Nein! sagte Theodor: der Pendul ist nicht das Bild der Jugend; er ist das Bild des Menschen. Durch ein ewiges Hin- und Hertreiben, strebt er nach einem Ruhepunkte, und findet ihn nicht eher, als bis die Uhr abgelaufen ist. — Ein schöner Vergleich! sagte Senk, und blickte mit einem beifälligen Kopfnicken auf Lindnern: ob du gleich . . . — fuhr er fort — Nun Gott gebe, daß du bei dir nicht Recht hast, Theodor! „Er hat es überhaupt nicht!" sagte Lindner. Ich habe mich zwar nie sehr viel um die Menschen bekümmert; aber so viel weiß ich: Ruhe kann man finden, und zwar noch im Leben, wenn man sonst ein gutes Gewissen hat. — Das habe ich, Vater! sagte Theodor empfindlich. — „So? Nun, das ist gut! Dann aber stehe nicht da, und brumme und quäle dich. Danke Gott, und sey fröhlich! Ruhe! Was sprichst du schon von Ruhe! Das wäre, als wollte in der Ernte der Mäher sich niederlegen, wenn er so eben erst die Sense geschärft hat. Am Mittage, wenn die Sonne hoch steht, dann schmeckt die Ruhe hinter

einem Haufen Garben.“ — Oder meinst du, sagte Senk, du wärest der einzige Unglückliche in der Welt, daß du dahin trittst . . . — „und mit deinem Unglück prahlst,“ fiel Lindner ein, „wie die jungen Magister sich immer mit dem am meisten rühmen, was sie erst eben lernen?“ — Mit einem Unglück, das am Ende nichts, gar nichts ist! setzte Sabine eifrig hinzu. Theodor schwieg. August sagte: liebe Mutter, Sie sind nie unglücklich gewesen. Weil wir jung sind, so glauben Sie, wir können noch keinen Schmerz empfinden.

Nie unglücklich gewesen? sagte Sabine. Weißt du das? Weiß Theodor das? Ihr jungen Leute bildet euch doch wunderviel ein! Auch ich habe einmal Leiden gehabt. — „Gewiß das hattest du, Schwester!“ sagte Lindner, und stand auf. „Nicht wahr, du meinst die Geschichte mit deinem Manne?“ — Ich bitte dich, Bruder, schweig davon! Es ist vorbei! sagte Sabine erröthend, weil sie besorgte, daß ihr Sohn etwas von der Liebe ihrer Jugend erfahren könnte.

„Nein, nein! Du warst ein Mädchen, und der da ist eine Mannsperson. Er liebt, wie er sagt, das Fräulein Heloise; du liebtest deinen Mann. Er hat keine Hoffnung; du hattest eben so wenig. Ich verstehe von Liebe nichts; doch so viel weiß ich, daß du damals gerade dasselbe

gefühlt und gelitten haben mußt, wie Theodor. Wie du es nun angefangen hast, dein Leiden so geduldig zu ertragen, und es mir zu verschweigen, Sabine . . . —

Bruder, unterbrach ihn Sabine zärtlich: war es nicht genug, daß ich unglücklich war; sollten auch dich meine Augen voll Thränen . . . Ja, August, es ist nun heraus! — sollte ich denn auch dich unglücklich machen, lieber Bruder? Dazu hatte ich dich zu lieb!

„Aber, hat Theodor uns denn nicht lieb?"

Gewiß hat er das, antwortete Sabine. Aber wenn es ihn tröstet, so laß ihn doch.

„Es geht mir durch das Herz, und dir auch, Sabine, und deinem Manne dazu. — Sieh, guter Junge; das konnte ein Mädchen: und du nicht!" —

Dieses Gespräch machte tiefen Eindruck auf Theodorn, besonders da Lindner ihm Sabinens stille Liebe zu Senk ausführlich erzählte. Er schämte sich, schwächer gewesen zu seyn, als ein Frauenzimmer, fand nun, daß er nicht das Recht hätte, mit seinem Schmerze Menschen, die ihn liebten, zu betrüben, und erklärte den Entschluß, seinen Schmerz zu beherrschen. „Armer Junge!"

sagte Lindner. Senk sagte: wenn man alle Dinge voraus wüßte, so hätte es mit seinem Wunsche wohl gehen können. Warum wollen sie ihm das Mädchen nicht geben? Weil er nicht von Adel ist. Ganz Lobenstein sagte damals, er wäre mein und Sabinens Sohn. Hätten wir es doch dabei gelassen!

Es würde mir meinen guten Nahmen gekostet haben, sagte Sabine; aber Gott weiß, könnte ich die Zeit wieder zurückbringen, ich wagte es darauf. Du wärest dann doch glücklich, Theodor! Das reichste Fräulein im Lande! — So sehr ihn der Zusatz: das reichste Fräulein, verdroß, so rührte ihn dennoch die Zärtlichkeit der sonst in diesem Punkte so gewissenhaften Sabine.

„Und wer weiß, wer seine Eltern am Ende sind!" sagte Lindner. „Ich dächte, Theodor, du liessest noch nicht alle Hoffnung fahren."

Theodor umarmte sie Alle. Hoffnung faßte er nicht, ob er gleich seine Liebe zu Heloisen nicht aufgab, um den Triumph zu haben, daß er unglücklich und dennoch heiter wäre. Einem mußte er übrigens auch sagen können, wie unglücklich er sich fühlte; und das war August. Dieser nahm zwar Theil an der Traurigkeit seines Freundes, doch bei weitem nicht in dem Grade, wie die drei Alten. Jetzt wurde Theodor aufmerksam auf das

Betragen der letztern, und bekam eine grosse Achtung für ihren fleckenlosen Charakter. Er sah ihre Schwächen nicht mehr, und fand, was junge Leute so selten finden, daß er im Grunde auf nichts Anderes stolz war, als auf seine Jugend, sein flammendes Herz, eine reine Phantasie, und einen unbesonnenen Eifer. Wie er sah, hatten auch Senk und Sabine das in jüngeren Jahren gehabt, und an die Stelle dieser zweideutigen Tugend war dann ein Leben voll stiller, einfacher, demüthiger, aber beglückender Tugenden getreten. O, sagte er jetzt zuweilen im wahrem Ernste: wäre ich erst, was sie schon lange sind! Und werde ich denn je ohne Schwächen seyn?

Zwar blieb ihm die Baronin Raubahn noch immer das Ideal weiblicher Größe, aber nicht mehr weiblicher Güte. Er fing an zu begreifen, warum ihr von Allen gehuldigt, geschmeichelt, und warum sie von Niemanden geliebt wurde. Wer herrschen, immer herrschen will, wird nicht geliebt, sagte Lerche. — Sie liebt Niemanden mit weicher Sehnsucht, mit verzeihender Güte, meinte die Französin. Gewiß sie ist eine grosse Frau; doch sie will mehr seyn, als ein Mensch seyn kann. Ich weiß keinen Fehler an ihr; der Fehlerfreie sollte aber am demüthigsten seyn, damit man den Muth haben könnte, sich ihm mit seinen Fehlern zu nahen. — „Die Frau von Raubahn ist nicht hart," sagte Theodor. — Nein,

das ist sie nicht, erwiederte die Französin: sie verzeihet gern, und ohne Affektation, wenn man einen Fehler begangen hat. Aber sie verzeihet nicht aus Liebe, sondern weil sie will.

Ich, sagte der junge Senk, habe sie nie geliebt, so artig sie auch gegen mich war. Wir alle, ihre eigenen Kinder fürchteten sie, und ich habe nie gesehen, daß ihr Sohn oder Heloise sie so umarmt hätten, wie ich und du tausendmal unsre Eltern.

Da hast du Recht! rief Senk. Wenn ein Engel vom Himmel käme — möchte er doch meinetwegen wissen, daß ich mein Vergnügen an den Uhren finde. War aber die Baronin hier, so schämte ich mich, wenn sie schlugen, und Sabine dazu. — Ja, sagte Sabine: es ist mir immer mit ihr gegangen, wie mit deinen Uhren im Frühjahr und Herbst, wenn sie die wahre Zeit zeigen mußten. Gott Lob, du bist davon zurückgekommen! Die Uhren gingen gut, und eigentlich, wie sie gehen sollten; aber sie paßten nicht für unsre Haushaltung. Die gnädige Frau ist nicht zu tadeln; doch sie paßt nicht so recht zu uns: wir gehen manchmal etwas vor oder nach. — Lindner sagte gar nichts über die Baronin; er kannte sie nicht.

Bei diesem Tadel, den Theodor von jeder-

mann über die Frau von Raubahn hörte, fand er sich selbst mitgetroffen; denn ihre kalte Grösse, die Ehrfurcht, die ihr jeder bezeigte, der strenge Gehorsam, den sie ohne alle Bedingung forderte und erhielt, schien ihm das größte Glück des Lebens, und er hatte nicht übel Lust gehabt, ihr ihre Rolle abzulernen. Sein guter Genius trennte ihn noch früh genug von ihr; und obgleich die Begebenheit einen Stachel in seiner Seele zurückließ — er vergaß Heloisen nicht —: so diente sie doch dazu, ihn über das wahre Glück, über die wahre Bestimmung des Menschen zu belehren; sie söhnte seinen Verstand mit den Schwächen seiner Pflegeeltern aus, und lehrte ihn die **Liebe** der Menschen für etwas Höheres halten, als ihren Gehorsam. —

Die Baronin machte einige Versuche, Theodorn wieder an sich zu ziehen; er merkte sie aber nicht, da sie sehr fein waren. Uebrigens verdroß es ihn nicht weniger, daß sie ihn jetzt so vernachlässigte, als es sie verdroß, daß ihre Versuche, die ihr ganz und gar nicht leicht wurden, bei ihm verunglückten. Nach mehreren Wochen sah sie ihn einmal wieder; und da er mit einer ruhigen Miene vor ihr stand, so ließ sie ihn das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes fühlen. Sie war freundlich, aber so steif, so kalt, so über ihm erhaben, daß sie seinen Trotz erregte, anstatt ihn zu demüthigen. Er lächelte; das erbitterte sie,

und der Bruch war auf ewig unheilbar. Meine Liebe, meine Güte, meine Nachsicht, sagte sie, wie bedauernd, zu Lerchen, haben den Burschen verdorben. Es ist Schade um ihn. Er hat wirklich Talente; aber er wird keins nützen, weil er sich immer wird über sich erheben wollen. Hier sehen Sie ein neues Beispiel, Lerche, wie wenig spätere Sorgfalt die Fehler der frühesten Erziehung wieder verbessert. Unglücklicher Weise hat das Leben in meinem Hause die Fehler seiner ersten Erziehung nur sichtbarer gemacht. Wenn ihn irgend etwas wieder in das rechte Geleise bringen und ihn einigermassen bessern kann, so ist es völlige Nichtachtung. Ich ersuche Sie also, lieber Lerche, zu des jungen Menschen eigenem Besten, sich gar nicht um ihn zu bekümmern, und nie mit ihm zu sprechen. Er trotzt auf jeden freundlichen Blick."

Ich habe ihn geliebt, Ew. Gnaden; und es würde mir wehe thun, wenn . . . —

„Ich auch; und eben aus Liebe zu ihm, lasse ich ihn ganz fahren, weil es kein anderes Mittel giebt, ihn zu heilen. Sagen Sie auch der Mamsell, daß es mein Wille so ist. Mit meinem Sohne werde ich selbst reden."

Lerche, der Theodors völlige Trennung von der Baronin nicht begreifen konnte, gab freilich

mann über die Frau von Raubahn hörte, fand er sich selbst mitgetroffen; denn ihre kalte Grösse, die Ehrfurcht, die ihr jeder bezeigte, der strenge Gehorsam, den sie ohne alle Bedingung forderte und erhielt, schien ihm das größte Glück des Lebens, und er hatte nicht übel Lust gehabt, ihr ihre Rolle abzulernen. Sein guter Genius trennte ihn noch früh genug von ihr; und obgleich die Begebenheit einen Stachel in seiner Seele zurückließ — er vergaß Heloisen nicht —: so diente sie doch dazu, ihn über das wahre Glück, über die wahre Bestimmung des Menschen zu belehren; sie söhnte seinen Verstand mit den Schwächen seiner Pflegeeltern aus, und lehrte ihn die **Liebe** der Menschen für etwas Höheres halten, als ihren Gehorsam. —

Die Baronin machte einige Versuche, Theodorn wieder an sich zu ziehen; er merkte sie aber nicht, da sie sehr fein waren. Uebrigens verdroß es ihn nicht weniger, daß sie ihn jetzt so vernachlässigte, als es sie verdroß, daß ihre Versuche, die ihr ganz und gar nicht leicht wurden, bei ihm verunglückten. Nach mehreren Wochen sah sie ihn einmal wieder; und da er mit einer ruhigen Miene vor ihr stand, so ließ sie ihn das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes fühlen. Sie war freundlich, aber so steif, so kalt, so über ihm erhaben, daß sie seinen Trotz erregte, anstatt ihn zu demüthigen. Er lächelte; das erbitterte sie,

und der Bruch war auf ewig unheilbar. Meine Liebe, meine Güte, meine Nachsicht, sagte sie, wie bedauernd, zu Lerchen, haben den Burschen verdorben. Es ist Schade um ihn. Er hat wirklich Talente; aber er wird keins nützen, weil er sich immer wird über sich erheben wollen. Hier sehen Sie ein neues Beispiel, Lerche, wie wenig spätere Sorgfalt die Fehler der frühesten Erziehung wieder verbessert. Unglücklicher Weise hat das Leben in meinem Hause die Fehler seiner ersten Erziehung nur sichtbarer gemacht. Wenn ihn irgend etwas wieder in das rechte Geleise bringen und ihn einigermassen bessern kann, so ist es völlige Nichtachtung. Ich ersuche Sie also, lieber Lerche, zu des jungen Menschen eigenem Besten, sich gar nicht um ihn zu bekümmern, und nie mit ihm zu sprechen. Er trotzt auf jeden freundlichen Blick."

Ich habe ihn geliebt, Ew. Gnaden; und es würde mir wehe thun, wenn . . . —

„Ich auch; und eben aus Liebe zu ihm, lasse ich ihn ganz fahren, weil es kein anderes Mittel giebt, ihn zu heilen. Sagen Sie auch der Mamsell, daß es mein Wille so ist. Mit meinem Sohne werde ich selbst reden."

Lerche, der Theodors vllige Trennung von der Baronin nicht begreifen konnte, gab freilich

ihm die Hälfte der Schuld. Die Französin sagte: die gnädige Frau kann mir verbieten, den oder jenen zu sehen; doch jemanden zu lieben, den mir mein Herz zu lieben befiehlt, das kann sie mir nicht verbieten. Wen ich einmal liebe, den läßt mein Herz nicht fahren, auch nicht zu seinem Besten. Ich bin dazu nicht groß, oder nicht kalt genug. — So blieb denn Theodor durch die Gouvernante immer in einiger Verbindung mit dem Schlosse. Auch sprach er zuweilen den alten Kutscher, der aber die gnädige Frau nicht mehr fuhr, wenn sie Heloisen besuchte, und der also die Liebe der beiden jungen Leute durch seine Erzählungen nicht weiter befördern konnte, was er sonst nicht unterlassen haben würde.

Heloise lebte unterdessen bei ihrer Tante in vielen Zerstreuungen, und wußte von der Katastrophe in Lobenstein kein Wort. Die Entdeckung der List, womit ihre Mutter gegen sie zu Werke gegangen war, hatte ihrer Liebe einen reichen Strom von neuer Thätigkeit zugeführt: der Verdruß, betrogen zu seyn, und das so natürliche Verlangen, List mit List zu vergelten, erhielten die Farben von Theodors Bilde in ihrem Kopfe frischer, als sie sonst eigentlich gewesen seyn würden; und das Billet, welches sie dem Kutscher für Theodor mitgab, machte das Bild in ihrer Phantasie noch heller. Was wird er sagen? was mir antworten? O, gewiß schreibt er mir, daß er höchst traurig

ist. — Diese Vorstellung von dem um sie trauernden, jammernden Theodor erregte in ihrem Herzen wieder einige Sehnsucht, ob sie gleich dabei sehr heiter blieb, und sehr ruhig schlafen konnte. Aber nun kam kein Brief von Theodor. Die Mutter machte wieder einen Besuch, und ein andrer Kutscher fuhr sie. Sie fragte ihre Mutter nicht, wo Christoph wäre; die Jungfer sagte ihr aber: er habe nicht fahren sollen; nach der vorigen Reise sey er bei der gnädigen Mama im Verhöre gewesen. — Also hatte man ihr Billet ertappt!

Die Mutter war mit Heloisen sehr zufrieden, und Heloise mit ihr nicht weniger. Man sprach auch von Theodor; doch nur die gleichgültigsten Dinge. Heloise sann indeß auf eine neue List; denn es verdroß sie, daß ihre Mutter sie für einfältig hielt. Sie hatte schon ein Billet geschrieben, und den Bedienten zu gewinnen gesucht; allein sie behielt es aus Gutmüthigkeit: denn, dachte sie, man könnte es wieder entdecken, und der arme Mensch hätte Verdruß, oder würde weggejagt. Mit Einem Worte: Heloise hatte zu lange nichts von Theodor gesehen und gehört, um sich so leicht über alle Bedenklichkeiten wegzusetzen. Aber — etwas mußte sie doch thun. Ob sie gleich Theodorn aufgab, so sprach sie doch von dem Augenblicke an mit ihrer Mutter nur von ihm, und immer sehr feurig. Sie lobte ihn en-

thusiastisch gegen ihre Tante, berief sich dabei auf ihre Mutter, und erzählte sehr entzückt von ihren ehemaligen Unterhaltungen und Spielen mit ihm. Die Baronin konnte gar nicht begreifen, wie ihre Tochter auf einmal wieder zu diesem Feuer käme. Sie wurde verlegen; und je mehr sie das wurde, desto weiter trieb Heloise ihren Triumph. — Aus der Rache, die das gute Kind an der Feindin ihrer unschuldigen Liebe nahm, wird der Leser merken, daß es sich mit dieser Liebe sehr zu Ende neigte, und daß die Mutter den Triumph ihrer Tochter als ihren eigenen hätte betrachten können. Sie wurde aber ängstlich, und sagte zu der Tante: ich bitte, lassen Sie Heloisen nicht zur Besinnung kommen. Sie muß von Ball zu Ball, von Gesellschaft zu Gesellschaft; und, ist es möglich, so suchen Sie den Stolz auf ihre Geburt ein wenig bei ihr rege zu machen. Ich sehe in der That, daß zuweilen auch ein kleiner Fehler die Stelle einer Tugend vertreten kann.

Die Tante, welche dieses aufblühenden schönen und reichen Mädchens wegen anfing eine sehr bedeutende Rolle zu spielen, erfüllte die Bitte der Baronin vielleicht ein wenig zu sehr. Die Gesellschaften nahmen kein Ende, und alles, was die Eitelkeit eines jungen Mädchens reitzen kann, war im größten Ueberflusse da. Es gelang. Heloise putzte sich, und flog mit Begierde von einer Zerstreuung zu der andern; nur den Adelstolz konn-

te die Tante durchaus nicht bei ihr rege machen. Heloise blieb dabei: der sey lächerlich. „Der Sohn eines Bettlers," sagte sie, „oder ein Findelkind, kann so klug, so gut, so edel, so groß seyn oder werden, wie der Sohn eines Fürsten. Das weiß ich, das weiß ich." Dies allein war von ihrer Neigung zu Theodorn noch übrig geblieben: sie liebte ihn nicht mehr, dachte aber noch immer mit Vergnügen an die glücklichen Tage ihrer Kindheit; und nichts in der Welt hätte sie dahin bringen können, ihre ehemalige Liebe verächtlich zu finden.

Bei Theodor konnte die Liebe, weil niemand etwas Bestimmtes dagegen that, und weil sie vielmehr durch manchen Umstand neue Nahrung bekam, unmöglich so schnell erlöschen. Man verwarf sie freilich geradezu als eine Kinderei, als eine Unmöglichkeit; aber man sprach doch davon. Ueberdies war Theodor von Allem umgeben, was ihn an die schönen Tage seiner Liebe erinnern mußte. Geschäfte hatte er nicht so viel, daß sie seine Ideen, den Gang seiner Phantasie hätten anders leiten können; und an Zerstreuungen fehlte es ihm gänzlich. Das stille häusliche Leben, das er führte, beförderte seine Liebe, da es seiner Phantasie Raum genug ließ; und überdies hatte er an August einen Vertrauten, den seine Liebe interessirte, ja mit dessen Hülfe er zuweilen Plane machte, wie er den Wunsch seines Herzens, trotz

allen Hindernissen, dennoch erreichen könnte. Es war freilich nicht sein Ernst, diese Plane auszuführen; aber sie unterhielten doch die Flamme der Liebe: und es lag ihm daran, daß man nicht glaubte, sie wäre schon erloschen. Er hatte zu viele Zeugen seiner Versicherung, daß seine Liebe nur mit dem Leben aufhören werde; also stand gleichsam seine Ehre auf dem Spiele. Er wollte seine **Freunde** überreden, daß er noch liebe, und überredete zuerst sich **selbst** davon. Uebrigens lebte die Familie glücklich. Die beiden Jünglinge setzten das Studium der Alten unter Lindners Anweisung fort, und lasen zur Erholung Bücher in neueren Sprachen, oder unterredeten sich mit ihren Verwandten.

Vom Schlosse und der Frau von Raubahn war gar nicht mehr die Rede; aller Verkehr mit demselben hatte aufgehört. Lerche und die Französin waren weggekommen, und der junge Raubahn taugte nicht dazu, die Verbindung zu unterhalten oder wieder anzuknüpfen: er war ein lächelnder, geschmeidiger, höflicher junger Mensch, der in jeder Gesellschaft durch Politur der Sitten, und durch Kenntnisse eine bedeutende Rolle spielte; allein August hatte immer eine gewisse Abneigung vor ihm gehabt, die endlich in den entschiedensten Widerwillen überging. So oft sie einander von ungefähr begegneten, war August stumm, und Raubahn spottend stolz. Theodorn behandelte der

Letzte mit Achtung, selbst mit einer Art von Ehrfurcht; aber seit dessen Trennung von seiner Mutter hatte er alle Verbindung mit ihm aufgehoben, und wenn der Zufall sie einmal zusammen führte, so eilte er schnell davon.

Die Baronin lebte in der alten Geschäftigkeit: sie verbesserte, änderte, baute, riß nieder, und hatte wirklich den Triumph, daß ihre Unterthanen wohlhabender und, was mehr sagen will, sittlicher wurden. Die Wohlthaten, die sie erzeigte, waren wirkliche Wohlthaten, nicht blosse Almosen. Sie half verarmten Familien auf, und eben die, welche ihr Verpflichtung schuldig waren, gebrauchte sie dann, um ihre Plane in Gang zu bringen. Es gerieth zwar nicht alles, wie sie es wünschte: denn der Schmeichler, der mit kriechendem Gehorsam ihre Plane als die weisesten zu befolgen versprach, that am Ende dennoch, was er wollte; aber im Ganzen konnte sie doch mit Recht sagen, daß sie für Lobenstein höchst nützlich gewesen sey.

Um diese Zeit starb ihr Mann. Sie war die Vormünderin ihres Sohnes; und so blieb Alles, wie es war, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt recht ernstlich anfing ihren Sohn zur weitern Ausführung ihrer Plane zu bilden. Eigentlich hielt sie ihn in grosser Abhängigkeit; sie wußte das indeß vor Jedermann, besonders vor ihm selbst,

mit grosser Klugheit zu verbergen, und behandelte ihn mit der größten Artigkeit. Bei dem Allen war er aber niemals herzlich gegen sie; er stand vor ihr, wie ein begnadigter Unterthan vor einer geliebten Monarchin.

Etwa ein halbes Jahr nach dem Tode des Herrn von Raubahn wurde eins von den Gütern des ehemaligen Stiftes zum öffentlichen Verkauf angeschlagen. Es war ein Wohnhaus mit einem Garten und einem Wäldchen dahinter; auch gehörten ungefähr hundert Morgen sehr fruchtbares Ackerland dazu. Frau von Raubahn, und der Amtsverwalter in Lobenstein, der Pächter der grossen Stiftsgüter, meldeten sich Beide zum Kauf. Jene fuhr auf das Feld, wo dieser bei seinen Pflügen war. Sie grüßte ihn, ließ halten, stieg aus, bewunderte seinen Ackerbau, und kam dann auf die angeschlagene Curie. Der Amtsverwalter, Herr Gobel, bückte sich vor der Frau Baronin bis in den Staub, und fand die Ehre, die sie ihm erwies, entzückend; doch auf Traktaten wollte er sich nicht einlassen. Er war gar kein Freund von der Baronin; denn schon einige Male hatte sie Familien, die er mit schreiendem Wucher drückte, um ihre Güter an sich zu bringen, durch Unterstützung aus seinen Händen gerissen. Seitdem der Teufel, sagte Gobel, die gnädige Frau hieher geführt hat, ist nichts mehr zu machen. Sie leihet, Gott vergebe es ihr, ohne Interessen; wie

soll es da unser einer anfangen? Das verzehrte sonst, das trank, das spielte und borgte Ein Sümmchen nach dem andern auf das Gütchen. Ich dachte: schwelgt ihr nur; die Strafe Gottes wird nicht ausbleiben! und nach ein Paar Jahren hatte ich die Aecker und Häuser. Aber jetzt? Wenn ich nur wüßte, was die gnädige Frau davon hätte! Ich habe sie, das weiß mein Gott, doch nie beleidigt.

Die Baronin verachtete diesen niedrigen Menschen: ihn allein unter allen angesehenen Einwohnern von Lobenstein bat sie nie zu Tische; doch das Wäldchen, das an ihren Park stieß, die Aekker, die ihre Fluren ründeten, machte dieses Mal Herablassung nöthig. Sie lud ihn auf den folgenden Tag zum Essen ein. Nach Tische kam man wieder auf die Curie, und Gobel sagte trokken, obgleich mit sehr schmeichlerischen Worten, daß er nur für eine Summe von dreihundert Thalern zurückstehen würde. Die Baronin mußte ihm zuletzt die Summe versprechen; denn ihre ganze Feinheit scheiterte an der plumpen Habsucht dieses Mannes.

Alles war unter Beiden richtig; doch auf einmal fand sich noch ein dritter Kaufslustiger, der alte Lindner. Senks Sohn sowohl als Theodor, hatten Lust zu der Landwirthschaft. Das war Lindnern freilich nicht ganz lieb; denn nach sei-

nem Wunsche sollten Beide Gelehrte werden, besonders Theodor, der im Griechischen und Lateinischen schon sehr grosse Fortschritte gemacht hatte: doch mit diesem Wunsche gerieth er wieder sehr ins Gedränge, wenn ihm einfiel, daß Theodor, sein Liebling, ihn dann verlassen müßte. Theodor war ja der Einzige im Hause, der sich lebhaft für Mythologie und Archäologie interessirte! Lindner stritt also dawider, wenn Senk und Sabine meinten, die beiden Jünglinge könnten ja Landwirthe werden, und hörten es dennoch mit Vergnügen. Nun überlegte er aber, wie Theodor in Lobenstein bleiben könnte. Er sah, daß, so lieb Sabine seinen Pflegesohn auch hatte, die Wage bei ihr sich doch für August neigte, sobald von Vermögen und Erbschaft die Rede war. Sein Herz sprach zwar für Theodorn; sein Verstand blieb aber der Meinung, daß sein Vermögen einmal von Rechtswegen dem Sohne seiner Schwester zukomme. Bei der einfachen sparsamen Lebensart, die er führte, war indeß jährlich eine Summe übrig geblieben, die sich nach und nach zu einem nicht unbeträchtlichen Capitale vergrössert hatte, von dem eigentlich Niemand etwas Genaues wußte, als er allein. Dieses ersparte Capital glaubte er ganz unbedenklich weggeben zu können; und nun fiel er darauf, den Stiftshof für Theodorn zu kaufen. Ich kann einmal, dachte er, zu ihm ziehen, wenn eine Veränderung vorgeht, wenn August heirathet, und die Familie grösser wird. Er that seinem

Schwager und Sabinen den Vorschlag; Beide sagten mit Freuden Ja, und setzten hinzu: so können einmal die beiden Kinder bei einander bleiben. Das Gütchen muß Theodor bekommen. Jetzt rückte Lindner auch mit seinem geheimen Plane hervor. daß er dabei an dessen Etablissement gedacht habe. Je nun ja! sagte Sabine; zum Anfange ist es gut genug: aber leben kann er davon nicht.

„Warum nicht davon leben!" erwiederte Lindner. „Wenn August einmal heirathet, so lasse ich euch die ganze Wirthschaft, und ziehe mit Theodorn in die Curie. Wir wollen da recht zufrieden seyn. Ich sage dir, wenn Theodor heirathete und ein ganzes Dutzend Kinder bekäme: wir wollten alle leben und noch übrig haben." Sabine fing an zu berechnen. „Was hilft das alles!" sagte Lindner: „du verstehst eine Haushaltung zu führen; aber streiten mußt du nicht, Sabine. Ich will es dir beweisen. In Palästina wohnte zur Zeit des Königs Josaphat, (wenn man das Königreich Juda zu hundert und zwanzig Quadratmeilen annimmt, und grösser war es nicht) auf jeder Quadratmeile acht und dreißig tausend Menschen: denn er hatte über eine Million Soldaten. Das Königreich Juda war nicht halb so fruchtbar, als die Aecker, die wir Theodorn kaufen wollen. Nun, so werden doch auf dem Stücke Land ein Paar Menschen leben können?

Lies im zweyten Buch der Chronika nach; da steht es." Gegen die Bibel konnte Sabine nichts einwenden. Ja, sagte sie kleinmüthig: auf einer Meile so viele Menschen! Nun begreife ich, daß da Wunder geschehen mußten. — Senk bestritt die angegebne Zahl. In Deutschland, sagte er, leben, wie ich von Theodor weiß, auf einer Quadratmeile nur 2400 Menschen. Ich begreife nicht, wie dort so viele Platz gehabt haben! — „Plaz oder nicht!" erwiederte Lindner. „Genug, sie lebten da; wie sie es angefangen haben, das kümmert mich nicht." — Aber, lieber Bruder, du willst es ja eben so machen. — „Das will ich mit Gottes Hülfe." — Ich dächte, wir kauften noch dazu, was etwa noch künftig verkauft wird. Warum soll Theodor sich sein ganzes Leben lang placken? Er ist doch einmal unser Sohn! — „Ja, da hast du Recht, Sabine; und so will ich denn nicht länger auf Chronikon, Capitel II. bestehen."

Die Sache war abgemacht. Lindner meldete sich nun zu dem Kauf der Curie, umging die Aecker, die dazu gehörten, und berechnete, wie viele Menschen davon leben könnten, wenn es in Deutschland wie in Palästina wäre. „Ich und Theodor," sagte er, „wollen wohl leben! Uebrigens freuet es mich um Theodors willen, daß Sabine hier einmal gegen die Bibel stritt. Es ist auch wohl besser, gegen ein Buch zu streiten, als gegen das Glück

eines Menschen. Am Ende ist ja Theodor mein Sohn, so gut, als hätte ich ihn in einer Ehe gezeugt. Und findet der Junge einmal seine Eltern, (was mich jetzt ärgern sollte); kann er dann nicht von mir sagen, wie Alexander von dem Aristoteles: der mich erzog, ist mehr mein Vater, als der mich zeugte?"

Gobel, der von dem neuen Käufer hörte, befürchtete, das ihm versprochene Abstandsgeld zu verlieren. Er besuchte daher zum ersten Mal eine Familie, die er nicht leiden konnte, und widerrieth den Ankauf des Stiftshofes. Ich sage Ihnen, lieber Herr Lindner, weggeworfenes Geld! Sie können den Hof nicht zu Einem Procent nützen. Es kann nicht einmal eine Katze davon leben. — „Fruchtbarer Acker, Herr Amtsverwalter! In ganz Palästina war nicht Ein Morgen so gut, wie dieses Land." — Wohl wahr, lieber Herr Lindner; aber fehlt der Regen — „Ei, Herr Amtsverwalter, der blieb in Palästina fast jedes Jahr aus; und doch so viele Tausende auf Einer Meile." — Wohl wahr, wohl wahr. Aber Mäuse, Herr Lindner, Mäuse! die lassen wahrhaftig für keinen Hund Brodkorn übrig. — „Heuschrecken in Palästina Jahr für Jahr; und doch auf einer Meile . . ." — Wohl wahr. Aber der Hagel! Jahr aus Jahr ein trifft er die Aecker; und in dem Hause spukt es. Ich weiß wohl, warum die Kammer das Gütchen los seyn will.

Nicht geschenkt möchte ich es haben, Herr Lindner.

Das alles half nichts; denn Lindner hielt sich an die Bevölkerung von Palästina, und legte Gobel einen Atlas, nebst der Bibel vor. Gobel blieb dabei, der Stiftshof sey ein schlechter Kauf, und endlich griff er es anders an. Er that Lindnern den Vorschlag, für ihn bei der Versteigerung in der Hauptstadt zu bieten, da er ohnehin Geschäfte dort hätte. Das ließ sich Lindner gefallen, und Gobel sagte unterweges: Gott sey Dank! das Geld ist verdient!

Allein ein Paar Tage vor dem Auctions-Termin kam ein alter Mann nach Lobenstein, der die Curie, den Acker, das Wäldchen besah, und dann wieder wegfuhr. Auch er war auf der Kammer, und überbot den Sekretair der Frau von Raubahn. Gobel, der längst aufgehört hatte, für Lindnern zu bieten, wurde bleich und roth. Er redete dem Sekretair zu, doch ja noch weiter zu gehen; der Alte bot aber immer mehr, und am Ende wurde ihm der Stiftshof richtig zugeschlagen. Gobel war voll Gift und Galle. Er wendete sich an die Frau von Raubahn wegen des Geldes, und wurde kalt abgefertigt; er brachte Lindnern eine Rechnung über die Reisekosten, und bekam nichts, weil es Lindnern verdroß, daß seine Hoffnung für Theodorn vereitelt war. Nun ging Gobel rings um-

her, und schimpfte auf den Alten. Der Kerl sieht aus wie ein Spitzbube, und ist auch einer; denn mich hat er um meinen sauren Schweiß gebracht. Ein Kerl, dem der Galgen auf der Stirn steht. Wo die Kammer nur hindenkt! Ein Fremdling, der das Geld irgendwo gestohlen hat! Ein liederlicher Mensch, der nicht an Gott glaubt!

Der alte Mann kam, bezog sein Haus, trieb die Wirthschaft selbst, besuchte Niemanden, bekümmerte sich nicht einmal um seine nächste Nachbarn, und lebte in der größten Stille. Das Haus ließ er inwendig nach seinen eigenen Zeichnungen ausbauen, und vereinigte darin grosse Bequemlichkeit mit vieler Eleganz. Der Garten hinter dem Hause, zu dem er das Wäldchen zog, gewann eine neue und sehr angenehme Gestalt. Er bekam ganze Wagen voll Möbel, Bücher, fremder Gewächse, und Instrumente für alle Künste und Wissenschaften. Die Domestiken, die er gefunden hatte und behielt, sprachen von ihm mit der größten Ehrerbietung; denn er verstand die Kunst, sich ihre Liebe zu erwerben, ohne ihre Achtung zu verlieren. Niemand gab sich indeß mit ihm ab: Theils, um der Frau von Raubahn willen, die sehr erbittert auf ihn war, daß er ihr das Gut weggekauft hatte; Theils, weil man mit Herrn Schall (so hieß der Alte) gar nicht so geschwind bekannt werden konnte.

Auch im Lindnerischen Hause herrschte nicht wenig Unwille über ihn, weil er den Plan zu Theodors Etablissement vereitelt hatte. Man nannte ihn, da er immer grau gekleidet war, den Graurock, und sprach treuherzig die Hälfte von dem Bösen nach, das Gobel von ihm ausbreitete. Vielleicht ist nie ein Mensch mit ungünstigern Augen angesehen worden, als eben Herr Schall; er merkte das aber nicht, oder kümmerte sich nicht darum. Ihn schien die Welt nichts anzugehen. Er schlug Wege durch sein Wäldchen, legte hier einen Ruheplatz an, dort wieder einen, kaufte von seinem Nachbar einen dürren, felsigen Berg hinter dem Wäldchen, ließ ihn mit Birken bepflanzen, zog Gänge daran in die Höhe, stellte eine niedliche Hütte darauf hin, lief dann in der ganzen Flur umher und maß, besonders in dem Stücke Wald, das Lindnern gehörte, bestieg die Bäume, sah durch einen Tubus, ging pfeifend seinen Berg hinan, maß da wieder, und zeichnete in die Luft hin, so daß ihn die Lobensteiner für einen Zauberer hielten. Lindner, dem das alles erzählt wurde, sagte: „was hat der Graurock ooch in meinem Wäldchen zu messen? Was mag er da suchen? Ich glaube, nichts Gutes.“

Schall, den noch niemand von der Familie in der Nähe gesehen hatte, maß fast täglich; und eh es sich Linder versah, trat ein Mann in einem grauen Rocke mit dem Anstand eines Königs zu

ihm in das Zimmer. Sein Gesicht war sehr edel, sein Blick frei, die Farbe sanft blaß, und das Haar weiß; sonst schien er noch in der Stärke des männlichen Alters zu seyn. Er machte eine Verbeugung, und wendete sich, nachdem er auf Alle rings umher geblickt hatte, an Sabinen. „Sie sind die Hausmutter in einer schönen Familie, Madam!" sagte er mit reiner Heiterkeit, und blickte wieder auf die beiden Väter und dann auf die Jünglinge. Lindner nahm die Mütze ab, und hielt sie erwartend in der Hand. „Mein Name ist Schall." — (Lindner setzte die Mütze wieder auf, und zog die Stirn kraus.) „Was mich zu Ihnen bringt, ist eine Bitte, deren Erfüllung Ihnen vielleicht eben so viel Vergnügen machen würde, als mir. Ich habe mich hier angekauft, um für meine letzten Tage die Ruhe des Landlebens, oder eigentlich wohl nur das Vergnügen der Gärtnerei, zu geniessen. Lobenstein mit seinem Flüßchen, seinen Buchen, seinem Wäldchen und seinen Hügeln ist ein Paradies. Nur Eins fehlt noch, um auch das ungeduldigste Herz hier fest zu halten: eine grosse Aussicht; eine Aussicht in die Ferne." — Die fehlt wirklich, sagte Theodor. Auf dem Jägerberge, wenn Sie den kennen, ist wohl eine, aber nur eine beschränkte. — „Gewiß zu beschränkt," erwiederte Schall: „ich bin schon auf dem Berge gewesen, und mich dünkt, junger Mann, wir kennen uns eben von diesem schönen Plätzchen her." Theodor bejahete das,

und setzte hinzu: bei dem Mangel einer grossen Aussicht ist es dem Auge . . . — „wie dem Herzen ohne die Aussicht von dieser Erde, aus dieser Zeit, in eine andre Welt," unterbrach ihn Schall. „Kein grüner Hügel, er sey mit einem Kreuze oder mit Bäumen bepflanzt, darf die Gränze der menschlichen Aussicht machen, sondern blaue Berge in der Ferne, ein unermeßlicher Raum. Das Auge dünkt mich, ist so gut für die Unermeßlichkeit geschaffen, wie der Geist."

Den Mann kleidete diese emphatische Sprache, deren Pathos er durch einen sanften, gleichsam scherzenden Ton zu mildern wußte. Senk und Sabine verstanden nur halb, was er gesagt hatte; Lindner aber horchte, und faßte an seine Mütze. — „Doch, ich vergaß, was ich sagen wollte," hob Herr Schall wieder an. „Ich habe eine solche Aussicht hier gefunden, auf Ihrem Waldfleckchen: eine grosse, weite Aussicht in das Thal nach dem Strome hin, und darüber weg, bis an die Böhmischen Gebirge." — Hm! hm! sagte Lindner: Was wäre! Ich habe mein Tage nichts gesehen. — „Man darf nur etwa ein Paar Dutzend Bäume weghauen lassen, und die herrliche Aussicht liegt da. (Lindner schüttelte den Kopf.) Und nun ersuche ich Sie, mir und diesen beiden Jünglingen die Aussicht zu schenken."

Lindner runzelte die Stirn noch mehr; denn

das Wäldchen war ihm werth, weil sein Vater es wie seinen Augapfel geschont hatte. „Herr Schall," sagte er höflich; „diese Bäume waren meinem Vater so lieb. Ich würde mir beinahe ein Gewissen daraus machen, einen davon weghauen zu lassen."

Schall sah Lindnern an; und da er in dessen Gesichte die unverkennbare Ehrlichkeit las, so sagte er: Gewissenhaftigkeit ist mehr werth, als alle Aussichten. Ich bitte, vergessen Sie meinen Wunsch. — Lindner, der die Verweigerung durch irgend etwas wieder gut machen mußte, bat Herrn Schall, sich zu setzen. Man fing an vom Kriege zu sprechen. „Ei nun ja!" sagte Lindner: „ich lese die Zeitungen; aber von einer solchen Heldenthat, wie der Rückmarsch der zehn tausend Griechen unter Xenophon, finde ich nichts." Senk ließ sich von ihm diesen Marsch etwas näher beschreiben. Sabine erklärte sich gegen allen Krieg, weil ihr der Tod der vielen jungen Leute schauderhaft war. Das Grab, sagte sie, ist etwas Schreckliches, für die Jugend noch mehr als für das Alter. Lindner erwiederte muthig: „wahr; aber es ist unsre Heimath. Wir stellen uns den Tod nur zu schrecklich vor. Die Alten thaten das nicht; sie sagten: er **hat gelebt**; anstatt: er ist todt. Ich bleibe dabei, das Grab ist unsre eigentliche Heimath."

Nicht unsre Heimath, Herr Lindner, sagte Schall; sondern nur der heilige Berg, von dem wir das Meer erblicken können, an welchem unsre Heimath liegt. O, wenn wir, wie jene zehntausend Griechen, das Leben voll Gefahren, voll Noth und Elend durchwandelt haben, und nun endlich unsern Grabhügel erreichen, der mit Recht der heilige Berg heissen könnte, als der im Xenophon; dann sollten wir mit Freudenthränen, wie jene Zehntausend, rufen: das Meer! das Meer! unser Vaterland!

Lindner sprang auf, und rief: lieber Herr Schall, Sie sollen die Bäume haben, und die Aussicht dazu! Sie sind ein braver Mann! Nicht wahr, das ist eine Stelle im Xenophon, wobei einem der Athem in der Brust stehen bleibt? Man wünscht, mitten darunter gestanden zu haben, und wäre der Marsch auch noch einige tausend Parasangen weiter gewesen." Er konnte gar nicht wieder aufhören, von Xenophon und Cyrus zu reden.

Niemand freuete sich über den Ausgang der Begebenheit mehr! als die beiden Jünglinge. Sie redeten mit Herrn Schall auf den folgenden Morgen das Fällen der Bäume ab. Schall drückte, als er wegging, jedem die Hand; man begleitete ihn bis vor die Hausthür, und er versprach, bald wieder zu kommen. Am folgenden Morgen gingen August und Theodor hin, ihn abzuholen, und

er empfing sie mit väterlicher Herzlichkeit. Hier fand Theodor nicht die Pracht des Raubahnischen Schlosses, aber etwas Schöneres: einfache Zierlichkeit, die schönste Uebereinstimmung in Möbeln, Tapeten, Farben und Decorationen der Zimmer. Der Alte führte die beiden jungen Leute nun durch seinen Garten, der ebenfalls nur durch Lieblichkeit gefiel. Das kleine Wäldchen, durch welches sie dann gingen, war noch blosse Anlage; aber man sah, daß ein fühlendes und heitres Herz den Plan entworfen hatte.

Von da gingen sie in Lindners Wäldchen, das sich aus dem Thale die Höhe hinan zog. Schall trat auf den höchsten Punkt, und bezeichnete den Jünglingen die erhabene Aussicht, die nun bald vor ihren Augen da liegen sollte. Für eine Menge Arbeiter hatte er gesorgt; in wenigen Stunden fiel ein Baum nach dem andern, und endlich zeigte sich durch eine Oeffnung ein blauer Berg in der weitesten Ferne. Seht Ihr? sagte Schall; da ist das Böhmische Gebirge! Theodor bestieg den höchsten Baum auf der größten Höhe, und kam, entzückt über die Aussicht, wieder herunter. Schall sagte ernst: so ist es mit dem Menschen! Die hohe Aussicht in die Unermeßlichkeit ist da; wir dürfen uns nur über die Erde erheben, um davon entzückt zu werden.

Beide Jünglinge kamen mit Ehrfurcht gegen

Schall wieder zu Hause, und konnten nicht aufhören von ihm zu reden. Um die Aussicht sah es indeß übel aus: ein grosser Theil von Lindners Wäldchen mußte niedergehauen werden, wenn man sie in ihrer ganzen Größe haben wollte. Schall, der am Abend wieder zu Lindner kam, bedauerte das, und sagte: es thut mir leid, daß die Bäume aufgeopfert worden sind, da ich nun doch nicht erreiche, was ich hoffte. Theodor und August baten Lindnern so herzlich, daß er es ihnen nicht abschlagen konnte; und nun rückte endlich auch Herr Schall mit der Idee hervor, daß der ganze Abhang der Höhe vortreffliches Kornfeld seyn würde. Die Arbeit hob am folgenden Morgen aufs neue an, und Lindner ging selbst mit hinaus. Er schüttelte zwar den Kopf über die schönen Bäume; als aber Theodor, der die Stelle im Xenophon sogleich hatte lesen müssen, die im Sonnenschein blinkende Elbe erblickte, Lindnern um den Hals fiel und mit fröhlichem Enthusiasmus ausrief: θαλαττα *)! da rief auch der alte Mann mit jugendlichem Muthe Einmal über das andere: θαλαττα! — Unter dem allgemeinen Rufen: θαλαττα! fielen die Bäume, welche die unermeßliche Aussicht bisher verborgen hatten.

Nun setzten sich Alle, auch Senk und seine Frau, die dazu kamen; und jeder genoß des schö-

*) Das Meer.

nen Anblickes auf seine Weise. Schall wurde bald die Seele des Gesprächs, die Alle belebte, Alle erheiterte. Als man endlich aufbrach, bezeichnete er der Frau von Senk, die er führte, den Plan eines sehr schönen Gartens, den er und Lindner von ihren Grundstücken aus bis zu dem Punkte dieser schönen Aussicht hinanleiten könnten. Man hielt sich erst hier, dann wieder dort auf; unvermerkt kam man in Schalls Gebüsch, und in seinen Garten. Sabine hatte Lust sein Haus zu sehen, von dem die beiden Jünglinge ihr so viel erzählt hatten, und man trat hinein. Lindner fand in dem Bücherschranke die schönsten Ausgaben der alten Klassiker: Senk bewunderte manches seltne Instrument, und Sabine freuete die Zierlichkeit der Geräthe, von denen sie hier nicht geblendet wurde, weil sie sah, daß auch sie dergleichen haben könnte.

Die Verbindung zwischen Schall und der Lindnerischen Familie war nun geschlossen; es herrschte ein Vertrauen unter ihnen, als wenn sie einander schon Jahre lang gekannt hätten. Besonders hängten sich die beiden Jünglinge mit unbeschreiblicher Liebe und Achtung an Schall, und er belohnte ihre Anhänglichkeit mit so vielem Vertrauen, nahm so wahren Antheil an ihren kühnen, jugendlichen Planen, und eröffnete ihrer Phantasie oft so grosse, so unerwartete Aussichten, daß sie sich nie glücklicher fühlten, als in seiner Gesellschaft.

Uebrigens lebte Schall ganz wie vorher. Er bauete seinen Garten, pflanzte sein Gebüsch, führte aus, was er Sabinen gesagt hatte, und zauberte während eines einzigen Sommers einen Feenaufenthalt aus seinen und Lindners Grundstücken hervor. Er trieb die Landwirthschaft mit so vieler Besonnenheit, mit so vielem Nachdenken, und doch so ohne alle kleinliche Künstelei, daß selbst der Amtsverwalter sagte: ei, von dem kann man lernen! Die Viehzucht wurde von ihm verbessert. Die Bauern staunten seine Kühe, seine Schafe an, und brachten die seltsamsten Gerüchte von seinem Reichthum in Umlauf.

Schall ging und ritt in den Feldern umher, und erkundigte sich nach den Wegen, nach den nahe liegenden Orten, nach den Eigenthümern der Aecker: so gab ein Wort das andre. Nie tadelte er die Verfahrungsart der Bauern; vielmehr fragte er sie in manchen Stücken um Rath, und befolgte diesen wirklich: er ließ sich belehren, und belehrte wieder. Der Amtsverwalter ging kriechend um ihn her, und versuchte, ob er ihm nicht einiges Vieh zur Zucht abschwatzen könnte. Nichts leichter als das. Gobel hätte alle seine Schmeicheleien sparen können: er bekam, was er wünschte, zwar nicht umsonst, aber doch zu sehr billigen Preisen. Was Gobel that, war den Bauern wie das Evangelium. An der Frau von Raubahn hatte er sich für ihre Vernachlässigung dadurch gerächt,

rächt, daß er ihre Anstalten, wenn sie auch noch so gut waren, verschrie; Herrn Schall aber ahmte er sogleich nach, und die Bauern befolgten sein Beispiel. Schall verschenkte nichts, sprach nie von den Vorzügen seines Viehstandes; doch vertauschte oder verkaufte er bei Gelegenheit, und ganz in der Stille. Er drängte sich den Bauern nicht als Lehrer, als Wohlthäter auf; aber er wurde beides, weil er vor ihren Augen ganz offenbar vortheilhafte Veränderungen machte.

Natürlicher Weise konnte Schall von der Baronin nicht unbemerkt bleiben; das Gerücht von seinem Reichthum, seine Anlagen im Garten, und die grosse Aussicht, die er durch Lindners Wäldchen geschaffen hatte, machten sie aufmerksam. Sie ging, wie von ungefähr, durch seine Anlagen, und fand mit Erstaunen überall die Spuren eines hohen Schönheitsinnes. Als sie die Aussicht übersah, verdroß es sie, daß der Mann einen Schatz entdeckt hatte, bei dem sie, ohne ihn nur zu ahnen, so oft vorüber gegangen war. Sie erkundigte sich noch näher nach ihm, als sie seinen immer mehr steigenden Einfluß auf Gobeln und ihre Unterthanen bemerkte. Von Person kannte sie Herrn Schall noch nicht, da sie ihn nur einige Male in der Ferne gesehen, und da er sich noch niemals an sie gewendet hatte. Das beleidigte freilich ihren Stolz; aber er schien den Ackerbau vollkommen zu verstehen, und so war er ge-

rade der Mann, den sie zu ihren Planen vortrefflich gebrauchen konnte, zumal da er auch die Art und Weise, die Bauern zu leiten, so sehr verstand. Was sie von ihm hörte, vermehrte übrigens ihre Hoffnung. Ein schlichter gerader Mann, Ew. Gnaden, sagte der Justizamtmann. Er treibt einen Handel mit Saatkorn und seinem schönen Zuchtvieh. Auch legt er grosse Baumschulen an, höre ich. Uebrigens ein stiller Mensch, wenn er ein Vortheilchen machen kann, jeden in Ruhe läßt.

Nun, dachte die Baronin; so ist er mein! Sie ließ ihn zu sich bitten, und begegnete ihm, als er kam, mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit. Ich habe Ihre Anlagen gesehen, Herr Schall, fing sie an. Meines Sohnes Park, glaube ich, ist noch grosser Verschönerungen fähig, und mich dünkt, Sie sind der Mann, meine Ideen dabei zu leiten.

Ich kenne ihn, gnädige Frau, erwiederte Schall. Es wäre etwas Besseres daraus zu machen gewesen. Wahrscheinlich hat ihn mehr der Zufall als das Nachdenken geschaffen; allein es würde doch sehr Schade seyn, wenn jetzt noch etwas daran geschähe. Man müßte grosse Schönheiten zerstören, um . . .

„Das thut nichts."

. . . um nach dreißig Jahren sagen zu können: jetzt ist er schöner.

„In der That, das schadet nichts.“

Der Mensch soll bessern, Frau Baronin, doch nicht das Gute zerstören, um etwas Besseres zu haben.

„Aber Ihre eigenen Anlagen?“

Sind keine Zerstörungen.

„Und Lindners Wald auf der Höhe? Er wurde um einer Aussicht willen niedergehauen.“

In der That nicht, gnädige Frau; denn Sie werden da nach einigen Jahren eine fruchtbare Kornflur sehen. In Ihrem Park giebt es schöne Stellen; Bäume die Jahrhunderte alt sind. Gewiß, ich würde die Schläge der Axt da nicht ohne Betrübniß hören. (Die Baronin lächelte.) Ja, Ew. Gnaden, man sollte nichts mit mehr Vorsicht thun, als das Verbessern. Nur zu oft ist der Mensch wie ein Kind; eine ungeduldige Thätigkeit treibt ihn so lange, bis er das Spielwerk zerstört hat, welches er nur verschönern wollte.

„Mich dünkt, Herr Schall, das Menschengeschlecht würde sich bei diesem Grundsatze nicht am besten stehen.“

Das Menschengeschlecht hat nichts theurer bezahlen müssen, als die Verbesserungsversuche seiner Reformatoren, die den angenehmen schattigen Park niederrissen, um den Plan eines schönern auf den Boden zu zeichnen. Die ewige Liebe, die ewige Weisheit, bessert ja langsam und mit auffallender Behutsamkeit; der Mensch thut meistens nichts weiter, als das Gebäude zusammensetzen, dessen einzelne Theile die Vorsehung schon gegeben hat. Und war denn nicht das neue Gebäude der edelsten Reformatoren meistens nur ein Bollwerk für ihre Sicherheit, nur der Thron ihres Ehrgeitzes? Selbst die reinste Liebe zu den Menschen — und wer den Menschen nicht von Herzen liebt, der reformire ihn ja nicht! — selbst diese reine Liebe zu den Menschen ist oft nichts als die Entschuldigung mißlungener Verbesserungsversuche. Aber nun gar der Ehrgeitz! der martert nur, anstatt glücklich zu machen. Der Baum, den er pflanzte, soll blühen, aber nur, um ihn mit seiner Blüthe zu bekränzen. Er will aus der Quelle des Flusses und aus der Mündung zugleich schöpfen; er will zwischen der Blüthe des Frühlings die reifen Früchte des Herbstes pflücken.

Die Baronin fühlte sich getroffen. Mit einem gezwungenen Lächeln sagte sie: „Aber, Herr Schall, Sie reformiren ja selbst! Sie führen Aenderungen in der Landwirthschaft unter den hiesigen Einwohnern ein.“ — Wenn Sie wollen,

gnädige Frau, nun ja! erwiederte Schall. Ich thue aber dazu nichts weiter, als daß ich das Beispiel gebe. Der Mensch, denke ich, muß sich selbst verbessern. Ein Bösewicht würde in der Gesellschaft von lauter Tugendhaften mit tugendhaft seyn, bloß durch die Gewalt des Beispiels. Ein Fürst verstopft durch die Tugenden seines eigenen Lebens mehr Quellen des Verbrechens, als durch die besten Sittengesetze, als durch Ketten und Beile. Selbst der Unterricht — er wirkt zwar unendlich viel, aber doch nicht so viel, wie das Beispiel. Wer könnte den Muth haben, der einzige Bösewicht, und wer den Muth, der einzige Tugendhafte auf der Erde zu seyn? — Darum tritt in der Geschichte an die Stelle der cultivirten Bosheit, so oft der Naturmensch mit wilden, zerstörenden Leidenschaften, aber ohne Bosheit. Darum fiel das reiche, bevölkerte, cultivirte Rom unter den Händen wilder, aber unverderbter Barbaren.

Die Baronin fand das ungemein schön und erhaben, ob sie gleich nur die Hälfte davon verstand, weil Schall von einer Hauptidee auf die andere sprang, und die Mittelideen nur ganz leise oder gar nicht berührte: (weshalb seine Gespräche für Theodor so grosses Interesse hatten.) Sie sah nun wohl, daß Schall auf die Art, wie sie vorher glaubte, durch Eigennutz, nicht zu gewinnen war, und wollte ihn deshalb bei seiner leben-

digen Phantasie fassen; doch sie irrte sich wieder: was sie für Wärme der Phantasie hielt, war Wärme des Herzens; denn sobald sie ihm von ihrem Plane das gesagt hatte, was er wissen mußte, um nicht abzuspringen, wurde er wieder kalt, und berechnete Ursache und Wirkung sehr genau gegen einander. Er zeigte der Baronin in mancherlei Umständen, besonders aber in dem Charakter des Menschen, den Grund, warum ihr so wenig gelungen war; doch bei dieser genauen Entwickelung ihrer Fehler, Irrthümer und Mißgriffe, äusserte er zugleich ganz unverhohlen eine lebhafte Bewunderung ihrer guten Absichten. Sie ahmte nun seine Sprache nach, und redete mit Wärme von dem Werthe der Menschen, und von der Verpflichtung, die sie hätte, ihre Unterthanen nach ihren besten Kräften glücklich zu machen. Schall ließ sich wirklich täuschen, und nahm für Liebe, was im Grunde nur Ehrgeitz war. Er zeichnete ihr einen Plan vor, der ihr sehr seltsam schien, weil sie sich nach demselben aller Vormundschaft über ihre Unterthanen hätte begeben müssen; indeß, sie konnte ja abändern, was ihr beliebte. Sie behandelte übrigens Herrn Schall gar nicht wie andre Menschen, da sie wohl sah, daß sie bei ihm zu lernen hatte, und nicht lehren konnte. Beide verliessen einander zufrieden; denn die Baronin hoffte, daß sie ihn gewiß noch für ihre Absichten gewinnen würde. Habe ich ihn nur erst in Thätigkeit gesetzt, dachte sie lächelnd; dann

findet sich das Uebrige von selbst. Er soll am Ende glauben, nach seinen eigenen Planen zu arbeiten; und er müßte ja keinen Funken Ehrgeitz haben, wenn er nicht zuletzt noch einsähe, daß es klug ist, die Menschen zu ihrem Glücke ein wenig zu zwingen.

Ueber den Plan, die Einwohner von Lobenstein zu guten und glücklichen Menschen zu machen, waren Beide eins, nur über die Mittel zur Ausführung noch nicht. Die Baronin hielt mit den ihrigen (List und Gewalt) zurück, und alle, welche Schall vorschlug, waren ihr zu ungewiß, zu langsam, indem sie auf Beispiel, auf Ueberzeugung beruheten. Doch, da er für den Plan schon gewonnen war, so mußte sie ihn, um einen vollständigen Triumph zu haben, auch noch für ihre Art der Ausführung gewinnen. Sie suchte ihn zu imponiren, zeigte ihm nach und nach ihre Talente, und erzählte ihm von ihren Reisen. Aber zu ihrem Erstaunen hatte Schall diese Talente in einem viel höhern Grade als sie, und die Länder, die sie nur durchflogen hatte, kannte er wie sein Vaterland. Ganz zufälliger Weise hörte sie auch (was noch niemand in Lobenstein wußte), daß er Englisch, Italiänisch, Spanisch sprach, und daß er die Europäischen Höfe genauer, als vom Hörensagen oder durch Lectüre, kannte. Sie schüttelte wohl hundertmal den Kopf über den seltsamen Mann, der ihr, wenn sie ihn endlich einmal zu

halten glaubte, schon in der folgenden Minute wieder entschlüpfte. Zuletzt wußte sie sich seinen sonderbaren Charakter nicht anders zu erklären, als daß sie ihm ihren eigenen Plan, zu herrschen, zuschrieb; und diese Vorstellung machte sie noch begieriger, ihn zu unterjochen.

Schall, der an nichts weniger dachte, unterstützte den Plan der Baronin, so viel er konnte, widersprach, wo es ihm nöthig schien, und schwieg, wo Reden nichts helfen wollte. Heimlich fing er aber an, die Menschen, denen Frau von Raubahn die Ausführung ihrer Idee anvertrauet hatte, zu beobachten. Sie wurde auf allen Seiten betrogen: der Justizamtmann beging Ungerechtigkeiten; der Oberförster veruntreuete viel Holz aus den Waldungen; der Schulmeister, dessen Besoldung verdoppelt war, versäumte die Schule. Das Alles beobachtete Schall, und, sobald er Beweise genug hatte, entdeckte er es der Baronin. Sie wunderte sich über diese Beschuldigungen, und verwarf sie gänzlich; denn eben die Angeklagten waren ja die eifrigsten Beförderer ihrer Absichten. Der Schulmeister holte sich jeden Monat von ihr Verhaltungsbefehle für die Schule, und — Prämien, hörte mit Enthusiasmus ihre Belehrungen an, und — war ein Müßiggänger. Der Oberförster pflanzte, ereiferte sich, klagte über Dieberei der Nachbaren, und verkaufte für den halben Preis an die eigenen Unterthanen der

Baronin. Der Justizamtmann ließ ihre Lieblinge bei allen Vergehen frei durch! drückte aber Andre, die er drücken wollte. Schall überzeugte die Baronin bald von der Wahrheit seiner Anzeige, und machte sie aufmerksam, welche fürchterliche Folgen das Benehmen dieser drei Menschen für die Sittlichkeit ihrer Unterthanen haben müsse. Sie wurde sehr unwillig, und ließ die Verbrecher einen nach dem andern kommen. Alle drei unterwarfen sich sehr demüthig, brachten die seltsamsten Entschuldigungen vor, die sich auf ihre Instruktion gründeten, versprachen Besserung, und gingen wieder — nicht gebessert, sondern nur vorsichtiger gemacht. Die Baronin hatte die Schwachheit gehabt, ihnen zn sagen, wer sie angeklagt habe. Natürlicher Weise haßten sie Herrn Schall, der von nun an schwieg, und dachte: die Frau von Raubahn meint es gut; aber sie sollte auch gerecht seyn! — Er fand täglich mehr, daß seine Ideen nicht zu den Planen der Baronin paßten, und zog sich von dieser Seite immer weiter zurück. Uebrigens ging er auf dem Schlosse aus und ein. Die Baronin achtete ihn, vielleicht ihn allein unter allen Menschen; denn sie fing an bei wichtigen Dingen um Rath zu fragen, doch ohne jemals seinen Rath zu befolgen.

Schall hatte indeß seinen Umgang mit Lindners Hause nicht abgebrochen; er schloß sich vielmehr immer fester an diese Familie an, besonders

an die beiden Jünglinge, die jetzt fast eben so viel an seiner Seite lebten, als in dem väterlichen Hause. Er mußte ihr Vertrauen nothwendig in einem höheren Grade gewinnen, als irgend ein andrer Mensch: denn er belächelte ihre Plane, ihre Träumereien nicht als Ausgeburten eines verbrannten Gehirns; er achtete sie vielmehr als die Wirkungen eines reinen und vollen Herzens, einer Seele, deren Hoffnungen noch grösser sind, als ihre Entwürfe, und die der Vorsehung die Ausführung ihrer so uneigennützigen Plane zutraut. Der alte Mann riß den Flug ihrer jugendlichen Phantasie nicht auf die Erde nieder, sondern leitete ihn nur. Er zerstörte das Arkadien, das Tempe, das golne Zeitalter, die Göttersitze nicht, die sie sich träumten; er besetzte sie nur mit wirklichen Wohnungen und wirklichen Menschen. Lindner und Senk hätten die Träume der Jünglinge so gern zerstört (Sabine war, wie fast jedes Frauenzimmer, poetischer); Schall aber sagte: warum wollen wir die schönen Bilder der Jugend vernichten? Sie werden, wie Oehlgemälde, schon von selbst nachdunkeln, oder wie Pastellgemälde verschiessen. Diese Jünglinge halten das Leben noch für eine Gelegenheit zu den edelsten Tugenden, und ihr Herz für einen heiligen Tempel: sollte es denn etwas anders seyn? Rechtfertigt ihre mächtige Sehnsucht nach Liebe und Tugend die Vorsehung nicht, welche die Kälte und die Laster der übrigen Menschenalter anklagen? Diese jugendliche

Sehnsucht ist ein Schutzgeist gegen die Reitzungen des Lasters, und der tröstende Genius bei den Schlägen des harten Schicksals. Diese Träume — und sollten wir nicht wünschen, daß sie wahrer seyn möchten, als das wirkliche Leben? — diese Träume sind die Wurzeln, die den Baum auf den Antillen gegen die furchtbaren Stürme befestigen, da sie sich frühzeitig der Sturmseite entgegen stellen.

„Man könnte wohl sagen," fing Lindner mit Rührung an, „die Zeit der alten Griechen wäre die Jünglingszeit der Menschen gewesen: sie bevölkerten die Erde mit Götter und Göttinnen."

Das könnte man sagen, Herr Lindner, und sollte es sagen.

„Und vielleicht ist an diesem Gedanken mehr, als wenn man in der Mythologie nichts als eine symbolische Physik findet, so fest ich auch sonst daran geglaubt habe. Wenn ich mir das alles so recht menschlich denke, so ist die ganze Mythologie wohl nur der Traum eines jugendlichen Volkes. Ich erschrecke ordentlich; denn am Ende komme ich noch um meine ganze Gelehrsamkeit, je mehr ich so mit guten Menschen zu thun habe."

Amen! sagte Schall. Ja, so wie man Blumenuhren hat, so könnte man auch Menschenuh-

ren haben. Der edle Jüngling öffnet sein Herz bei dem kleinsten Strahl einer milden Sonne; der Mann nur bei der Gluth des Mittags.

Senk sah Herrn Schall mit starren Augen an, wagte es aber nicht, ihn zu unterbrechen, da er so bewegt zu seyn schien. Doch als Schall weggegangen war, fing er nach einer Pause an: der Mann sagt doch alles so gut! Ich glaube, Schwager, er ist so gelehrt, wie Sie. — „Gelehrt? das weiß ich nicht, ob er gleich sehr viel gelesen haben muß. Er hat aber — wie soll ich sagen? — mit dem Herzen gelesen; ich — alles nur wie ein Exercitium, das ich corrigiren sollte."

Das meine ich, erwiederte Senk. Wenn er spricht, so versteht man alles. Das Einzige, was ich nicht verstand, war das von der Blumenuhr. Was er doch damit wohl sagen wollte!

„Das war eine blosse Redefigur, lieber Schwager."

Was ist das?

„Eine Figur? Wollen Sie die Definition von Quintilian oder von Tiberius Rhetor?"

Um des Himmels willen nicht! Ich wollte nur wissen, ob an der Blumenuhr etwas wäre.

„Ein Gleichniß, sage ich Ihnen, zur Verschönerung der Rede; weiter nichts. Blumenuhren! davon weiß ich kein Wort. Briefe von Blumen kenne ich; die sind im Orient gebräuchlich."

Senk brachte Herrn Schall, sobald er ihn allein sah, wieder auf die Blumenuhr; und dieser erzählte ihm nun, daß er bei dem Grafen Büffon eine gesehen habe, die sehr genau gewesen sey. Sogleich ging Senk in den Garten, um die ihm neue Eigenschaft der Blumen zu beobachten. Er fand wirklich einige, die sich zu einer gewissen Tageszeit öffneten und schlossen. Zu seiner grossen Freude verschaffte ihm Schall in Kurzem einen Theil der Blumen, die zu einer botanischen Uhr gehören. Ich kann mich ärgern, sagte er nun oft, wenn Ihr fragt, was die Uhr ist. Geht in den Garten — „Recht!" fiel Lindner ein; „da steht die Klepsydra groß und breit!" — an die Blumenuhr, und seht nach. Ich will mitgehn, und es Euch erklären. Aber hört denn Jemand zu, wenn ich sage: diese öffnet sich mit dem Schlag Zwölf? Leider ist die Uhr noch nicht vollständig; aber laßt nur den Sommer wieder kommen! — Er las nun viele botanische Bücher, bloß in Beziehung auf die Blumenuhr, und verschrieb sich Sämereien und Zwiebeln für den Frühling.

Während Senk für seine neue Uhr so thätig arbeitete, kam auch Theodor in grosse Bewegung; denn Heloise wohnte wieder in Lobenstein bei ihrer Mutter. Seine Leidenschaft war unter tausend neuen Eindrücken, und bei der Thätigkeit, zu der Schall ihn, so wie den jungen Senk, veranlaßte, fast gänzlich erloschen. Der letztere hatte sich bestimmt erklärt, Landbau treiben zu wollen. Theodor schien dazu weniger Neigung zu haben; doch die Gewohnheit, mit seinem Freunde zu leben, hatte ihn dahin gebracht, seine Arbeiten mit ihm zu theilen, und er übernahm, weil das am meisten interessirte, die Aufsicht über den Garten, besonders über die von Schall angelegten Englischen Partieen, und die Anpflanzung fremder Baumarten. Nebenher wurden Beide von Schall mit einer systematischen Lectüre beschäftigt, und machten auf seinen Rath Auszüge aus jedem Buche, das sie lasen. So theilten sie ihre Zeit in Arbeit und Studieren, und es war gar nicht mehr die Rede von der Akademie, die wenigstens Theodor hatte besuchen sollen. Lindner, der dies im Grunde wohl noch wünschte, schwieg, weil er ewig hin und her schwankte zwischen seiner Liebe zu Theodorn, und seiner Neigung ihn disputiren zu lassen. Es ist ja noch nichts versäumt, dachte er, und Schall wird schon sagen, wenn es Zeit dazu ist.

Schall wußte noch nichts von Theodors ehe-

maliger Neigung zu Heloisen, jetzt einem sehr schönen und reitzenden Mädchen von siebzehn Jahren. Ihre Liebe zu Theodorn war verflogen, und hatte zu nichts weiter gedient, als, was auch der Wunsch ihrer Mutter gewesen war, sie vor allen genauen Verbindungen mit jungen Leuten zu behüten. Da die Baronin nun sah, daß die Erziehung in der Stadt und am Hofe ihr die Bildung gegeben hatte, die sie wünschte; und da jetzt aller Umgang mit dem Lindnerischen Hause abgebrochen war: so ließ sie ihre Tochter zurückkommen, um sie in ihrer Philosophie zu unterrichten;

So ganz ohne alle Bewegung des Herzens betrat Heloise den Boden nicht, auf dem sie geboren war und in ihrer Kindheit glücklich gelebt hatte. Als sie von weitem das Schloß erkannte, pochte ihr Herz, und die alten Bilder von Theodor bekamen wieder frische Farben. So viel sie konnte, verbarg sie ihre Empfindungen, die immer stärker wurden, als sie sich auf ihrem Zimmer allein sah, und als sie dann den Park betrat. Sie hoffte, in diesem ihre Lauben, und im Orangeriehause das Theater wieder zu finden; doch der ganze Park war geändert. Dieser Umstand gab ihrem Herzen einen ruhigern Schlag. Alles, was sie recht lebhaft an ihren Amyntas und an ihren Romeo hätte erinnern können, war verschwunden, und nun schien sich Theodors Bild in ihrer

Seele mit einer dunkeln Wolke zu umhüllen. Zwar beschäftigte er sie noch in den ersten Tagen; allein da sie ihn gar nicht sah (und wie leicht wäre es ihm gewesen, sie bei ihren Spatziergängen einmal zu sehen!), so dachte sie kaum noch an ihn, oder doch wenigstens sehr ruhig. Theodor hatte so gar nichts gethan, ihr Herz in Bewegung zu erhalten, daß sie die alte Verbindung für gänzlich zerrissen ansehen mußte; und diese Verbindung war auch so unnatürlich, so seltsam gewesen, daß sie jetzt das Verfahren ihrer Mutter sehr vernünftig fand. Sie wünschte wohl, den Spielgefährten ihrer Kindheit einmal wieder zu sehen, aber auch nur, ihn zu sehen; denn sie mußte sich ja, wenn sie ihn spräche, ganz anders gegen ihn betragen, als ehemals: und das konnte ihn vielleicht kränken.

Heloise war in der Stadt sehr ausgebildet worden; doch aus allen Zerstreuungen hatte sie ihr weiches, sanftes, gütiges Herz gerettet. Sie liebte zwar den Wirbel der Gesellschaften, der Vergnügungen; aber dabei behielt sie auch ihre Liebe zu der Einsamkeit. Aus der geräuschvollsten Gesellschaft ging sie in ihr Cabinet, um sich, von niemand gestört, mit ihrem Claviere zu beschäftigen. In einer Gesellschaft lachte sie, und scherzte; aber war sie Abends allein, öffnete sie das Fenster, warf die Blicke an das Gewölbe des Himmels, löschte dann das Licht aus, und ergoß am Claviere

viere das Herz in Melodieen der Sehnsucht nach einem Gute, das die Welt ihr nicht geben konnte — dann hätten die Französin und Theodor gesagt: o, meine Heloise!

Die Baronin sah Heloisen nur in Gesellschaften, und war mit ihr zufrieden; doch glaubte sie, die Talente des Mädchens für die grosse Welt immer mehr ausbilden zu müssen. „Die Grazien, liebes Kind," sagte sie, „lächeln immer und sind ewig heiter. Recht so! und dennoch geschieht nichts Grosses, nichts Wichtiges ohne diese lächelnden Göttinnen. Wir sind zum Herrschen geboren, so lange wir uns vor Leidenschaften hüten." — Was das Herrschen mit der Heiterkeit zu thun hatte, begriff Heloise nicht; sie wollte nicht herrschen, sondern nur glücklich seyn, und das war sie in dem Genusse der Gesellschaften eben so, wie bei den Thränen, die sie mit Sehnsucht in der Einsamkeit weinte.

Theodor hatte heftigere Empfindungen, als August ihm sagte: Heloise ist heute wieder gekommen! Er wurde blaß, und sein Herz pochte so stark, daß er es fühlte. Zwar antwortete er wenig, und stellte sich so ruhig, als es ihm möglich war; aber dennoch sah ihn August betreten an.

„Denke nicht etwa . . ." sagte Theodor eifrig.

Nein, ich denke nichts Arges, unterbrach ihn August; ich wünsche nur, daß du glücklich bleiben mögest.

„Bleiben? Bin ich es denn gewesen?"

O, lieber Theodor, das eben fürchte ich, daß du alles Gegenwärtige so heftig ergreifst, und daß die Vergangenheit dir gar nichts ist. Du bist nicht falsch gegen dich selbst; aber zu heftig. Du bist glücklich gewesen, du hattest sie vergessen; doch jetzt, da ich dir sage, sie ist wiedergekommen, jetzt scheint es dir, als hättest du sie nie vergessen, als wärest du unglücklich gewesen.

Theodor schlug die Augen nieder. „Glücklich war ich nicht, gewiß nicht; nur ruhiger, heiter, still. Verkenne mich nicht, lieber August. Du bist ruhig bis in das Innere deiner Seele. Bedaure mich, daß ich ein so wunderbares Herz habe. In meinen frohesten Stunden, wenn ich lache und scherze, stürmt es oft heimlich im Grunde meiner Seele. Ist es mir denn nicht bei Allem so? Ich lese, ich verstehe, was ich lese; und während dessen spinnt meine Seele, oft durch ein einziges Wort veranlaßt, ein Gewebe von ganz fremdartigen Gedanken und Gefühlen in meinem Innern an. Ich lese immer fort, und es ist, als ob im tiefsten Grunde meiner Seele Stimmen ganz etwas Anderes riefen. Sieh August,

ich kann zittern, wenn eine von deines Vaters Uhren stehen bleibt. Höre ich den einförmigen Schlag des Pendul, so ist mir, als wäre es der Puls meines Lebens. Nein, besorge nichts! Sie ist da, und ich liebe sie noch. Daß meine Brust so heftig schlägt bei dem Worte: sie ist da! ist das Unglück nicht. O, ich habe gezittert, daß einmal eine Zeit kommen könnte, da der Nahme Heloise dies Herz nicht in Bewegung brächte. Sie ist für mich verloren, das weiß ich. Ich denke nicht anders, und habe alle Hoffnung, sie je zu besitzen, aufgegeben; aber bietet mir eine Welt für das Andenken an sie — nein, nimmermehr! nimmermehr!

Aber so fühlst du doch nur jetzt, seitdem sie wieder hier ist. Was hast du denn gethan, als sie weg war?

Gethan? Was will ich denn jetzt thun? Nichts, gar nichts, als was ich gethan habe: sie lieben und schweigen. Unglücklich seyn, ist wahrhaftig nichts Grosses. Wie viele Tausende sind es, ohne zu klagen, weil die Gewohnheit es ihnen leicht macht. Aber — wer sein Unglück von sich werfen kann, wie einen engen Handschuh, der ist nicht unglücklich gewesen. Geh, und sey unbesorgt. Ich spreche sie gewiß nicht: das allein weiß ich.

Nun erhob sich in Theodors voller Seele ein Kampf, den er täglich einige Male erneuern mußte: der Kampf gegen seine Sehnsucht, Heloisen nur Einmal zu sagen, daß er nie aufgehört habe, sie zu lieben. Doch dieser Kampf währte nur so lange, bis er sie endlich recht deutlich wiedersah. Er hatte sie schon in den ersten Tagen gesehen, aber nur von weitem, nicht nahe genug, um sie von ihrem Bilde in seiner Seele unterscheiden zu können. Jetzt hörte er von Sabinen, daß die Frau von Raubahn und ihre Tochter mit Schall den Nachmittag auf der Höhe, wo die schöne Aussicht war, zubringen würden. Er warf sehr nachläßig hin, daß er nach Tische vielleicht auf ein nahes Dorf ginge, schlich sich aber ganz leise auf den Boden, wo Senks Camera obscura war, und wo die Teleskope standen. Von hier konnte er die Höhe übersehen, die Heloise heute besuchen wollte. Er richtete ein Teleskop aus einer kleinen Oeffnung dahin, und erwartete mit Ungeduld, mit schmerzlicher Unruhe, ihre Ankunft. Endlich kam sie. Er sah nur ihren Rücken, weil Schall ihr die Aussicht zeigte; und es währte lange, ehe sie sich umkehrte. Nun setzte sie sich auf eine Bank, und wendete das schöne, holde Gesicht zu ihm hin. Er sprang zurück; denn es schien ihm, als sähe sie ihm gerade in die Augen, als lächelte sie ihm zu. Und doch war es unmöglich, daß sie ihn sehen konnte, da das Teleskop nur in einer kleinen Oeffnung des Fensterladens

ruhete. Jetzt erkannte er ihr Gesicht wieder, das nur noch schöner, noch lieblicher geworden war. So genau hatte er sie nie gesehen! Er sah die grossen blauen Augen, die sich, wie es ihm schien, auf ihn hefteten, die frischen Lippen, die sich so sanft bewegten, das Zauberlächeln, das einen so holden Reitz über ihr ganzes Gesicht verbreitete. Fast hätte er darauf schwören mögen, er müsse sie reden hören: so nahe stand ihr Gesicht mit diesem seelenvollen Lächeln vor ihm. Ach, für einen Ton ihrer Stimme hätte er alles in der Welt gegeben! Auf einmal schlug sie die grossen Augen auf, und zeigte im Gespräche mit Schall ein Paarmal mit dem Zeigefinger auf die kleine Narbe an der Stirn, die sie von dem Stosse des Brecheisens an jenem Abend, da sie die Julie spielte, behalten hatte. Theodor, dessen Herz in die heftigste Bewegung gerieth, wendete schnell das Glas auf die Mutter, die entfernt auf der Höhe stand, und mit einem andern sprach. Heloise, dachte er, erzähle Herrn Schall von ihm, von Julie und Romeo. Sie heftete den Blick wieder zu Boden, und ihre Stellung war trauernd. Ja, dachte er, sie spricht von mir! — Jezt zeigte sie noch einmal auf die Narbe an der Stirn, und lächelte. Schall reichte ihr die Hand zum Aufstehen, und Beide gingen nun zu der Baronin.

Theodor setzte das Teleskop weg, und es war ein Tumult von Hoffnung und Furcht in seiner

Seele. Sie hat von mir gesprochen, dachte er; und ich sah, daß sie traurig wurde. O, ich konnte an ihren sehen, daß sie seufzte; ich sah an dem schnellen Fliegen ihrer Brust, wie bewegt sie war. Ahnete sie vielleicht, oder wußte sie, wo ich bin? O, wir erriethen ja ehemals einander, ohne zu reden. Richtete sie nicht unaufhörlich ihre Blicke hieher? lächelte sie mir nicht zu? Ja gewiß, das that sie! (Er wußte nicht, daß das ein gewöhnlicher optischer Betrug ist, wenn man durch einen guten Tubus Menschen in der Ferne betrachtet, und ihnen gerade in das Gesicht sieht.) Es ist keine Täuschung! Sie sah hieher, und lächelte. Auch sprach sie von mir; sie erzählte Schallen von dem Abend, an dem sie Julie war!

Seine Leidenschaft war auf einmal so mächtig wieder erwacht, daß er aller seiner Vorsätze, Heloisen nicht zu sprechen, vergaß, und daß er schon Plane entwarf, wie er in ihre Nähe kommen könnte, ohne daß es Jemand wüßte. Er hätte nichts Gefährlicheres thun können als Heloisen zu belauern: schon das heimliche Belauern brachte sein Herz in Bewegung; und nun das Gesicht der Geliebten, mit allen Reitzen, die ein Gespräch ertheilen kann, so nahe vor ihm, den dreistesten Blicken, der langsamsten Untersuchung Preis gegeben: das hätte den letzten Funken der Liebe in dem Herzen eines Mannes wieder zu einer Flamme machen können; was mußte es nun nicht bei Theodorn

thun! In dem Tumulte seiner Leidenschaft entschloß er sich, sie auch zu hören. Er eilte hinunter, und drang durch das dickste Gebüsch seitwärts auf die Höhe, wo Heloise war. Hier wußte er jeden Strauch, und konnte sich also so nahe hinan schleichen, als er nur immer wollte. Aber nun wurde seine Leidenschaft auf einmal wieder etwas abgekühlt. Er lag in dem dichten Gebüsch auf dem Boden; und nun sah er, was er vorher nicht gesehen hatte: Heloisens prächtige Kleidung, ihre stolze Gestalt, ihren edlen Gang, und die leichte Bewegung. Schon jetzt wurde sie ihm fremder als vorhin. Er hörte sie sprechen; und der erste Ton von ihr brachte sein Herz aufs neue in grosse Bewegung. Aber — bald wurde er wieder scheu: sie sprach mit Herrn Schall von dem Hofe, erzählte mehrere Unterredungen, die sie mit dem Fürsten gehabt hatte, und lachte dazwischen. Ihr ganzes Gespräch verrieth Fröhlichkeit, gute Laune, und zuweilen brach sogar ein kleiner satirischer Zug hervor. Sie schloß mit den Worten: ja, ich liebe die grosse Welt; und wenn ich wählen dürfte, so lebte ich weit lieber in der Stadt, als auf dem Lande, ob ich gleich noch keine unzufriedne Stunde gehabt habe, so lange ich wieder hier bin.

Der arme Theodor erröthete vor glühender Scham, und wünschte sich Meilen weit weg. Er kroch zurück, und ging durch viele Umwege

wieder nach Hause. Die wenigen Worte von Heloisen hatten eine stärkere Wirkung auf ihn gemacht, als Augusts rührendste Vorstellungen. Er setzte sich ganz still, ganz demüthig an seine Arbeiten, und kam gar nicht in Versuchung, heute zu Schall zu gehen, und hinzuhorchen, was Heloise von der Narbe an ihrer Stirn zu ihm gesagt habe. Jetzt errieth er in der That sehr richtig, was sie gesprochen hatte. Was wird es seyn! dachte er mürrisch. Sie sagte etwa: „ich habe hier auch eine Narbe, ein Merkmal meiner Unvorsichtigkeit." Aber, sie hatte ihm doch zugelächelt. — Er sah am folgenden Morgen wieder durch den Tubus nach den Arbeitern; und jeder, der ihm das Gesicht zukehrte, schien ihn anzusehen. „Nun denn!" sagte er, und setzte den Tubus an seine Stelle: „ich war ein Narr! ein eitler Geck!"

Acht Tage lang hielt er sich recht gut; er war nie so fleißig, so still, so bedächtig gewesen, als diese acht Tage. August, in dessen Gesellschaft er oft recht heiter wurde, glaubte schon der Sturm sey glücklich vorüber gegangen; das war er aber noch gar nicht. Als Theodor sich aus dem Gebüsche wegschleichen wollte, hörte Heloise mit ihrem sehr feinen Ohre die Zweige rasseln. Sie blickte auf, und bemerkte, daß sich eine männliche Gestalt leise durch die Gesträuche wegdrängte. Bestürzt sagte sie: „wie schön ist es hier!" und war mit einigen Schritten auf der Spitze eines

Hügels, um Theodorn nachzusehen. Gewiß war es Theodor! Was hatte er aber hier gewollt? Wie war er, ohne bemerkt zu werden, so nahe an sie heran gekommen? Daß er sie hatte sehen wollen, litt keinen Zweifel. Sie sank nun in eine kleine Träumerei von ihrer Kindheit, und auf dem Rückwege wußte sie das Gespräch mit Schall sehr unschuldig auf die beiden Jünglinge in Lindners Hause zu leiten. Schall sprach sehr viel Gutes von ihnen, besonders von Theodor, und sagte unter andern: ich könnte zuweilen diesem Jünglinge viel Unglück wünschen, bloß um zu sehen, wie ein Mann es tragen muß.

Diese wenige Worte, aus dem Munde eines Mannes, für den ihre Mutter die größte Achtung hatte, und der so aussah, als habe er selbst mit dem Unglücke männlich gekämpft, riefen in Heloisens Seele alle die von ihr mit erfundenen kindischen Mährchen von Theodors Abentheuern zurück, und lockte einen Seufzer aus ihrer Brust hervor. Eine solche Hoffnung, sagte sie lächelnd, geben alle heftige junge Leute. — „Heftig ist er nicht," erwiederte Schall, „vielmehr weicher, biegsamer, als der junge Senk: aber er wird ein Felsen gegen das Laster und das Unglück werden.

Heloise schwieg, so gern sie auch noch gefragt hätte, woraus Herr Schall das vermuthe; denn ihre Mutter näherte sich. Schalls Lob und Theo-

dors Belauern hinterliessen einen Eindruck in ihrem Herzen, der die alten Empfindungen wieder erweckte. Sie wollte nichts, sie wünschte nichts; es war ihr aber doch angenehm, den Gesellschafter ihrer frohen Kindheit so wiederzufinden, und die Spiele ihrer Kindheit gleichsam wahr gemacht zu sehen. Ob wohl, fragte sie sich, in seiner Figur und in seinem Gesicht etwas seyn mag, das Schalls Urtheil von ihm, und die Neigung, die Hoffnungen meiner Kindheit rechtfertigt? Ich möchte wohl sein Gesicht einmal sehen!

Sie sah es nur zu bald. In Moorberg, einem Dorfe, das zu den Gütern der Frau von Raubahn gehörte, war Feuer ausgekommen, und der eine Theil des Ortes stand in Flammen. So eben wollte die Baronin und ihre Tochter eine Spazierfahrt machen, als Lärmen wurde; und nun fuhren sie nach Moorberg. Hinter ihnen galoppirten ein Paar Pferde. Heloise sah aus dem offnen Wagen, und erblickte zwei Reiter, in Staubwolken gehüllt, die bald herankamen, und still hielten. Es waren Schall und Theodor. Ein schönes Roth überzog des Jünglings Wangen, als er Heloisen sah. Sie verbarg ihre Unruhe unter einer lächelnden Verbeugung, die er mit einer ehrfurchtsvollen und ernsten Miene beantwortete. Es war nicht mehr ihr Spielgefährte, dieser muthwillige lachende Knabe, sondern ein hoch aufgeschossener schlanker Jüngling, in dessen Kopf der edle

Stolz eines Apollo sich mit der frohen Schönheit eines Bacchus vereinigte. Seine Augen blitzten, ob man gleich sehr deutlich sah, daß hier seine Ehrerbietung ihr Feuer mäßigte, und seine Wangen hatten die Farbe der blühendsten Gesundheit. Sein Anstand war ungezwungen, fest und edel. Er saß, über Heloisens Erwartung gut gekleidet, sicher und mit Leichtigkeit auf einem muthigen Pferde. So hatte sie sich ihn nicht gedacht, sondern als einen jungen hübschen Landmann mit etwas linkischen Manieren. Daß er anders war, verdankte er Herrn Schall, der immer behauptete, ein junger Mensch müsse sich gut kleiden, und der Theodorn sowohl als dessen Freunde bei dieser und jener Veranlassung Kleidungsstücke schenkte, die ein wenig ins Auge fielen. Beide junge Leute ritten schon, als sie ihn kennen lernten, wie die Natur es sie gelehrt hatte. Schall aber gab ihnen seine zugerittenen Pferde, und lehrte sie kunstmäßig reiten. Theodor fühlte sich nie freier als zu Pferde, und Sabine sagte dann wohl von ihm! der Junge sieht immer gut aus; aber zu Pferde ist er wie ein Kaiser.

Es kostete Heloisen Mühe, ihre Augen wieder von dem schönen Jünglinge weg zu wenden, und sie so wenig als er hatten den Muth, sich anzureden. Die Baronin unterbrach Herrn Schall, und sagte zu Heloisen: du scheinst Herrn Lindners Pflegesohn nicht mehr zu kennen. Es ist Theodor.

— In der That, antwortete Heloise, ein wenig verwirrt und mit niedergeschlagenen Augen: es schien mir, als sollte ich mich Ihrer Züge erinnern. Theodor verbeugte sich bloß, ohne eine Sylbe zu antworten; er warf aber verstohlen so glühende Blicke auf die schöne Heloise, daß sie es kaum wagte, noch einmal aufzusehen.

Die Sturmglocke, die jetzt in Moorberg stärker wieder angezogen wurde, machte dem Gespräche von einigen Sekunden ein Ende. Guter Gott! rief Schall; da bricht die Flamme wieder aus! und sogleich sprengte er mit Theodor fort. Die Baronin eilte ihnen nach, stieg bei Moorberg aus, und ging mit Heloisen zu dem Brande. Schall hatte sich an die Spritzen gemacht, und gab Rath. Theodor war unter den Arbeitern, und so beschäftigt, daß er auch nicht Einen Blick auf Heloisen warf: bald trug er Wasser zu, bald schleppte er Geräthe oder andre Sachen aus den Häusern. So oft ein Theil eines Hauses einstürzte, fuhr er zusammen, und warf mitleidige Blicke auf die unglücklichen Eigenthümer.

Die Baronin erregte durch ihr Benehmen Schalls Bewunderung. Sie war überall, vertheilte die Arbeiter, die Pferde, die Spritzen, trieb die Nachlässigen an, belohnte die Fleißigen und Muthigen auf der Stelle, und traf Anstalten, die Arbeiter zu erquicken. Ihr Sohn, der Ihr

nachgekommen war, mußte nach Lobenstein sprengen, um dort Lebensmittel zu besorgen. Sie versprach den Unglücklichen bestimmte Hülfe an Holz, Steinen, Kalk und Geld, und theilte sogleich mit Bleistift geschriebene Versprechungen von Brot- und Saatkorn aus. Das alles that sie mit so guter Art, so menschlich, daß jedermann, auch Schall, sie dafür segnete. Am Abend war der dringendsten Gefahr gewehrt, da es nicht an Arbeitern fehlte. Alle angesehene Einwohner von Lobenstein umgaben nun die Frau von Raubahn, die durchaus nicht auf die Pfarre gehen, sondern vor den abgebrannten Häusern ein Butterbrod essen wollte. Man brachte ein Tischchen, und und sie bat alle Lobensteiner, mit ihr vorlieb zu nehmen. Namentlich rief sie den jungen Senk, der Theodorn nachgekommen war, und fleißig mit ihm gearbeitet hatte. — „Und wer noch sonst aus Lobenstein da ist!" setzte sie hinzu. Theodor näherte sich; und nun sah ihn Heloise, hier in dem Kreise von Menschen, mit mehr Dreistigkeit, als vorher. Er heftete die Augen noch immer auf die von Zeit zu Zeit wieder hervorbrechende Flamme, aß nur wenige Bissen, die August ihm gab, und setzte sich dann ermüdet auf einen Pflug. August trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und nahm neben ihm Platz. Heloise stand abwärts hinter ihnen, wurde aber näher hinzu gedrängt, und hörte das Gespräch zwischen Beiden. Was ist es wieder? fragte der junge Senk. Die

Häuser nicht; denn die Leute bauen bequemere dafür auf: sie sind wohlhabend. — „Du wirst lächeln," erwiederte Theodor; „aber ich kann mir nicht helfen. Die Häuser sind es nicht . . . Ich habe mich heute wieder einmal so verlassen gefühlt! Sieh, die Scheuer dort war zuerst vom Feuer ergriffen. Sie stürzte zusammen. Da sagte die Frau, die dort so trostlos auf die Brandstätte blickt: unsre ganze Ernte! Aber Gott wird andre geben. Weint nicht, Kinder! sagte sie, und zog ihre drei Kleinen an sich: wir bauen eine neue. Nun aber brannte das Haus. Die Frau von Raubahn versprach auch ihr Holz und Steine zum neuen Bau. Was hilft mir das? jammerte die Frau mit Tönen, die mir das Herz zerrissen. In der Stube starb mein Großvater, mein Vater, meine Mutter; ich bin darin geboren, und auch diese drei Kinder. Nein, nein; ich werde in dem neuen Hause keine frohe Stunde haben. — Ei, sey sie still! wenn sonst nichts ist! riefen die Umstehenden ihr zu; die Frau hörte aber nicht auf zu jammern. Ich hätte ihr um keinen Preis ein hartes Wort sagen können. Sieh, das ist es, das! Großvater, Vater, wie sich das festhängt! Ach, ich fühlte, daß ich solche Thränen nicht habe. Dein Vater, deine Mutter, dein Oheim sind meine Eltern; aber doch bin ich allein. August, ich fühle, daß ich verlassen bin! . . . Heute schon einmal habe ich das gefühlt!" setzte er leiser hinzu. „Wer seine Voreltern kennt, mögen sie

auch noch so gering, und nur rechtschaffen gewesen seyn, der ist stolz auf sie, und spricht mit Freude von ihnen. Je höher hinauf man zählen kann, desto grösser ist die Freude; es ist, als hätte man Schutzgeister um sich, für die man lebte. Und wen habe ich? Niemand. Ich bin ein Fremdling unter den Menschen, so sehr ihr mich auch lieben mögt!" — Senk faßte seine Hand, und drückte sie auf sein Herz.

Dieses Gespräch hörte Heloise, und sie fühlte das Mitleiden, das jeder Verlassene bei guten Menschen erregt. Sie blikte mit sanfter Theilnahme auf die beiden Jünglinge, und verbarg sich dann wieder in dem Gedränge der Menschen.

Das Feuer war gelöscht, und man wollte nun nach Lobenstein zurückkehren. Heloise stand hinter ihrer Mutter, die mit Schallen sprach. Dieser rief Theodorn. Er kam, und blickte auf Heloisen. Sie richtete die Augen langsam auf ihn, und sah sich, als er zu den Pferden ging, nach ihm um. Er bemerkte das, blickte noch einmal zurück, und sah, daß sie ihn mit den Augen verfolgte. In ihrem Blicke war nichts als Mitleiden; er glaubte aber, Sehnsucht, Erinnerung an die vergangene Zeit darin zu lesen, und wußte nun nicht, ob er die Hölle oder den Himmel in seiner Brust trüge.

Schall war aufmerksamer auf Theodorn gewesen, als dieser glaubte. Er hatte die seltsame, leidenschaftliche Spannung bemerkt, worin das Zusammentreffen mit Heloisen den Jüngling setzte; und auch Heloisens Blicke waren ihm nicht entgangen. Auf dem Wege nach Moorberg fragte er, wie lange Theodor die Tochter der Baronin schon kenne; und Theodor antwortete stockend, gepreßt. Im Dorfe erkundigte sich Schall bei der Baronin auf eine sehr unschuldige Weise nach Theodors ehemaligem Umgange mit ihrem Hause. Sie erzählte, und nahm eine Wendung, wodurch sie zu verbitten schien, daß er den jungen Menschen nicht wieder in ihr Haus bringen möchte. Das alles setzte Schall zusammen, und brachte den Zustand von Theodors Herzen so ziemlich heraus. Er ließ die Pferde langsam gehen, und plauderte mit ihm über das Feuer.

„Sieh," sagte er, „da hast du die Leidenschaft! Anfangs ist sie nur ein Funken; dann wird sie ein Flämmchen, und endlich zerstört sie die Glückseligkeit mehrerer Familien auf einmal. Weißt du aber, womit man die Leidenschaft löscht?" — Mit vermehrter Arbeit, denk' ich. — „Eine Regel von dem alten Lindner, die er Lateinisch und Griechisch sagen kann, und die sein gutes Herz, das alle böse Leidenschaften nur aus Büchern kennt, nicht billigt. Das ist eine Regel, welche die Klugheit dem Schurken zuflistert, der

eine

eine Leidenschaft ohne Hoffnung nährt, oder sich fürchtet, dadurch unglücklich zu werden. Wie aber, guter Freund, wenn die reitzendste Hoffnung deine Leidenschaft lockt; wenn die Erfüllung deiner höchsten Wünsche ihre Belohnung ist: was kann dich dann dahin bringen, deine Thätigkeit, deine Arbeit zu verstärken? Doch wohl nichts als Ueberzeugung von dem Unrecht der Leidenschaft, und ein tugendhaftes Herz. Ein tugendhafter, fester Entschluß, der Leidenschaft auch nicht das Geringste nachzugeben: der rettet das Herz; und da ist freilich Zerstreuung ein wichtiges Hülfsmittel."

Das wollt' ich sagen, erwiederte Theodor.

„Ihr Jünglinge sagt viel, wollt sogar viel halten, traut euch auch zu, es zu können; das Laster ist aber gar zu reitzend."

Das Laster? rief Theodor. O, lieber Schall, ich hoffe, Sie denken von mir nicht so. Ich kenne die göttliche Gestalt der Tugend.

„Du kennst sie? Guter Freund, ich mag es leiden, wenn einem Jünglinge nichts, was je edle Menschen vollbrachten, unerreichbar, unmöglich scheint. Ein Jüngling muß dem Sokrates seinen Schierlingsbecher beneiden, nicht das Ausleeren des Bechers. Er muß fühlen, daß

ihm zum Ausleeren weiter nichts fehlte, als die Gelegenheit. Aber er muß nicht prahlen, daß er ihn ausgeleert habe."

That ich das? fragte Theodor.

„So halb und halb, als du sagtest, du kenntest die Tugend. Die Tugend, junger Mensch — merke dir das von einem Manne, der ein Herz und Muth zu allen Tugenden hatte! — die Tugend ist der wahre Proteus. Sie nimmt, wie er, zuerst die Gestalt eines schrecklichen Löwen, eines giftigen Drachen an, und dann noch andre schreckliche Gestalten. Aber, Jüngling, laß sie nicht fahren, umschlinge sie fester und fester mit deiner ganzen Seele; zuletzt steht sie, wie Proteus, in der strahlenden göttlichen Gestalt vor dir da, und verkündigt dir, wie er, die untrüglichen Dinge der Zukunft, die Wunder der Ewigkeit."

In diesem Augenblicke rollte der Wagen der Baronin vorüber. Leben Sie wohl! riefen Mutter und Tochter den beiden Reitern zu. Theodor hörte nichts mehr von Allem, was Schall sagte, und glaubte noch immer die Töne zu vernehmen, womit Heloise ihr Lebewohl gerufen hatte. Schall merkte es, und schwieg. Er kannte den doppelten Proteus, die Liebe, der alle Gestalten vereint, und in jeder das Herz besticht.

Ganz ohne Wirkung waren Schalls Vorstellungen nicht geblieben. Theodor mußte jezt, bei seiner Denkart, die geheimen Plane, welche sein Herz in der Stille entwarf, wenigstens an das Licht ziehen, um sie, im Falle, daß es möglich wäre, vor sich selbst zu rechtfertigen. — Ein Mensch, der zwischen der Lust und seinem Gewissen schwankt, hat in der That schon viel gewonnen, wenn er nur einsehen lernt, welche Plane zum Genusse sein Herz schon geschmiedet hat, während die Vernunft noch ganz muthig auf dem Richterstuhle sitzt, und die Gründe für die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit der Handlung zu entscheiden sucht.

„Das ist es," sagte Schall einmal in Lindners Hause: „tugendhafte Grundsätze sind das Edelste in der menschlichen Natur; ohne sie wäre die Tugend nichts als Temperament, Instinkt. Aber ohne einen tugendhaften Sinn, ohne einen schnellen tugendhaften Takt, ohne — ich möchte fast sagen, ohne ein tugendhaftes Blut, (und das muß die Erziehung, die Bildung unter tugendhaften Menschen geben) —: was sind die besten Grundsätze? Die Sinnlichkeit ist zu schnell, zu thätig, als daß man ihr die langsamen bedächtigen Grundsätze entgegen stellen könnte. Während diese noch untersuchen, ob das, wozu das Herz dringt, ein Verbrechen sey, ist das Verbrechen schon entworfen, angefangen, ja oft ausgeführt.

Die Grundsätze sind wie ein Feldherr, der zögerte, der sich angreifen und schlagen ließ, und der seine Klugheit zu nichts gebrauchen kann, als hinterher zu sagen: so ging es zu, daß ich geschlagen wurde, und so hätte ich siegen können."

Recht! sagte Lindner. Das Laster ist wie das Ungeheuer in der Odyssee: wenn man nun vorüberfährt, raubt es jedes Mal einige Mann. Ich sage, man muß nicht vorüber fahren; man muß sich gar nicht mit dem Laster einlassen.

„Wen aber das Schicksal, wie den Ulysses, in alle Höhlen des Unglücks, und auf die Zauberinsel der Circe wirft?"

Dem helfe Gott heraus! der weiß, wiel viel sein Herz, und auch die unsrigen werth sind. Ich verdamme ihn nicht; ich glaube nur, das Räsonniren über die Tugend ist nicht weit her, wie Sie eben sagten. Die Tugend muß gleichsam mit dem Blute fliessen.

„Es ist viel, lieber Lindner, recht sehr viel, dieses tugendhafte Temperament. Aber Gott behüte den Menschen vor einer Krankheit, oder so etwas! denn die kann ihn um seine ganze Tugend bringen, wenn sie weiter nichts als Temperament ist."

Gott sey uns Allen gnädig! Ich glaube, wir brauchen, wie Achilles, zuweilen eine Minerva, die uns bei den Haaren zurückzieht, wenn wir das Schwert schon halb ausgezogen haben. Aber das wollte ich sagen: hier stehen wir, Sobine, ihr Mann und ich. Ein Komet riß auch uns einmal gegen einander; und doch kamen wir ganz leidiglich aus dem Spiele, ohne daß wir eben viel rechneten und räsonnirten. Wir thaten nichts, als daß wir einander liebten.

„O," sagte Schall, „wenn wir das thun — was können wir mehr? was brauchen wir mehr? Das ist die Pallas, die uns unsre ganze Odyssee hindurch, sie sey groß oder klein, — wir Menschen erleben alle eine Odyssee — begleitet, uns rettet und endlich schlummernd in den Hafen unserer Heimath bringt. Diese Liebe gebe Gott jedem Menschen!"

Sabinen standen Thränen in den Augen; sie umfaßte ihren Mann, und sagte zärtlich: bis an den Tod so! — Ja gewiß, antwortete Senk, und sollte ich nie eine Uhr schlagen hören, bis an den Tod so, Binchen! Bis an den Tod! rief Lindner, und reichte Beiden die Hände.

Schall wendete die gerührten Blicke ab, und dachte: lieber Gott! wie theuer habe ich Gefühle, welche dieser guten Familie nichts kosten, bezah-

len müssen! —— — „Wie nahe, wie sehr nahe,“ sagte er auf dem Rückwege, „liegt dem Menschen das Glück! Er sucht es so fern; und nach langem rastlosen Streben findet er nichts anderes, als was er so leicht haben konnte: das Glück, welches die Verbindung der Freundschaft und prunkloser Liebe geben.“

Theodor hatte sein Herz untersucht, und gefunden, daß seine alte Leidenschaft mit voller Stärke wieder erwacht war. Und wodurch? Durch einen sehnenden, zärtlichen Blick, den Heloise bei dem Feuer, und durch einen zweiten, den sie, als er zu den Pferden ging, auf ihn geworfen hatte. Wenn er die Leidenschaft gekannt hätte, so würde er gemerkt haben; daß nur der Triumph, von Heloisen noch immer heimlich geliebt zu werden, sein Herz in Bewegung setzte. Er fing an seine Hoffnungen mit den Schwierigkeiten zu vergleichen, auf die er stossen mußte; und jene waren ihm eben so gewiß, als diese unüberwindlich. Er übersah das ganze Elend einer hoffnungslosen Leidenschaft. Aber, sagte er; daß ich sie liebe: ist das meine Schuld? und wenn Heloise mich liebt; wenn nun diese Liebe der Zeit, den Hindernissen, selbst der Hoffnungslosigkeit immer siegend widersteht: ist das ihre Schuld? Schon vier Jahre lang . . . — Er schwieg; denn er konnte sich nicht abläugnen, daß diese Leiden, diese hoffnungslosen Leiden, wenigstens ganz erträglich gewesen, daß Heloise da-

bei groß, blühend, gesund und heiter geworden war, und er selbst nicht weniger. Ja, er mußte sich gestehen, daß es, wenn Heloise nicht zurückgekommen wäre, mit seiner Liebe vorbei gewesen seyn würde. „Sie hat nur geschlummert!“ rief sein Herz. — „Wohl!“ rief das Gewissen; „so laß sie fort schlummern, und bringe nicht über ein Mädchen, das dir theuer ist und das dir nie etwas zu leide that, den Schmerz einer unglücklichen Liebe.“

Er beschloß, Heloisen zu retten, und bedachte nicht, daß er erst sich selbst aus dem Abgrunde der Leidenschaft sich retten müßte, wenn er sie wirklich sichern wollte. „Ich will sie nicht wiedersehen, nicht sprechen. Nie soll ihr Auge nur einen Blick der Liebe in meinem Gesichte lesen. Dieses Herz sey das Grab unsrer Liebe, und der Aufenthalt ewiger Schmerzen!“ Der edelmüthige Vorsatz war gefaßt, und er fühlte sich jetzt — die Folge jedes tugendhaften Entschlusses — stärker, als er wirklich war. Aber, setzt nicht jeder tugendhafte Entschluß eine Schwäche voraus? und sollte er uns nicht eben darum demüthig und furchtsam machen? Theodor wurde dadurch kühner, und spielte nun mit der Versuchung, wie die meisten jungen Menschen; er wünschte sich Schmerzen, um sie ertragen, Gefahren, um ihnen trotzen zu können. Heloisen hielt er für schwach, sich aber bei weitem für stärker. —

Sie sollte ihn nicht sehen; er aber wollte sie sehen.

Sehr bald wußte er die Stunden, wann Heloise spazieren ging. Sie saß stundenlang auf der Anhöhe; zwanzig Schritte weit von ihr war Theodor hinter dem Gebüsche, belauschte jede ihrer Bewegungen, und drückte den flammenden Pfeil der Liebe immer tiefer in seine Brust. Da hatte einige Wochen so gedauert, da war — es schien mit Zauberei zuzugehen — da war Heloise allenthalben, wo er ging, bald mit ihrem Bruder, bald mit ihrer Mutter, oder mit der Jungfer, doch nie allein. Er hätte fast glauben sollen, sie suche ihn eben so, wie er sie; aber dennoch bemerkte sie ihn nicht, und sprach so ruhig, so angelegentlich mit ihrer Begleiterin, daß er wohl sah, sie könne nichts von ihm wissen. Zuweilen schweifte er noch spät durch den herrschaftlichen Park, bis nahe an das Schloß. Hier hörte er sie Abends spielen und singen. Jetzt trat sie sogar an das Fenster, und er drückte sich hinter einem Baume zusammen. Sie sah eine Weile in den Garten, zog endlich die Gardine vor das offene Fenster, und spielte nun eine Stunde lang mit dem Ausdruck eines vollen Herzens Melodien, die seine Seele in grosse Bewegung brachten: die vergessenen Lieder ihrer Kindheit.

Jetzt ging er jeden Abend zu eben der Stelle,

und versteckte sich hinter einem Strauche. Kaum war er da, so fing Heloise von neuem an zu spielen. Sie sang Arien und Lieder, die er mit fröhlichem Herzklopfen hörte, und die er auf sich und seine unglückliche Liebe gedeutet haben würde, wenn seine Anwesenheit ihr nicht völlig unbekannt gewesen wäre. Diese Stunden wurden die schönsten seines Lebens. Er drückte die Geliebte an seine heisse Brust, wenn sie mit ihren schmachtenden Melodieen seine Phantasie erregte. Kein Raum trennte ihn von ihr; die lieblichen Töne ihrer Silberstimme trugen sie nahe an sein Herz. Und welche Gesänge! Fast nichts als Klagen der zärtlichsten Liebe! Er glaubte die Thränen fallen zu sehen, die sie dabei vergoß. Oft blieb er bis nach Mitternacht an seinem Platze; und Heloise — als ob der Schutzgeist seiner Liebe sie bezaubert hätte — spielte eben so lange. Endlich machte sie ihr Fenster zu, und löschte nun bald das Licht aus. Aber — unbegreiflich! — war es schlechtes Wetter, so spielte sie nur ein einziges Lied, und ließ dann sogleich das Fenster herunter, als gäbe sie ihm das Zeichen, zu gehen. Er machte sich schon Hoffnungen; doch sah er sie einmal irgendwo, so war sie so kalt, so wortarm, so stolz gegen ihn, daß er unmöglich glauben konnte, sie schlage für ihn nur Eine Taste des Instrumentes an.

Und doch verhielt es sich so. Heloise spielte

für Niemand anders, als für ihn; denn sie wußte, daß er sie behorchte. Seine Unruhe, als sie ihn zum ersten Male wieder sah, und die Blicke, die er so verstohlen auf sie warf, sagten ihr, daß er sie noch nicht vergessen habe. Das war ihr lieb; und von dem Augenblicke an fühlte sie, daß sie auch ihn nicht vergessen hatte. Natürlicher Weise konnte er in Gegenwart ihrer Mutter nicht mit ihr sprechen; aber — es war ja nicht unmöglich, ihn heimlich wieder zu sehen. Sie machte jetzt keinen Spaziergang, ohne ihn in der Nähe zu vermuthen, und ihre Falkenblicke entdeckten ihn auch einige Male. Nun setzte sie ihre Spatziergänge auf gewisse Stunden fest, und ging immer an dieselben Oerter, als die schönsten der Gegend. Da sie Herrn Schall zuweilen sprach, und ihn mit der Feinheit eines liebenden Mädchens aushorchte, und da auch der alte Senk ihr einmal sehr treuherzig alles beichtete, was sie wissen wollte, so erfuhr sie ohne Schwierigkeit das Nöthige von Theodors Freistunden und Lieblingsplätzen. Jetzt wußte sie ihn also zu finden; sie ging aber nie allein, weil sie befürchtete, daß ihre Mutter sonst Argwohn schöpfen, und sie in ihrer unschuldigen Freude stören möchte.

Daß Theodor sie nicht ein einziges Mal zu sprechen suchte, da er ihr doch nothwendig sehr viel zu sagen haben mußte, wunderte sie; indeß nannte sie das Behutsamkeit, und wußte ihm Dank

dafür. Daß er auch ihr seine Liebe verbergen wollte, fiel ihr nicht ein. Sie hatte ihn längst im Park erwartet, und lag Abends ganze Stunden im Fenster, um zu sehen, ob er noch nicht käme. Endlich erblickte sie ihn. Aus weiblichem Instinkt stellte sie sich, als ob sie ihn nicht sähe; allein sie lauschte durch die vorgezogene Gardine, und setzte sich dann an ihr Instrument, ihm die Liebe, die sie ihm nicht sagen konnte, zuzusingen. Als er gehen sollte, machte sie das Fenster zu. Jetzt stand sie, ihrer Meinung nach, mit ihm in der erklärtesten Verbindung. Verstehen mußte er sie nothwendig; und — wie konnte er nun so übermäßig furchtsam seyn, nie hinter dem Gebüsche hervor zu kommen?

Was sie bei dem Allen dachte, wußte sie so wenig, als wir es dem Leser sagen können. Daß eine Verbindung zwischen ihr und Theodor unmöglich wäre, sah sie wohl ein; auch sann sie nie darauf, sie möglich zu machen: doch eben so unmöglich schien es ihr, einen Jüngling, der halbe Nächte durch in der freien Herbstluft vor ihrem Fenster stand und in ihren Gesängen das Glück seines Lebens zu finden schien, ohne Trost, ohne Theilnahme stehen zu lassen. Sie zitterte zwar vor einer Unterredung mit ihm, die, nach den so deutlichen Zeichen ihrer Theilnahme, entscheidend werden mußte; aber doch verdroß es sie, daß er die Gelegenheit dazu so wenig suchte, ja selbst

die, welche sie ihm gab, ganz unbenutzt vorüber gehen ließ. Ihr Herz befand sich bei diesem heimlichen süssen Spiele wohl, und so that sie nie die Frage an sich: wohin wird mich das endlich führen? — Die Baronin hatte ihre Tochter Anfangs beobachtet; da sie aber gar keine Spur einer Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten bemerkte, so wurde sie sorglos, und Heloise sah mit großer, obgleich sehr stiller Freude, daß ihre Mutter sie aus den Augen ließ.

So gaben Zwang, geheimnißvolles Belauern, Ahnungen und die Phantasie den beiden jungen Herzen die beinahe erloschene Leidenschaft wieder, und die Gluth war um so stärker, je mehr sie verborgen werden mußte. Heloise konnte zuletzt nicht umhin, zu glauben, der schöne Jüngling liebe sie so heimlich, daß sie es selbst nicht wissen solle. Die Ursache dazu fand sie sehr richtig: er wollte sie nicht unglücklich machen. Diese Bemerkung that ihm gar keinen Schaden bei Heloisen, ob sie sich gleich seitdem ein wenig von ihm zurückzog. Seine Liebe hatte sie nur gerührt; doch sein stiller Schmerz, den sie sich noch einmal so groß dachte, als er wirklich war, erregte zum ersten Male bei ihr den Wunsch, eine so feste, schweigende Treue mit dem Geständnisse ihrer Liebe belohnen zu können. Beide sahen einander jetzt zuweilen; sie waren aber zu scheu, nur ein Wort zu wechseln: ja, die Blicke, die sie auf einander

warfen, waren so kalt, daß sie den feinsten Beobachter betrogen haben würden.

Endlich kam der Zufall, der sie zusammen führen sollte. In einer benachbarten Stadt war ein Künstler, der allerlei mechanische und optische Kunstsachen zeigte, unter andern auch Geistererscheinungen. Theodor und August ritten hin, kamen aber etwas zu spät, als das kleine Theater sich nach und nach immer mehr verdunkelte. Alle Sitze waren schon eingenommen, und nur mit Mühe bekamen sie noch Plätze, Beide mehrere Banken weit von einander, Theodor den seinigen dicht an dem Eingange. Jetzt trat eine Dame, mit einem Bedienten hinter sich, herein. Theodor stand auf, und bot ihr seinen Platz an. Sie nahm ihn mit einer stummen Verbeugung, und er blieb neben ihr stehen. Ich danke Ihnen, sagte sie jetzt; und Theodor wurde erschüttert: denn es war Heloisens Stimme. Er starrte nach ihr hin, ohne daß er sie in der Dunkelheit erkennen konnte. Doch endlich trat jemand mit einem Lichte hinter dem Vorhange vor, um noch etwas anzuordnen. Theodor erkannte seine Nachbarin, und bebte. Jetzt rückte man auf der Bank, wo sie saß, näher an einander, und es wurde ein Platz gewonnen. Heloise zeigte Theodorn die leere Stelle. Er setzte sich halb ohne Bewußtseyn, und zitterte, so oft ihr Kleid ihn berührte. In jedem Augenblick wollte er sie anreden, um seine pein-

liche Situation zu ändern; doch die Worte starben auf seinen Lippen. Heloise wagte es eben so wenig, ein Wort zu sagen, und schlug die Augen immer nieder. Jetzt flisterte jemand: „Heloise!" — Sie sah sich um, wer ihren Nahmen genannt hätte, und ihr Blick streifte an Theodors Gesichte vorbei.

Wer ist denn die Heloise? fragte ein Frauenzimmer in der Reihe vor ihnen. — Ein sehr unglückliches Mädchen, antwortete ein junger Mann; sie starb aus Liebe. Heloise liebte einen edlen Mann. Ihr Vormund wollte nicht in diese Verbindung willigen, und beide Liebenden starben an ihrem treuen Herzen. (Der Leser muß wissen, daß der Künstler, von dem hier die Rede ist, unter mehreren Schatten, die er zeigte, auch Heloisen am Grabe ihres Geliebten Abälard erscheinen ließ, und daß der Nahme auf seinem Anschlagzettel stand.)

Man denke sich, welche Wirkung dieser Zufall auf die lebende Heloise thun mußte! Sie verwechselte jene Heloise mit sich selbst, die Vergangenheit mit der Gegenwart, und ihr Herz gerieth in die größte Bewegung. Sie zog ihr Tuch hervor, und hielt es an die Augen; denn, ob sie gleich nicht weinte, so war ihr doch, als ob sie ganze Ströme von Thränen vergösse.

Auch Theodor war wie vernichtet. Er blickte vor sich nieder, und hielt den Athem an, um seine Seufzer zu unterdrücken. Anfangs wollte er sich stellen, als hörte er nicht, was gesprochen wurde; als aber Heloise die Augen mit ihrem Tuche bedeckte, da war sein Muth, seine Besonnenheit hin. Er faßte die Hand mit dem Tuche, zog sie sanft von ihren Augen, und flisterte: „ich beschwöre Sie, seyn Sie ruhig! Sie tödten mich mit diesem Schmerze!" — Der Augenblick, da alle Leiden und alle Entzückungen der Liebe sein Herz bestürmten, entschuldigt ihn, daß er nichts Besseres sagte.

Heloisens Hand sank jetzt, noch von der seinigen gehalten, auf ihren Schooß. Theodor hätte — denn alle solche peinliche Lagen erhitzen und erkälten zugleich — die Hand gern zurückgezogen, weil er sich seines festen Entschlusses erinnerte; Heloise eben so: sie wußten es aber Beide nicht anzufangen, und ihre Hände blieben eine Minute in einander geschlungen liegen. Endlich wagte Theodor es doch, die Hand zurückzuziehen, allein mit einem sanften Drucke. Heloise erwiederte den Druck. In diesem Augenblick erlosch das Licht in dem Theater wieder, so daß die tiefste Nacht alle Gegenstände verhüllte; und die beiden Hände blieben, sich drückend, in einander.

Es erschien auf dem Theater ein weiblicher Schatten. „Heloise!" flisterten viele Zuschauer

auf einmal. Die beiden Liebenden, welche, wie in einer Zaubernacht, nichts sahen, als was allein sichtbar war, den Schatten, geriethen noch mehr ausser sich. Auch Theodor seufzte, so wie alle Zuschauer: „Heloise!“ aber mit dem rührendsten Accente der Liebe; und sie antwortete mit eben dem Accente ganz leise: Theodor! Er fühlte ihren Arm an dem seinigen, und ihr Athem hauchte noch einmal den Nahmen Theodor an seiner Wange. „O, Heloise!“ flisterte er wieder, und berührte ihre Wange mit seinen Lippen. Die völlige Stille rings um sie her, die gänzliche Dunkelheit, die Verwirrung ihrer Vorstellungen, ihre Liebe — alles machte, daß sie sich und die Umstände vergassen. Theodor schlang seine zitternde Arme um die Geliebte, und sie sank in seine Arme, an sein Herz. Nur Seufzer drangen aus Beider Lippen. Sie sahen nichts; die ganze Welt war in ihrem Kopfe vernichtet. Ein allgemeines Ach! der Zuschauer brachte Heloisen wieder zu sich selbst: Theodorn nicht; er rief laut: Heloise! Die Zuschauer glaubten, der Ausruf gelte dem Schatten auf dem Theater, und so blieb es von ihnen unbemerkt; Heloise aber legte erschrocken dem Geliebten die Hand auf den Mund. Jetzt fühlte sie heisse Thränen aus seinen Augen auf ihre Hand fallen. Das lockte auch ihre Thränen hervor. Sie nahm Theodors Hand, und legte sie auf ihre nassen Augen. Nun überwältigte ihn sein Herz. Er kniete leise vor ihr am Boden nieder, und drückte seine Augen

auf

auf ihre Hände. Sie beugte sich zu ihm hinunter, und zog ihn sanft wieder an ihre Brust, bis die Schatten verschwanden und das Theater wieder hell wurde. Mit einem schmerzlichen Lächeln sah sie ihn an, doch scheu und furchtsam; das Licht hatte sie Beide wieder zu sich selbst gebracht. Sie schwiegen und rückten sogar aus einander. Als aber das Licht wieder verschwand, und nun ein andrer Geist, Young auf seinem Kirchhofe, erschien: da erkannten sich ihre Herzen abermals, da lispelte Heloise ihm Schwüre ewiger Liebe zu, da hörte sie von ihm Versicherungen der heiligsten Treue.

Kommen Sie in fünf Minuten nach! flisterte Heloise jetzt, und schlüpfte, als Licht gebracht wurde, hinaus. — Wohin? wollte Theodor fragen; sie war aber schon fort. Er folgte ihr, und fand sie an der Thür des Hauses, von der sie ihren Wagen weggeschickt hatte. Sie schlug einen Schleier über ihr Gesicht, wickelte sich in ihre Enveloppe, nahm seinen Arm, und ging mit ihm durch das nächste Thor nach einem kleinen Gange zwischen Gärten. Jetzt, bei dem hellen Tageslichte, waren Beide so verlegen, als sähen sie einander heute zum ersten Male. Sie mußten sich erst mit den Nahmen: Theodor! Heloise! wieder Muth machen. Aber dennoch wollte es nicht gehen. Sie sahen errötheнd vor sich hin, und konnten das Gespräch nicht anfangen. Theodor kämpfte

mit sich selbst. Endlich riß er seinen Arm aus dem ihrigen, trat vor sie hin, blickte ihr langsam in die Augen, und sagte, mit stillem, wehmüthigem Ernste: „liegt denn das Bewußtseyn eines Verbrechens auf uns, Heloise, daß wir nicht den Muth haben, unsre Herzen zu öffnen? Ich hatte ihn nicht; doch jetzt habe ich ihn. — Und wenn ein Wort von mir mein Leben kostete, ich würde dennoch reden. Kein Gedanke, keine Empfindung soll in meine Seele kommen, die ich Ihnen nicht offen gestehen will. . . . Heloise, ich liebe Sie," sagte er nun mit dem Lächeln des Entzückens und der Wehmuth, die Augen fest auf die ihrigen heftend. „Ich hatte geschworen, Sie sollten es nie erfahren. Ach, welche seltsame Zauberei hat mir dieses Geständniß entrissen! . . . Heloise, es ist das Gefühl, das schon meine Kindheit beseligte. O, könnten Sie einen Blick in diese Seele thun, um zu wissen, wie sehr anders ich Sie liebe, als andre Menschen! . . . Nein, das wollte ich nicht sagen; ob ich gleich immer so vor Ihnen stehen, und Ihnen zurufen möchte: ich liebe Sie! — Ich liebe Sie, Heloise! (Die Thränen rollten bei diesen Worten heiß über seine Wangen.) — O, möchte alle Freude des Himmels auf Ihr Herz kommen und Ihre Brust mit Frieden, mit Seligkeit füllen! Ach! und wenn Sie nie wieder dieses lächelnde Auge voll Güte auf mich richteten; und wenn der hoffnungsloseste Schmerz an meinem Leben nagte: ich würde dennoch selig, in Ihrem

Glücke selig seyn. Ja, Heloise, die Seligkeit, die Sie heute in meine Seele gegossen haben, wird nie vergehen. Kein Leiden kann je diese Brust berühren, an welcher Heloisens Herz geschlagen hat." Er blickte mit dem Auge voll Thränen gen Himmel, und ein Strahl von überirrdischem Entzücken funkelte darin. Dann wendete er sich wieder an Heloisen, die in eben so heissen Thränen schwamm, und doch die Freude des Himmels in ihrem Herzen fühlte. „Wir müssen reden," sagte er wieder. — O Theodor, antwortete sie: wir sollten sterben in diesem Augenblicke! Nein es kann nie wieder eine Minute meines Lebens kommen, wo ich so gern lebte, und so gern stürbe. Theodor, ich liebe Sie. Nur das haben wir uns zu sagen. Gewiß, nur das! In diesen Worten liegt Alles, mein ganzes künftiges Leben. Und wüßte meine Mutter . . . — Sie wendete den Blick ab.

„Reden Sie fort, Heloise. Ihre Mutter?" (Heloise schüttelte den Kopf.) „Wohl denn! wir lieben uns: das ist die Bestimmung unseres Daseyn. Hoffnungen sehe ich nicht, Eine ausgenommen, die letzte aller Unglücklichen. Man könnte uns trennen; man wird uns trennen."

Werden Sie je aufhören, mich zu lieben?

„Heloise!"

Werden Sie glücklich seyn, wenn ich — was für ein Schicksal mich auch treffen mag — wenn ich Sie ewig liebe?

„Heloise! dann werde ich glücklich seyn, und müßte ich ewig in einer Wüste, ewig in einem Kerker leben."

Theodor! ich . . . fasse deine Hand. Ich bin dein! Ich liebe dich! Ich liebe dich ewig! . . . Sag dasselbe!

Theodor faßt ihre Hand, drückte sie auf sein Herz, und sagte: „mich treffe Fluch und Schande, wenn ich jemals aufhöre, dich zu lieben!"

Heloisens Augen füllten sich mit Begeisterung. Noch Eins, ehe wir zurückgehen, Theodor. Man könnte dich, man könnte mich betriegen wollen. Was ich auch thue, Theodor, was du auch von mir hörst, was du auch siehst, selbst mit deinen Augen siehst: verliere nicht den Glauben an diese Stunde, an dieses Herz. Was du auch thun, was du auch unternehmen magst: ich will den Glauben an dich behalten, bis mein Herz bricht.

„Aber Heloise," sagte Theodor warnend; „wenn du aufhörtest mich zu lieben!" — Und hörte ich auf, dich zu lieben, Theodor, so will ich nicht aufhören, dir treu zu seyn. Aber glaub

mir, ich werde dich ewig lieben. Getrennt können wir werden; ich könnte dir schreiben, sogar sagen: ich liebe dich nicht. Theodor! würdest du selbst dann den Glauben an mich nicht aufgeben?

„Nein; und wenn du mir den Giftbecher reichtest, ich wollte ihn trinken, und glauben, sagen, und schwören: sie liebt mich!"

Das wollte auch ich. Noch Eins. Schweig! Niemand erfährt, was wir uns sind. Niemand! Hörst du? Und nun leb wohl, Theodor! Wir sehen uns wieder. Ich will dir sagen, wo. Leb wohl! — Sie küßte ihn, legte ihre Hand auf seine Brust, sah ihn bedeutend mit flammenden Augen an, und ging allein in die Stadt zurück.

Was Theodorn so begeisterte, war sein überfülltes Herz. — Heloise hatte nicht an die Möglichkeit einer solchen Scene gedacht, und doch war sie zuletzt noch stärker begeistert, als Theodor selbst. Sie wurde im Dunkeln von ihrem Herzen und ihrer Phantasie überrascht; kurz, — sie war ein junges Mädchen. In dem ersten Augenblicke des Besinnens sah sie ein, daß sie viel weiter gegangen war, als ihr Verstand, ja selbst als ihr Herz, es gewollt hatte. Sie verließ das dunkle Schauspiel, um nicht wieder überrascht zu werden, und bestellte Theodorn heraus, ihm zu sagen — sie wußte selbst nicht was, daß die Dunkelheit und

ihre Phantasie sie überrascht hätten, oder — daß sie ihn liebe. Als aber Theodor sie mit Thränen in den Augen, mit den begeisternden Tönen der Leidenschaft, der hingebendsten Liebe, anredete: da wurde sie noch einmal überrascht, und ganz allein von ihrem Herzen. Sie war eine Schwärmerin, wenn sie begeistert wurde, und liebte das Romantische. Jetzt standen die alten Mährchen von Theodors Heldenabentheuern lebendig wieder vor ihrer Seele. Da sie nun einmal mit dem Jünglinge in Verbindung treten mußte, so sollte diese Verbindung, diese Liebe, so abentheuerlich werden als möglich. Sie wollte ihrer Mutter zeigen, was das Herz vermöge: daher das seltsame Versprechen, welches sie Theodorn abnahm. Sie sah Hindernisse voraus, die sie nur gewaltsam aus dem Wege räumen konnte; und sie wollte in einer beispiellosen, alles überwindenden Liebe wenigstens die Entschuldigung der Leidenschaft finden, und finden lassen. Ihre Mutter machte ihr eine Verbindung mit Theodorn unmöglich; nun sollte die Mutter sehen, daß es unmöglich sey, diese Verbindung zu trennen. Furcht vor ihrer Mutter hatte sie bisher abgehalten, die stille, rührende Liebe des Jünglings zu erwiedern; jetzt aber brachte eben diese Furcht sie zu einer so heftigen Uebertreibung der Leidenschaft.

Theodor befand sich in einem Zustande, der schwer zu beschreiben ist. Seine Phantasie war

exaltirt, und sein Herz voll des süssesten, stillsten Friedens. Als August ihn auf dem Rückwege fragte: was ist dir? antwortete er: „ich habe Geister gesehen — Geister, deren Gestalten, so lange ich fühlen kann, nicht von mir weichen werden." August, der nicht einmal wußte, daß auch Heloise im Schauspiele gewesen war, schrieb diese überspannte Empfindung seines Freundes einem blossen Nahmen zu. Er hatte im Theater mit Angst die Stimme seines Freundes in dem Ausruf: „Heloise!" erkannt, und lächelte hinterher, daß eine solche Kleinigkeit auf Theodor eine so heftige Wirkung thun könne. Das befremdete ihn übrigens nicht, wohl aber, daß sein Freund, als schon mehrere Tage vergangen waren, noch immer diese feierliche Stimmung („ein ätherisches Daseyn," wie August sich ausdrückte) behielt.

Jeder von Theodors Freunden bemerkte, daß sein ganzes Wesen eine Aenderung erlitten hatte, besonders der alte Schall. Dieser beobachtete den Jüngling in der Stille, und schwieg. Lindner aber konnte nicht schweigen; er dachte, „am Ende will ich es wohl herausbringen," und benutzte die erste Gelegenheit, da er mit Theodor unter vier Augen allein war. „Höre, mein Söhnchen," fing er an; „mit dir ist etwas vorgegangen, eine totale Veränderung. Gesteh das einmal!"

Ja, lieber Vater.

„Nun, was ist es denn, das dich quält?"

Nichts, lieber Vater; ich bin ein glücklicher Mensch.

„Das ist nicht wahr!" sagte Lindner. (Ehe er an diese Unterredung ging, hatte er sich förmlich darauf vorbereitet. Er war die ganze alte Geschichte durchgegangen, um einen ähnlichen Fall zu finden; und den glaubte er wirklich gefunden zu haben.) „Ich wette," fuhr er fort, „du hast so etwas vor."

Nichts, mein Vater. Die Parzen können nie ein Leben ruhiger und stiller abgesponnen haben, als das meinige.

„Ist wieder nicht wahr! Du kannst vor etwas nicht schlafen, wie Themistokles nicht vor Miltiades Siegen. Weißt du wohl? die Züge des Bacchus und Sesostris trieben Alexandern nach Indien, und Cäsar weinte bei Alexanders Lebenslauf. So etwas ist es, was dich so verändert hat, mein Sohn. Ehrgeitz ist es; denn was einen Menschen so auf einmal umschafft, ist immer der Ehrgeitz."

Theodor lächelte. Geben Sie mir eine Hütte,

ein Paar schattige Bäume umher, und ein Paar Morgen Feld dazu, so will ich nie einen Fuß über die enge Gränze meines Eigenthums setzen. Die Thaten aller Menschen lassen mich ganz ruhig schlafen.

„Nun so hat einmal der Gott sey bei uns sein Spiel. Nichts Neues unter der Sonne, heißt es; und hier ist doch ein Fall, der in der ganzen Weltgeschichte nicht vorkommt. Was ist es denn mit dir?"

Sie vergessen den Titus, mein Vater, den der Thron der Welt aus einem Wüstling zu einem tugendhaften Manne machte.

„Ja, da hast du Recht. Wenn ich nur den Thron hier sähe!"

Theodor lächelte wieder. Sie vergessen so viele Menschen, die der Anblick eines, nur von ihrem eigenen Gehirn erschaffnen, Gespenstes zu ganz andern Menschen machte.

„Wieder Recht! Aber ich will nicht hoffen, daß du . . ." —

Ja, mein Vater, ich habe Geister gesehen. Fragen Sie nur August. Wir ritten ja nach der Stadt, um Geister zu sehen, und ich sah — o

sehen Sie nur, wie ich noch jetzt bebe, da ich nur daran denke; ich sah . . .

„Herr Gott! Junge, Theodorchen! wie wird dir? Dein Auge funkelt ja! Was sahst du denn?”

Ich sah, mein Vater — O, ich weiß sehr wohl, daß meine Seele nur die Träume, die albernen Träume meiner Kindheit wiederholte. Ich sah nichts, was nicht jeder Mensch einmal in seinem Leben sehen kann, sehen sollte, etwas ganz Natürliches; aber ich bin dadurch ein Mensch, ein guter Mensch geworden. Weiter nichts.

„Nun was war es denn?”

August wird Ihnen erzählt haben. Es wurde finster, und da sah ich nichts, als was auch Andre sahen: eine Geliebte, einen Geliebten, die noch über das Grab hinaus lieben, deren Liebe keine Zeit, keine Gewalt, kein Grab zerstörte; und seitdem — wie es zugeht, weiß ich nicht — ist meine Brust so rein, so frei von aller Furcht, von allem Ehrgeitz, von Allem, was jemals Menschen gereitzt und bewegt hat. Ich bin in der That ein guter Mensch geworden, mein Vater, und zwar in Einem Momente; ich weiß selbst nicht, wie.

„So sprechen alle Mystiker, mein Sohn.”

Die Tugend, mein Vater, ist in der That etwas Geheimnißvolles. Ich weiß oft nicht, wie sie mich bewegt.

„Da bringst du mich wieder auf einen Gedanken, Theodor, der mir schon einmal, bei etwas, das Schall von der Tugend sagte, einfiel. Sokrates behauptet in dem Menon, die Tugend werde nicht angeboren: das ist wahr; er beweist, sie könne nicht gelehrt werden: das will ich diesen Nachmittag noch einmal überlesen; und zuletzt nennt er die Tugendhaften: Göttliche, Inspirirte. Man hat ihn darüber getadelt: man hat das für eine Art von Scherz oder Ironie von ihm ausgegeben; ich selbst habe es dafür gehalten. Doch jetzt, und schon einmal nach der Unterredung mit Schall, ist mir eingefallen, daß am Ende Sokrates und Plato doch wohl nicht ganz Unrecht haben mögen. Gelehrt kann die Tugend nicht werden; denn sonst müßten ein **Moralphilosoph** und ein **Tugendhafter** Synonyma seyn. Man spricht so viel von tugendhaften Grundsätzen; es ist aber wohl gewiß, daß man nicht mit denen allein ausreicht, und daß auch noch die Tugend selbst dazu gehört. Doch angewehet kann einem die Tugend auch nicht werden, wie du so ungefähr sagst. Ein Stückchen von Begeisterung muß wohl hinzukommen, da mag Sokrates nicht so Unrecht haben; denn wenn einem Menschen nicht das Herz dabei warm wird, so räsonnirt, so sucht er so lange,

bis er ein Fußsteigelchen findet, das ihn ganz sacht hinter der Tugend wegführt. Mit deinen Erscheinungen, oder was es sonst seyn mag, (denn so recht klar ist es mir nicht) mit denen ist es übrigens auch nichts. Indeß, wenn es dir hilft, ein guter Mensch zu werden, so will ich Gott dafür danken; denn, mein Sohn, es geht mir auf meine alten Tage ganz curios. Seitdem ich so in das Leben hinein komme (sieh, bis zu Sabinens Hochzeitstag, oder vielmehr bis zu dem Abend, da sie dich mir zum Fenster herein steckten, wofür ich jetzt Gott demüthig danke, war ich noch nicht in das **Leben**, sondern erst in die **Bücher** gekommen); nun, seitdem ich so mit dem Schwager, mit August und mit dir, mit Gezänk und Versöhnung, mit Fehlern und Vergebung, mit Ehrgeitz und Geldgier zu thun bekommen habe: seitdem finde ich auch in den **Büchern** eine ganz andre Welt. Höre, Theodor, kannst du es haben, so lies alles, was du lesen willst, wenn dir das Herz warm ist von einer Umarmung, von einem Händedruck, von einer Wohlthat, oder zur Noth auch nur von einem Gezänk. Sieh, mein Sohn, den Plato habe ich gelesen, um Logik daraus zu lernen; und die steckt darin: jetzt aber lerne ich manchmal etwas aus ihm, das mir, denk' ich, noch in der Todesstunde nützlich seyn soll. Den Livius las ich sonst, als erzählte er von Leuten im Monde; und jetzt? — Wenn Ihr, du und August, so friedlich zu mir herein kommt, weil

Ihr einander lieb habt, und ich dann wieder die Geschichte Philipps von Macedonien lese, so danke ich Gott, daß ich euch keinen Thron zu hinterlassen habe, um den Ihr euch zanken könnt; ich danke Gott, daß er mich in euch Beiden so glücklich gemacht hat. Glaub mir, mit Thränen lese ich jetzt die Worte: desiderio anxius filii, moerore consumtus decessit *). Sonst war mir nur der Nahme des Ortes merkwürdig und das Jahr, worin er gestorben ist. — Kinder, ich bitte euch, liebt einander, daß ich in Frieden sterben kann. Und heute Nachmittag will ich den Menon noch einmal lesen. Besser wird er mich nicht mehr machen; ich bin schon ein alter Mann: aber ich werde gute Menschen noch mehr lieben lernen, als sonst; und das ist auch etwas." — Theodor fiel seinem Pflegevater um den Hals. Er war so bewegt, daß er ihm die Ursache seiner Veränderung gesagt haben würde, wenn er nicht befürchtet hätte, ihn durch die Entdeckung unruhig zu machen.

Lindner erzählte nun Sabinen und seinem Schwager, die mit Unruhe auf den Erfolg der Unterredung hofften, was er wußte; und August bestätigte das, was sein Oheim sagte. Alle wurden wieder ruhig; nur Schall nicht, der vielmehr, als Lindner ihm erzählt hatte, Theodorn noch auf-

*) In Angst aus Sehnsucht nach seinem Sohne, von Gram verzehret, starb er.

merksamer beobachtete. Er sprach mit dem Jünglinge, und dessen Antworten befriedigten ihn nicht. „Du willst nicht reden, mein Sohn," sagte er nun. „Aber bedenke, daß es selten etwas Gutes ist, was ein junger Mensch verschweigen muß!"

Ich weiß nicht, lieber Schall, antwortete Theodor, warum es in einzelnen Fällen nicht eben so gut für einen **Jüngling** Pflicht seyn könnte, zu schweigen, als für einen **Mann**. Sagen Sie mir den Zeitpunkt, lieber Schall, wann ein Jüngling das Recht bekommt, sein Leben als ein **wirkliches** Leben, und nicht länger als eine Uebung zum Scherz für das wirkliche Leben, anzusehen?

„Wie verstehst du das?"

Die Alten fordern von uns unbedingtes Vertrauen . . .

„Weil es euch an Erfahrung fehlt." —

Wohl! das sey! Kann mir aber nicht etwas begegnen, das ich verschweigen muß, wenn ich rechtschaffen seyn will? Und, wenn in einem solchen Falle mein Vater, oder mein älterer Freund, Sie Schall, von mir fordert, daß ich ihm entdecken soll, was ich weiß: erklärt er dann nicht mein Leben für einen Scherz? Ich soll entdecken, um zu hören, ob es meine Pflicht gewesen wäre,

zu schweigen. Macht man dadurch nicht die Begebenheit des Jünglings, sein ganzes Leben, bloß zu einer Uebung, zu einem Scherze? Ich frage Sie: wann darf ich anfangen, tugendhaft zu handeln?

„Ist das dein Fall, mein Sohn, so schweige ich."

Das ist mein Fall. Sorgen Sie nicht, mein theurer Freund. Ja, ich gestehe Ihnen, die Zukunft liegt, wie eine dunkle Mitternacht, auf mir. Meine Brust enthält das höchste Glück des menschlichen Lebens, obgleich alle meine Hoffnungen dahin sind. Aber ich kann sie aufopfern, und mich mit einer Minute trösten. Sie haben Recht. Die Tugend kann einem als ein furchtbares Ungeheuer erscheinen; doch ich halte sie fest in dem Glauben, in dem Vertrauen, einst die himmlische Gestalt der Gottheit zu sehen, und wäre es auch nur mit Augen, die so eben der Tod brechen wollte. O, Sie haben Thränen in den Augen? . . . Ich verspreche Ihnen feierlich, sobald in meinem Herzen ein lasterhafter Wunsch entsteht, sobald ich eine Hoffnung fasse, die ich nicht fassen sollte: so will ich mich an Ihre Brust werfen, reden und sterben. Was geschehen ist, kann vielleicht nicht recht seyn; aber . . . —

„Mein Sohn! nicht recht?"

Vielleicht, sage ich. Aber zu ändern ist es nicht. Ich gebe mein Daseyn hin; für mich verlange ich nichts mehr, selbst nicht Hoffnungen. Ist das nicht genug, um für die Ueberraschung durch einen gewaltsamen Zufall zu büssen? Ich muß schweigen; aber ich will handeln.

„So handle, mein Sohn," sagte Schall mit edlem Stolze, und frohem Vertrauen: „handle! Denke mit jeder Minute daran, daß ein edler Entschluß, und gäbe er auch das Leben hin, keine Tugend ist, sondern das **Ausführen** des Entschlusses ein ganzes Leben hindurch. Denke daran, daß die Zeit das edelste Herz bis zur Bosheit herabwürdigen kann; daß die verzweiflungsvolle, hoffnungslose Großmuth ganz dicht an dem besonnensten, kältesten Verbrechen steht."

Theodor erblaßte, und schnell erröthete er wieder. Wenn ich meinen Weg nur um eine Handbreit verlasse, dann will ich reden, mein Vater.

Schall verließ den Jüngling. Dieser hob beide Arme auf, und sagte: ich will Wort halten, will das Zutrauen des edlen Mannes nicht täuschen. Nein, nie soll er über mich erröthen. — Er bildete nach dieser Unterredung seinen Plan bestimmter aus. Heloise liebte ihn: dies Glück sollte ihm gnügen. Er faßte auf, was sie selbst gesagt hatte: „wir können getrennt werden." Ihre Mutter,

dachte er, kann sie zwingen, einen andern Mann zu heirathen; ich werde es nicht hindern. Ihr eigenes Herz kann . . . — Er zitterte, als er das dachte; doch muthig setzte er hinzu: ich werde es nicht hindern. Das Gefühl meiner Liebe soll mir gnügen. Ich erwarte die Zukunft ohne Furcht, ohne Hoffnung.

Heloisens Herz und Phantasie nahmen einen andern Gang. Vielleicht hatte sie eben so wenig Hoffnung, wie Theodor; allein sie brauchte von dem allen nichts zu bedenken, was ihm auf dem Herzen lag. Sie machte ihn so höchst glücklich, wenn Zufälle oder ein guter Genius ihre Liebe begünstigten; daher konnte sie allein sich, und die Hindernisse sehen, die ihrem Glücke im Wege standen. Ihre Phantasie ging weiter vorwärts, indeß Theodor dagegen immer auf demselben Punkte stehen blieb. Wie jedes junge Herz es zu machen pflegt, hatte auch sie sich einen sehr romantischen Weg vorgezeichnet, den ihre Liebe gehen sollte: den einzigen, der sie noch zum Ziele führen konnte. Wenn ich, dachte sie, nie etwas Anderes will, als Theodors Hand und Herz; wenn Drohungen, Verfolgungen nichts über mich vermögen: was kann dann am Ende meine Mutter ausrichten? Ich darf ja nur allen ihren Unternehmungen festen Willen, ihren Verfolgungen Ruhe entgegensetzen. Sobald ich Theodors versichert bin: — was kann mir dann geschehen, und was ihm? Man trennt

uns; aber wir wissen, daß wir uns lieben. Man kann unsre Hände aus einander reissen, doch nimmermehr unsre Herzen. Ich will ihn nicht einmal sehen, er kann mir sogar entsagen; und alles bleibt, wie es war, so bald wir Beide fest sind. Meine Mutter soll erstaunen, und vielleicht . . . —

Es ist offenbar, daß in Heloisens Herzen die Neigung, ihren Willen gegen den Willen ihrer Mutter durchzusetzen, eine grosse Rolle spielte. Theodor zitterte vor der Unruhe, die er seinen Pflegeeltern verursachen könnte; Heloisen stand dieser Gedanke gar nicht im Wege. Sie hatte Furcht und Achtung vor ihrer Mutter, doch nur wenig Liebe zu ihr, weil ihre Mutter sie nur beherrschte, nur beherrschen wollte. Das machte Heloisen thätig, doch auch behutsam, obgleich ihre Liebe durch die Unterredung mit Theodor so stark geworden war. Sie ergriff gar nicht die erste beste Gelegenheit, den Geliebten zu sprechen, sondern verfuhr sehr besonnen. In einem Briefe an Theodor setzte sie ihm erst kalt die Hindernisse ihres Glückes aus einander, und breitete sich dann mit Begeisterung über die Allmacht der Liebe und der Treue aus. Sie legte Theodorn ihren Plan vor, und wiederholte noch einmal, was sie ihm gesagt hatte: daß nur fester Glaube an einander sie retten könne. „Ich betrachte mich," schrieb sie, „als Eins mit Ihnen, Theodor. So wenig ich

ich mich selbst verlassen kann, so wenig können Sie mich je verlassen. Ich trotze einer Welt, die zu meinem Troste ein Grab und den Tod hat. Was mich allein unglücklich machen könnte, wäre Ihre Untreue; dies Unglück würde mich über das Grab hinaus verfolgen. Ich bitte nicht; ich fodere von Ihnen Gehorsam, ich fodre das Glück meines Lebens. Und wehe Ihnen und mir, wenn ich je mehr als fodern müßte! Wir sind Eins; wer uns trennen will, hat kein andres Mittel dazu, als den Tod. Ich werde Ihnen Nachricht geben, wo ich Sie sprechen kann. Kommen Sie, wie gewöhnlich, in den Park. Sie finden jedes Mal unter meinem Fenster einen Brief an einer Schnur, wenn ich das Lied unsrer Kindheit: „der treue Eduard," anfange. Ihre Antwort binden Sie an eben die Schnur."

Theodor sah aus diesem Briefe zu seiner Beschämung, daß Heloise seine nächtlichen Streifereien im Park kannte, und daß sie also seine Liebe, die er für geheim hielt, schon lange wußte. Er schwankte jetzt zwischen dem Versprechen, das er Schallen gegeben hatte, und den mächtigen Trieben seines Herzens. Denn — was konnte sein Versprechen weniger heissen, als daß er das Mädchen nicht noch tiefer in den Strudel der Leidenschaft hinein ziehen wolle? Mit ihr Briefe zu wechseln, sie ohne Wissen der Mutter zu sehen, schien ihm, trotz seinem Herzen, unrecht; aber seine

Geliebte, die ihm so edelmüthig ihr Herz geschenkt hatte, nicht zu sehen, ihr nicht zu antworten, schien ihm abscheulich. Er sah sich mit Schrecken in einem Abgrunde, aus dem es keinen Ausweg gab. Was er auch thun mochte — es war nicht gerecht. Schall half ihm endlich zu einem Entschlusse. „Es liegt dir etwas auf dem Herzen," sagte der Mann, als er einmal mit Theodor auf die Höhe ging, und dessen finstre Miene sah. „Ich fürchte, du hast eine Unbesonnenheit begangen, mein Sohn. Nur Eins will ich dir sagen: das Unglück, die Verbrechen eines Menschen, heben gewöhnlich von einer Unbesonnenheit an, von einem überraschenden Zufalle, woran das Herz vielleicht nur wenig Theil hatte. Die schrecklichste Wirkung einer einzigen Unvorsichtigkeit ist die, daß man sich dann oft genöthigt sieht, grosse Vergehungen als ein Mittel anzusehen, wodurch die erste Unbesonnenheit entschuldigt werden könne."

Jedes Wort fiel Theodorn auf das Herz; denn, was Schall sagte, traf aufs genaueste seine Lage. Und welches Mittel, fragte er zitternd, ist dem Menschen gegeben, sich zu retten? — „Freimüthigkeit, mein Sohn: diese Tugend solcher Menschen, die jede andre Tugend haben. Aufrichtigkeit, alles zu gestehen, was man fühlt, Unbesorgtheit um ein spottendes Gelächter, das über die Freimüthigkeit entstehen könnte. Mein Sohn, es wären viele Verbrechen nicht begangen, wenn

die Menschen den Muth gehabt hätten, ihren ersten falschen Schritt, der selten mehr als eine Unbesonnenheit ist, zu gestehen. So läuft der Mensch einen steilen Berg hinab, auf einen verschlingenden Abgrund zu. Er kann, wenn er einmal den ersten Schritt gethan hat, nicht stehen bleiben, und stürzt immer schneller hinab. Es giebt kein Mittel, dem Abgrunde zu entkommen, als sich an den Boden niederzuwerfen. Aber dazu — sich niederzuwerfen und zu gestehen: ein solcher Thor war ich! — dazu hat der Mensch nicht Muth genug."

Theodor drückte seinem ehrwürdigen Freunde die Hand, und verließ ihn dann betrübt. Schall rechnete, als er des Jünglings funkelnde Augen sah, auf dessen Geständniß; Theodor hatte aber dem Entschlusse, den er faßte, gar nicht nöthig, ihn zu dem Vertrauten seiner Liebe und seines Opfers zu machen. Er ging zu Hause, und schrieb Heloisen aus dem Grunde seines Herzens, ohne etwas zu entstellen oder zu verschönern. Ganz offen sagte er ihr alles, wie es war: er liebe sie, und habe sie schon lange geliebt; allein von der Unmöglichkeit einer Verbindung mit ihr sey er so fest überzeugt, wie von seiner Liebe, und müsse daher seine Leidenschaft unterdrücken. Der überraschende Zufall im Schauspielhause habe sie Beide auf einen Augenblick unvorsichtig gemacht; jetzt aber sey es Zeit, diese Unvorsichtigkeit dadurch zu

verbessern, daß sie alle Verbindung mit einander abbrächen. — Er ergoß sich gar nicht in Klagen, erlaubte sich gar keinen Wunsch; Schall selbst, wenn er den Brief gelesen hätte, würde ihn sehr edel gefunden haben.

Mit diesem Briefe ging Theodor gegen elf Uhr in den Park, um ihn an die Schnur zu binden. Er schlich in der schönen Frühlingsnacht voll geheimer Schauer durch die blühenden Gesträuche dem Hause zu, mit dem Entschlusse, der Liebe und den Freuden des Lebens auf immer zu entsagen. Jetzt horchte er, ob er Heloisens Stimme noch nicht hören könnte. Auf einmal faßte ihn eine weiche Hand, und — Heloise stand neben ihm. Sie legte ihm die Hand auf den Mund, und führte ihn in eine stille entfernte Laube von blühendem Holunder. Theodor zitterte, und mußte alle seine Stärke zusammen nehmen, um nicht dem geliebten Mädchen zu Füssen zu sinken. Endlich faßte er sich genug, um mit leiser Stimme sagen zu können: „Heloise, ist es recht, daß wir hier um Mitternacht allein sind?" — Nein, antwortete Heloise kalt; es ist nicht recht. — Dieser Ton gab ihm seinen Muth wieder. „Heloise," sagte er ehrerbietig aber fest: „ich habe Ihnen geschrieben, was wir Beide wissen mußten. Nehmen Sie, und leben Sie wohl."

Heloise nahm den Brief nicht an, sondern

sagte kalt: ich will von Ihnen hören, was ich wissen muß; und Sie sollen hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Was enthält der Brief? — Theodor ließ sich durch Heloisens Kälte fangen. Er fing an ihr aus einander zu setzen, was er geschrieben hatte. Heloise hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Sind Sie fertig, Theodor? fragte Sie dann ruhig. „Ich bin es," seufzte er.

Was Sie gesagt haben, fing sie an, ist mir nicht neu. Daß Sie stark genug sind, mich aufzugeben, wenn es seyn muß, weiß ich; und eben darum liebe ich Sie, Theodor. Noch mehr; es kann sogar der Augenblick kommen, wo ich dieses Opfer von Ihnen fodere. Ich werde es kühn fodern; aber der Augenblick darf nicht kommen, wo wir aufhören einander zu lieben. Die Pflicht kann uns gebieten, unglücklich zu seyn, doch niemals, treulos zu werden. Wir lieben; ich fühle, daß unsre Liebe unsterblich ist, wie unsre Seelen: oder fühlen Sie anders?

„Heloise!"

Nun gut. Aber, seltsamer Mensch, ist unsre Liebe ewig: wozu denn das alles, was Sie jetzt gesagt haben? Wir sind ja eins; nur bin ich besonnener, als Sie. Wir lieben einander. Es kann seyn, daß die Pflicht von uns fodert, uns

zu trennen; und wir sind Beide entschlossen, das Opfer dann zu bringen. Warum aber jetzt?

„Weil es noch Zeit ist, Heloise!"

Zeit! Entweder Sie haben mich betrogen, oder Sie sind in einem seltsamen Irrthume. Wäre es Ihnen jetzt leichter, mich zu verlassen, als nach zehn Jahren, nach einem Jahrhundert, o so lieben Sie mich nicht, so haben Sie mich nie geliebt!

Theodor faßte ihre Hand mit wilder Leidenschaft.

Nicht also! Was wir abzumachen haben, erfodert Ruhe. Sie lieben mich. Es könnte vielleicht besser seyn, wenn wir einander nie gesehen, nie geliebt hätten. Allein das ist unsre Schuld nicht. Wir lieben uns, ewig, treu, über das Grab hinaus. Ist es so, Theodor?

„Ueber das Grab hinaus, Heloise!"

Mon kann von uns verlangen, daß wir uns trennen sollen. Ich bin fest entschlossen, wenn es meine Pflicht von mir fodert, Sie nie wieder zu sehen. Auch Sie, Theodor? Dies allein darf keine Phantasie, sondern muß ein fester Entschluß seyn. Das allein dürfen Menschen von uns fodern. Dürfen? nein; können Menschen von

uns fodern. Mehr nicht. Ich werde dann zu gehorchen wissen, und von Ihnen Gehorsam verlangen. Sind Sie dazu entschlossen, Theodor, und wenn Ihr Leben von dem Augenblick an ein endloser Jammer seyn müßte?

„O Gott, Heloise! ja, dazu bin ich entschlossen!"

Nun denn! jetzt fodert noch Niemand, daß wir uns trennen sollen; es sind uns sogar Hoffnungen übrig.

„Hoffnungen?" —

Hoffnungen, welche die Zeit giebt. Ich betriege Niemand, und würde, wenn meine Mutter jetzt hieher käme, ihre Hand fassen, und ganz kalt sagen: ich liebe ihn. Jedem Manne, dem man mich zwänge, meine Hand zu geben, würde ich sagen: ich liebe ihn, und werde ihn ewig lieben. — Beweise mir, daß es unrecht ist, hier mit dir zu seyn, und du siehst mich nicht wieder.

„Heloise, deine Mutter . . ." —

Ich bin ihr Gehorsam schuldig, meinst du? die Verbindung mit dir würde sie unglücklich machen? ich bin ihr die Ruhe ihres Lebens schuldig? Nun wohl! sobald sie sich unglücklich fühlt, kann

ich ja ihre Unruhe endigen; und das werde ich thun, wenn das Glück meines Lebens ihr nicht so viel werth ist, als ihre Plane. Aber so lange sie glücklich ist, und auch ich es seyn kann, bin ich entschlossen, es zu bleiben. Sehen Sie, mein Freund, es kommt nur auf den festen Entschluß an, das Glück unsers Lebens aufzuopfern, sobald die Pflicht gebietet. Die Zeit will ich erwarten, und bis dahin glücklich seyn.

Theodor warf sich ihr zu Füßen, und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen. Sie nahm ihn in ihre Arme, und nun schien ihm jedes Wort von ihr ein Orakelspruch. Er vergaß Schalls Gleichniß von dem steilen Berge, und glaubte in seinem tugendhaften Eifer, wie Heloise, sie Beide könnten der Leidenschaft gebieten und sich trennen, sobald sie nur wollten. Was trauet sich das volle Herz der Jugend nicht zu! Theodor sah nun alles ganz anders, als er es bisher gesehen hatte; er fand es tyrannisch, daß eine Mutter dem Herzen ihres Kindes gebieten wollte. Beide überliessen sich jetzt dem Entzücken der Leidenschaft, und Heloise fühlte schon heute, als der Morgen anbrach, daß es nicht so leicht sey, sich von dem Geliebten zu trennen. Ehe sie aus einander gingen, drang Heloise noch auf ein unverbrüchliches Stillschweigen, und nahm ihm noch einmal feierlich das Versprechen ab, welches auch sie ihm gab, daß sie den Glauben an einander behalten wollten,

wie auch ihre Handlungen seyn möchten. Du weißt nicht, Theodor, sagte sie, wozu das nöthig ist. So lange ich den Glauben an dich nicht verliere, werde ich ruhig seyn; und sieh, es könnte dir nöthig scheinen, etwas zu thun, das einer Untreue ähnlich sähe; du würdest es aber nicht wagen, wenn du glauben müßtest, daß es mich beunruhigen könnte. Jetzt thue, was du willst; ich lächle dazu, weil ich weiß, woran ich mich zu halten habe. Unser Glück, unser Daseyn hängt nur von unserm festen Willen ab. O, wenn ich es dir nur sagen könnte, wie mein Herz es fühlt, daß wir mehr Eins seyn müssen, als jemals Menschen es waren! Sie umfaßte ihn, und fuhr dann fort: hier, gütiger Himmel, stehen zwei Wesen, entschlossen Alles mit einander zu theilen, das Leben und den Tod. — Ihre Blicke flammten; sie legte ihm die bebende Hand auf das Herz. — Und nun, Theodor, gieb mir die Versicherung, daß du nie, um keinen Preis, der Tugend untreu werden willst, und wäre ich der Preis für die kleinste Verletzung deiner Pflicht. Unser Schicksal ist einzig; auch unsre Handlungen müssen es seyn. Diese grosse Stunde sey die heiligste unsers Lebens! Hier schwöre ich auf dein Herz, und vor den Augen des Himmels, der Tugend und dir ewige Treue und ewigen Glauben! — Theodor umfaßte sie, durch diese Schwärmerei erschüttert und erhoben. Mit einer seltsamen Weichheit, und mit Stärke zugleich in seiner

Seele, schwor er Heloisen und der Tugend ewige Treue und ewigen Glauben. Jetzt drückte sie ihre brennenden Lippen auf die seinigen, und sagte: dies ist der letzte Kuß. Von diesem Augenblick an bin ich dir nichts, als deine Freundin, dein andres Selbst. Leb wohl. Hier sehen wir uns wieder.

Man spotte nicht über diese Schwärmerei. Das leicht entflammte Herz der Jugend bedarf, wie die Jugendwelt, eines Cherubs, der mit dem blitzenden Schwerte den Eingang zu dem verbotenen Paradiese bewacht. Eine Schwärmerei hält der andern die Wage. — Hier erhob die Schwärmerei Beider Herzen; sie gingen besser, muthiger und stärker aus einander. Theodor, dieser reitzbare Jüngling, fühlte sich erhabner, reiner, tugendhafter, — muthiger gegen das Schicksal, gegen das Laster, gegen sein Herz. Er warf sich, so stark bewegt, und doch so ruhig, auf sein Bett, war über die Erde, das Leben, die Vergänglichkeit erhöhet, und stand schon mit der geliebten Heloise jenseits des Grabes, in den Gefilden der Seligkeit. — O, schönes Loos der Jugend! Er staunte über Heloisens reine, starke Seele. Es fiel ihm nicht ein, daß ein Zufall sie zu dieser Schwärmerei hätte bringen können; und doch verhielt es sich so.

Den Tag vorher, ehe Heloise in die Stadt

fuhr, um die optischen Vorstellungen zu sehen, fand ihre Mutter sie in Thränen bei einer rührenden Lectüre. Die Mutter blickte in das Buch, und sagte spöttisch: „armselige Schwärmerei! Ich weiß nicht, Heloise, wie du über erdichtete Leiden weinen kannst, so lange noch wirkliche — nicht Thränen, sondern Hülfe nöthig haben."

Heloise erröthete über diesen Vorwurf; denn sie war nicht so wohlthätig, wie ihre Mutter, obgleich theilnehmender bei den Leiden unglücklicher Menschen. Diese Thränen, liebe Mutter, erwiederte sie, sind doch wenigstens nicht Beweise eines harten Herzens.

„Aber auch keine Beweise von Tugend, mein Kind, wie Ihr jungen Leute so gern glauben möchtet. Ich liebe die zu weichen Herzen nicht; und noch immer, Heloise, fällst du wieder in die unselige Schwärmerei von einem Himmel auf Erden, von Tugenden, die nicht das Loos der Menschen sind. Es giebt keine andre Tugend, als Klugheit, als Besonnenheit, als Freude an der Ordnung, an dem Wohlseyn der Menschen. Diese Liebe zu den Menschen, dieses großmüthige Aufopfern für ihr Wohl, diese phantastischen Tugenden, welche, wie Gespenster, in der Luft schweben, ohne die Erde zu berühren, und keinen andern Zweck haben, als sich selbst, verderben die Freude an der Wirklichkeit, und machen nicht sel-

ten den Menschen unglücklich, weil er den Himmel haben will, der ihm versagt ist, und die Erde verachtet, die ihm gegeben wurde. Diese Freundschaft, diese Liebe, die du für die Krone des Lebens hältst, ist ein Traum, oder etwas, wovor du erröthen würdest, wenn ich es dir sagte."

O Mutter, Sie müssen schreckliche Erfahrungen gemacht haben, daß . . . —

„Mit nichten; ich selbst nicht. Man hat mich von Jugend auf vernünftig, für das Leben, erzogen; in deinen Jahren regierte ich schon meines Vaters Güter. Aber in meiner eigenen Familie habe ich freilich gesehen, wie fürchterlich diese Schwärmerei werden kann. Die Tochter meines Oheims — In der That, Heloise du bist ihr sehr ähnlich! Ihr Vater war ein Mann, wie du gern möchtest, daß alle Menschen seyn sollten. Er erzog sie unter Träumen von Liebe und Freundschaft, unter Empfindungen, die nichts als Träume sind. Und die Folge davon war? Das Mädchen hängte sich mit aller künstlichen Stärke ihrer Empfindsamkeit an einen Mann. Der Vater wollte die Verbindung nicht zugeben. Sie entfloh mit ihrem Geliebten, und brach ihrem Vater das Herz. Er lebte noch einige Jahre in einer trostlosen, verlassenen Einsamkeit; dann machte er sich auf, die flüchtige Schäferin zu suchen, ist aber oft ganz trostlos auf seine Güter zurückgekehrt,

ohne sie gefunden zu haben. Er war ein sehr edler Mann. Sein Daseyn schwindet freudenlos dahin; und wie es seiner Tochter geht, das mag der Himmel wissen. Glücklich ist sie nicht, vielleicht schon todt. Ich habe noch einen Brief von ihr, den ich dir einmal zeigen will. Du sollst sehen, welche Wirkungen etwas so unschuldiges, wie die Schwärmerei zu seyn scheint, hervorbringen kann."

Heloise bat sich den Brief sogleich aus. Die Mutter gab ihn ihr, mit der Erinnerung, ihn ja recht bedächtig zu lesen. Heloise las ihn vor sich allein; doch die Wirkung davon war eine ganz andere, als die Mutter erwartet hatte. Hier ist der Brief:

„Was soll ich dir sagen? Daß ich bereit bin, dir zu folgen, wohin du mich führst? daß alles nichts war? daß mein theurer Vater unerbittlich blieb? O, wohin sind die schönen Augenblicke, da ich zu meinem Glücke nichts bedurfte, als das Gefühl meiner Unschuld, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft? Dir, der du alles mit mir theiltest, einst das Glück und jetzt den Schmerz, dir kann ich sagen: wie glücklich war ich!"

„Ich liebte dich: das genügte mir. Dieses Gefühl erhob mich über die Gewalt der Zufälle und der Menschen. Mein Vater selbst scheuete diesen

ehrwürdigen Charakter einer unschuldigen, tugendhaften Liebe. Allen Verfolgungen, jeder Härte, ach! selbst den Bitten meines Vaters nichts als eine Brust voll Friedens entgegen zu setzen, bedurfte ich nur des Glaubens an deine Liebe. Trennen konnte man uns, aber nicht unglücklich machen. Ich stand in dem Kreise meiner Verwandten so ruhig da, sagte ihnen so fest, daß ich dich liebte, war meiner und deiner so gewiß, daß alle Nachrichten von deiner Untreue, auch die wahrscheinlichsten, den Frieden in meiner Seele nicht einen Augenblick stören konnten. Du liebtest mich: das war ja alles, was ich wollte, was ich hoffte, warum ich lebte. O, mit welcher Ruhe sah ich die verkehrten Bemühungen, die sie anwendeten, jede Verbindung unter uns zu hindern! Wie lächelte ich, wenn sie mich mit unruhigen Blicken überall hin begleiteten; wenn sie mein Papier zählten, um zu wissen, wann ich schriebe; wenn sie die Domestiken bestachen, um Kundschafter zu haben! War das nöthig? Ich hatte ihnen ja mein Wort gegeben, dich nicht zu sprechen, dir nicht zu schreiben. Wir waren fester verbunden durch den Glauben an unsre Liebe, durch den Glauben an die Zukunft. Damals konnte ich Freude, Ruhe, Segen geben, und glücklich seyn. Ich that alles, was meine Verwandten wünschten; ich stellte die Ruhe wieder her, die uns nur durch ihre Besorgnisse vor Unbesonnenheiten, welche ich begehen könnte, geraubt war. Ich hatte alles,

alles, für eine Welt voll Menschen; für die ungenügsamsten, ungerechtesten Ansprüche hatte ich Segens die Fülle, so lange ich nicht fehlte."

„O, mein Theurer! Ein Augenblick zerstörte den Frieden, die Ruhe, deren ich genoß, die ich genoß, die ich gab. Ein schwacher Augenblick! Da stand ich gedemüthigt unter meinem Schicksale; der Friede floh von meiner Brust und meiner Familie. Ich hatte euch Alle geliebt, Alle beglückt, dich und sie. Doch jetzt? — jetzt bleibt mir nur die Wahl zwischen dir und ihnen. Ich habe gewählt, und bin bereit, dir zu folgen. Mit Thränen werde ich in deine Arme sinken. Ehemals hoffte ich, mit den stolzen Thränen einer tugendhaften Freude; doch jetzt — nur mit den Thränen des heimlichen Lebewohls von meinem theuren Vater."

„Ich komme, ich bin dein. Eine Schwäche hat uns vereinigt; die Liebe soll uns trösten. — Diesen Brief sende ich meiner Cousine. Du wirst ihn auf dem nehmlichen Wege erhalten."

Heloise las diesen Brief spät am Abend zum zweiten Male, und das traurige Schicksal ihrer Verwandtin machte sie schwermüthig. (Die Baronin hatte ihr einige Umstände dazu erzählt, wodurch ihr der Charakter und das Schicksal der unglücklichen Liebenden noch interessanter geworden

war.) Sie sah diesen Abend Theodorn mit einer grössern Bewegung als je, und träumte sich mit ihm in die Lage ihrer Verwandtin. Der Friede des Mädchens, der sich auf eine ganz reine Tugend gründete, schien ihr so erhaben, und der feste Glauben an den Geliebten so überirrdisch, daß sie die ganze Nacht von einem solchen Verhältnisse träumte. Am folgenden Tage sah sie Theodorn (nicht ganz von ungefähr: denn sie vermuthete, weshalb er nach der Stadt ritte) in dem Geisterschauspiel; und sie übernahm es, die Rolle ihrer unglücklichen Verwandtin zu spielen. Sie wollte ihrer Mutter zeigen, daß eine Liebe nicht allemal sinnlich werden muß, was diese behauptet hatte. Heloise fühlte sich sehr groß und erhaben in der von ihr übernommenen Rolle: nicht etwa, als ob sie Theodorn nicht geliebt hätte; die Liebe nahm bei ihr nur eine so seltsame Gestalt an.

Sie sprach Theodorn öfter im Park, und benahm sich dabei so behutsam, daß Niemand es merkte. Gefahr ahnete sie bei diesem nächtlichen Alleinseyn mit dem Geliebten nicht; sie glaubte, gewarnt durch das Beispiel ihrer Verwandtin, sich durch die Benennung „**Freund**," die sie Theodorn gab, gesichert zu haben. Sie sassen beisammen, sprachen von ihrer Liebe, und konnten nicht aufhören, davon zu sprechen. Ein Händedruck war alles, was sie sich erlaubten. Diese Standhaftigkeit bei den ersten Zusammenkünften machte He-

loisens Muth noch grösser. Sie träumte sich mit dem Geliebten immer mehr in romantische Begebenheiten hinein, und Beide thaten, was sie in der Kindheit gethan hatten: sie schmückten den Roman ihres Lebens und ihrer Liebe aus. Dabei aber stieg ihre Liebe bis zur höchsten Stufe, und ihre Phantasie gewann einen riesenhaften Charakter. Sie gaben einander die seltsamsten Versicherungen ihrer Treue, und fanden Freude daran, sich die Hindernisse ihrer Liebe geflissentlich recht groß zu denken.

So rein Beider Phantasie, so unverderbt ihr Herz, so geistig ihre Liebe auch war, so würden dennoch die Einsamkeit, die Nacht, ihr heisses Blut, oder irgend ein Zufall zuletzt über ihre Unschuld gesiegt haben (die Jugend hat keinen grösseren Fehler, als Unbekanntschaft mit der Gefahr, und zu grosses Vertrauen in ihre Stärke), wenn nicht Senk ihr Schutzengel geworden wäre.

Die beinen Liebenden hatten den Schauplatz ihrer heimlichen Zusammenkünfte gewechselt. Der Park war zu hell: in Lindners Garten aber befand sich ganz hinten ein dichtes Bosket, das sie gehörig verbarg; und Heloise brauchte nur ein Paar Schritte über die Strasse zu machen, um in dem Garten zu seyn. Dorthin ließ sie sich von Theodorn führen; dort sassen sie, und mahlten sich die Zukunft mit den lebendigsten Farben aus.

Niemand bemerkte sie, und es fiel ihnen gar nicht ein, daß man ihre Zusammenkünfte stören könnte.

Senk hatte jetzt eine Blumenuhr, die freilich nicht regelmäßig ging, und die Sabine, zu grossem Verdrusse ihres Bruders und ihres Mannes, wohl „die trockne Klepsydra" nannte. Ich bitte dich, Binchen, sagte Senk; nimm Vernunft an! Die Wasseruhr gebe ich dir Preis; aber was kannst du mehr von einer unvernünftigen Blume verlangen, als was du täglich siehst? Thu mir nur den Gefallen, und laß das Hammelfleisch aufsetzen, wenn der gemeine gelbe Bocksbart sich öffnet. Schlag neun Uhr thut er das, es mag regnen, oder die Sonne mag scheinen. Wahrhaftig, ich stelle jetzt alle meine Uhren nach dem Bocksbart, und thue wohl daran. Will der Küster die Thurmuhr stellen, so kommt er und sieht nach dem Bocksbart. Hätte ich die Mimosa Lebbeck, Binchen, die sich nicht allein regelmäßig um vier Uhr Nachmittags schließt, sondern sich auch untertaucht (sie wächst nehmlich, mußt du wissen, im Wasser); so setze ich dir meine Ehre zum Pfande, daß ich die Zeit wissen wollte, und wenn die Sonne nie wieder schiene. Du glaubst, daß es die Uhren sind, die mich so eifrig machen; aber nein. Hätte ich den Süßklee aus der Südsee, dessen Blätter in der Mittagsstunde tanzen (nehmlich im hellsten Lichte), so besäße ich den besten Lichtmesser; ich könnte dann deinem Bruder sagen: lesen Sie nun

kein Griechisch mehr; es ist zu dunkel dazu: lesen Sie Lateinisch; der Süßklee tanzt nicht mehr. Binchen, kann ich nicht durch die Rose von Jericho erfahren, ob es in einer Stube feucht ist? Die wäre auf Reisen gut zu brauchen. Ich sage dir, es ist nicht wegen der Uhren allein.

Lieber Mann, erwiederte Sabine; es macht dir Freude. Nun, ich will Montags nicht eher in die Betstunde gehen, als bis sich der Bocksbart öffnet.

Das thu nicht, Binchen; denn der Pastor ist wahrhaftig nicht halb so accurat, als der Bocksbart.

Nun, so will ich Feuer anmachen lassen, wenn er sich öffnet.

Das thu, liebes Herzens-Binchen, sagte Senk. Er küßte sie herzlich, und ging dann, gerührt von der Liebe seiner Frau, die Runde bei allen seinen Uhren, bei allen seinen Wärme-, Licht-, Feuchtigkeit- und Luftmessern.

Eine Liebe war der andern werth. Sabine sah heute ängstlich nach dem Himmel, weil sie morgen ihre Wäsche trocknen wollte. Sie tröstete und quälte sich wechselsweise mit ihren eigenen Prophezeiungen. „Liebe Schwester," sagte Lind-

ner; „höre endlich einmal auf! Ihr Weiber seyd die geduldigsten Geschöpfe, das weiß Gott. Bei allem Kreuz, bei aller Noth, wo wir vor Angst und Verzweiflung umkommen, macht ihr höchstens ein barmherziges Gesicht, und könnt dabei die Stühle abwischen, kochen, scheuern, putzen, und noch obendrein gegen alle Fremden höflich und freundlich seyn. Aber giebt euch Gott zur Wäsche nicht gutes Wetter — Das ist euer kitzlicher Punkt. Drei Tage vorher seht ihr schon nach dem Himmel, und sprecht weiter nichts, als ob das Wetter wohl so, oder anders werden wird. Wahrhaftig, ich glaube, der liebe Gott hat sich das Wetter vorbehalten, um euch auch zuweilen in Noth zu bringen, was auch dein Mann sagen mag, der seit funfzehn Jahren seine Wetterbeobachtungen aufschreibt." — Lieber Gott! erwiederte Sabine; die Sonne ging heute so roth auf! — Senk sagte: Sabine, willst du dich in Geduld ergeben bis diese Nacht um Zwölf, Puncto Zwölf; so will ich es dir ganz genau sagen. — Was kann es mir helfen, wenn ich auch weiß, daß schlechtes Wetter ist! — Ich glaubte, Binchen, du wolltest es gern wissen. — „Das sag' ich ja, Schwager! sie wollen es nicht wissen; sie quälen nur die Männer damit." — Sag es mir, lieber Mann. — „Er kann es dir nicht sagen; denn das hat sich der liebe Gott vorbehalten." — Ich sage dir, Schlag Zwölf. — Wenn ich dann nicht schon schlafe. Ach, lieber Gott! dort im Abend bezieht es sich!

Sabine legte sich um zehn Uhr zu Bett, und Senk versicherte ihr noch einmal, daß sie um zwölf Uhr wissen solle, was sie zu erwarten habe. Um drei Viertel auf Zwölf setzte er einen Hut über die Mütze, hängte einen Mantel über den Schlafrock, zündete eine kleine Laterne an, und ging, nicht ohne Furcht vor der Nachtluft, aber doch muthig aus Liebe zu Sabinen, hinunter in den Garten. Mein Schwager ist ein gelehrter Mann, dachte er unterweges; aber auf seinen Kopf bestände er, und wenn ich ihm auch den Sonchus Sibiricus vor das Bett brächte, und sagte: ist er verschlossen, so haben wir morgen gutes Wetter; ist er offen, schlechtes. Er schlich durch die Allee auf das Bosket zu, und wollte bei der Gelegenheit auch sehen, ob die Acacienblätter sich nach unten hin zusammengezogen hätten. Heloise und Theodor, die im Bosket saßen, und die Arme um einander geschlagen hatten, hörten jemand gehen, befürchteten aber nicht, daß er in das Bosket kommen würde, und hielten sich ganz still, um ihn nicht aufmerksam zu machen. Allein auf einmal trat Senk in das Bosket, und sagte laut: ich habe Recht; sie sind zusammen, dicht zusammen! Theodor und Heloise fuhren auf; Senk erblickte sie, und erschrack nicht weniger, als die Liebenden. Er verlor alle Fassung, vergaß den Sonchus, die Wäsche, das Wetter, und ging zu Sabinen. Sie schlug die Vorhänge zurück, und fragte sehr freundlich, um ihres Mannes Gefällig-

keit zu belohnen: nun, lieber Mann? — Ach, liebes Binchen, ich habe dir eine schlechte Nachricht zu bringen. — Es ist eine so sternhelle Nacht. — Ja eben, eben die helle Nacht! Ich wollte, es regnete, als ob es gösse. — Das wolltest du, Senk? — Das wollte ich; denn wenn das gut geht . . . ! Theodor und Fräulein Heloise sitzen im Boskett, und haben sich in den Armen, wie Mann und Frau.

Sabine richtete sich hoch auf. Mit Fräulein Heloise? — Wie ich dir sage. So, eben so, wie ich dich jetzt halte. Der Himmel möge sich erbarmen! So ist es Nacht für Nacht gegangen, seitdem das Fräulein wieder hier ist; denn vor zwölf Uhr hat der Theodor sich niemals zu Hause sehen lassen. — — Was sagst du denn, lieber Mann? — Nicht ein Wort, Binchen; und sie sagten auch nichts. — Du sagtest nichts? — Nein, Binchen; denn mein Muth ist rein weg, wenn ich einen Menschen auf einer schlechten That ertappe. — Schlechten That? — Ja, Binchen, ja! Es ist weiß Gott schlecht, ein junges Mädchen hinter dem Rücken der Mutter zu verführen. — Verführen? —

Senk hätte noch eine Stunde fortreden können, und Sabine würde immer sein letztes Wort in einer Frage wiederholt haben; denn das that sie immer, wenn sie noch nicht über eine Sache

mit sich selbst einig war. Sie überlegte indessen, was zu thun wäre, und sagte endlich: ich wollte, wir wüßten nichts; denn was sollen wir nun machen? — Das war auch für Senk der Stein des Anstosses. — Wir wollen es mit dem Bruder überlegen, sagte sie noch zuletzt, ehe sie nach langen Sorgen einschliefen.

Die beiden Liebenden waren entschlossener. Das war Senk, Theodor?

„Er war es."

Sagte er nicht: ich habe Recht; sie sind beisammen?

„Ja, Heloise."

Also fürchtete man es schon; man vermuthete es.

Wie es scheint."

Theodor!

„Theure Heloise!"

Wir schweigen, und erwarten ruhig, lächelnd, was nun geschehen wird. Wir sind tugendhaft. Nie werde ich dich verläugnen, Theodor, nie ver-

hehlen, daß deine Liebe das Glück meines Lebens ist. Vielleicht sehen wir uns so bald nicht wieder. Leb also wohl! — Sie hielten einander lange umarmt. „Leb wohl, meine Heloise!" — Leb wohl, mein Freund! — Heloise schlich durch den Park zurück; Theodor streckte sich auf den Rasen, wo sie gesessen hatte, und dachte, doch ein wenig ängstlich, an das Verhör, das ihn erwartete.

Am folgenden Morgen traten Senk und Sabine in Lindners Zimmer. Diese Nacht, hob Senk unruhig an, Schlag drei Viertel auf Zwölf . . . — Es ist ein fataler Umstand, der uns Verdruß genug machen wird, fiel Sabine ein; und am fatalsten ist es mir, daß du halb und halb Schuld daran bist, Bruder: denn von dir hat er's, daß ihm nichts zu hoch, zu vornehm ist, weil sie ihn da zum Fenster herein gesteckt haben. — „Wer denn? Theodor? Was hat er denn gemacht?" — Man erzählte; und kaum war man damit zu Ende, so trat Theodor in das Zimmer.

Alle waren sehr verlegen. Aber, Theodor, fing Sabine endlich an: was machst du für einfältige Dinge? Jetzt verschwand die Verlegenheit aus Theodors Gesichte; er trat edel einen Schritt näher. „Nicht wahr, liebe Mutter, Sie meinen die Verbindung, worin ich mit Heloisen stehe?" — Dieser feste Ton bewirkte bei Lindner und Senk eine gewisse Scheu; bei Sabinen im Ge-

gentheil eine Art von Zorn. Ja, rief sie; wo denkst du hin? was stellst du dir vor? Das ist Hochmuth, blosser Hochmuth, weil Heloise ein Fräulein ist.

„Ich wollte," sagte Theodor ruhig, „sie wäre so verlassen, so verachtet, wie ich selbst."

Verachtet? fragte Lindner. — Verlassen? fragte Senk.

„Ja, das wollte ich."

Das wolltest du? rief Sabine noch heftiger. Ich weiß nicht, warum ich mich hier ärgere. Sag, was sollen wir nun thun! Die gnädige Frau wird glauben, es ist unsere Schuld. Ich hätte dir das nicht zugetrauet; denn, laß uns nur einmal ganz ruhig reden, fuhr sie noch heftiger fort: kannst du ein Fräulein heirathen?

„Sie heiratheten doch einen Edelmann, liebe Mutter."

Grosser Gott! siehst du denn nicht, daß es hier ganz anders ist? Ich sage dir, mach mich nicht böse. Mein Mann wollte mich haben.

„Heloise will mich auch."

Ei, du Allerwelts . . . Aber ich saß nicht die Nacht mit meinem Mann im Gebüsche. Ich hielt auf Ehre, das that ich.

„Liebe Mutter, Sie thaten, was ich und Heloise auch thun: Sie liebten."

Aber du Rabenkind, ich liebte meinen Mann ganz heimlich.

„Das that ich ja auch, liebste gütige Mutter; und ich wollte, daß es noch immer Niemand wüßte."

Aber die Frau von Raubahn . . .

„Das, liebe Mutter, ist ein Unglück, welches Sie bei Ihrer Liebe nicht zu tragen hatten, und worüber Sie mich trösten sollten. Ich bin nicht schlimmer, als Sie, nur unglücklicher. — Er küßte mit nassen Augen Sabinens Hand, und ihr Zorn war verflogen.

Da sehe nur einer! sagte sie sanft. Ich wollte, du wärest mein Sohn! setzte sie noch sanfter hinzu.

„Das bin ich ja von Herzen, theure Mutter." Sabine fühlte, daß sie wieder anfangen mußte. Aber wie? Was sollte sie sagen? So habe ich

mich lange nicht geärgert! brachte sie endlich hervor, und setzte sich.

Aber mein Sohn, sagte Senk, daß du ohne Wissen der Mutter das Mädchen des Nachts in das Gebüsch lockst! Ohne Wissen der Mutter! Theodor, ist dir denn nicht eingefallen, daß das betrieglich ist? ich will nicht sagen, ein schlechter Streich.

Auf einmal hatte Sabine die Sprache wieder. Ja, Theodor, das sag' ich. Ein recht schlechter Streich, ein recht unvorsichtiger Streich ist es von dir, ohne Wissen der Mutter, so im Dunkeln ganz allein mit dem blutjungen Mädchen zu sitzen. Du weißt noch nicht, Theodor, wie geschäftig manchmal der Teufel ist. Und wenn nun ein Andrer, als mein Mann, nach dem Wetter gesehen, und euch so, Arm in Arm, gefunden hätte: das arme Fräulein wäre ja auf Zeitlebens um ihren guten Ruf gekommen; und der ist eines Mädchens größter Schatz.

„Das weiß Gott!" sagte Lindner. „Sabinen hast du ohnehin schon in einen bösen Ruf gebracht. Damals schlug es gut aus; Sabine bekam darüber ihren Mann."

Aber bei dir kann es gar nicht zu etwas Gutem ausschlagen. Denn sieh, Theodor, wäre eine

Möglichkeit da, ich wollte helfen, wie ich nur könnte. Aber du setzest dem Mädchen und dir Dinge in den Kopf, die nicht taugen. Glaube mir, man kann recht unglücklich über so etwas seyn. — Das gestand Theodor ehrlich zu. — Nun, siehst du? fuhr Sabine fort: es freuet mich, daß du mir Recht giebst; also laß die wunderlichen Streiche, da es noch Zeit ist. Versprich uns, Theodor, daß du gar nicht mehr an Fräulein Heloisen denken willst, so soll alles vergeben und vergessen seyn.

„Hätten Sie das damals versprechen können, liebe Mutter, und wenn Ihr Mann zehn Väter gehabt hätte?"

Sabine erröthete wieder vor Zorn; Lindner aber sagte: „Oho! sie that wohl noch mehr, wie ich erst hinterher so bei der Lectüre gefunden habe, wenn ich darüber nachdachte. Sie liebte ihren Mann, und durfte es nicht sagen. Kein Mensch hat es gemerkt. Sie brachte mir immer ein freundliches Gesicht in die Stube, ob ihr gleich das Herz dabei weh genug gethan haben mag. Schwester, das vergeß' ich dir nicht."

Ich habe daran noch nicht gedacht, lieber Bruder; aber wahr ist es. Die jungen Leute glauben, weil ich nach gerade eine alte Frau werde, und weil ich nicht so in den Lüften gehe, wie sie:

unser einer hätte seine Zeit nicht auch gehabt. Thu du nur, was ich that: liebe das Fräulein, und verschweig es. Mehr will ich nicht.

„Und sey so freundlich, wie meine Schwester war! Hörst du, Theodorchen? Dann hast du — ich weiß jetzt, was so etwas sagen will — dann hast du Herkules zwölf Arbeiten gethan, und Jasons Arbeit dazu. Eine Biographie läßt sich freilich nicht davon schreiben; aber mein Söhnchen, wenn man einmal auf deinen Grabstein setzen könnte: er verschwieg, so lange er lebte, seine heissesten Wünsche; er war unglücklich, und Niemand wußte es, oder so etwas — Das ist freilich kurz gesagt; ich fühle, je näher ich dem Grabe komme, immer mehr, daß man es mit den Paar Worten bei dem lieben Gott muß weit bringen können. Ein ganzes Land erobern und beherrschen, mag so schwer nicht seyn, als sich selbst erobern und beherrschen. Das ist mein Glaubensbekenntniß, ob ich gleich in diesem Punkte mit meinem Herzen keine Noth gehabt habe. Also sag recht deutlich: willst du der Herkules seyn, und den Ehrenkranz verdienen?"

Theodor dachte an die Abrede mit Heloisen, und war gerührt von den einfachen, so wahren Vorwürfen seiner Wohlthäter. Er sagte, mit stillem Ernst: wenn das Sie beruhigt — ja, ich

gebe Ihnen mein Wort, daß ich Heloisen nie wieder bei Nacht im Gebüsche sprechen will.

O, mein Sohn Theodor! sagte Sabine jetzt freudig; du hättest dich und uns Alle ins Unglück stürzen können. Du meinst es doch ehrlich? Hättest du noch etwas im Hinterhalt, so — Nein, du wirst uns nicht betriegen, Theodorchen!

„Nein, gewiß nicht," erwiederte Theodor eifrig. „Ich liebe Heloisen, und werde sie ewig lieben. Keine Gewalt, keine menschliche Macht kann je dieses Gefühl für sie in meinem Herzen ersticken; keine . . ." —

Mein Sohn, so höre doch! —

„Ob das Schicksal mir je erlauben wird, sie mein zu nennen, das weiß ich nicht. Doch, um sie mein zu nennen, nur einen Augenblick mein zu nennen, werde ich alles aufopfern, Zeit, Kraft und Leben. Ich bin glücklich gewesen. Mein Loos, und hätte ich sie gestern zum letzten Male gesehen, ist dennoch beneidenswerth. Ach, für eine Stunde, für einen Augenblick in ihren Armen, und müßte ich ihr in einer menschenleeren Wüste, oder in einem Abgrunde leben, wohin nie ein Strahl des Lichtes dränge: für diesen Augenblick gäbe ich mit Freuden das glücklichste, längste Leben auf dem Throne über die Erde!"

Und eben versprachst du, sagte Senk mit seinem gewöhnlichen Ernst, sie nicht wieder zu sehen? Was soll ich von dir denken? Geh! Du bist ein Bösewicht, glaube ich. Geh! Wir werden dich rufen lassen, und du sollst hören, was wir wollen. Mit dem Schlage Zehn sey bei der Hand.

Theodor ging. Sabine sah ihm mitleidig nach; sie war durch die Rede, die er mit so bewegter Stimme, und mit Thränen in den Augen, gehalten hatte, sehr gerührt. Ach, ich wollte, sagte sie seufzend, er wäre wirklich mein Sohn; vielleicht liesse es sich dann machen! Der arme Junge!

„Hört," sagte Lindner ängstlich; „wenn das nur gut abläuft! Seine Worte waren mir verdächtig, sehr verdächtig."

Er sagte ganz deutlich, was er wollte.

„Ganz deutlich wohl nicht, lieber Schwager; das wäre sonst ein Elend! . . . Sie waren zu hart!"

Ganz deutlich sagte er ja, daß er Heloisen nicht verlassen will.

„Das mein' ich nicht," rief Lindner noch ängstlicher. „Die Worte, die ich meine, stehen in dem chronologischen Appendix zum Tacitus."

Die Worte, die er sagte?

„Die er sagte, ja! Ich will sie Ihnen zeigen, und auch dir, Sabine. Aber kurz und gut, ich habe mit dem Handel nichts zu thun; ich mag der Vespasian nicht seyn, der das Urtheil spricht. Sehen Sie hier. Sabinus — lieber Gott! sogar dein Nahme ist mit im Spiele, Schwester! Sabinus war ein Rebell, und verbarg sich mit seiner Frau neun Jahre lang in einer unterirdischen Höhle. Endlich werden sie gefangen nach Rom geschleppt. Vespasian spricht das Urtheil über Mann und Frau. Da sagt die Frau vor dem Tode gerade die Worte, die Theodor sagte: daß sie in den dunkelsten Eingeweiden der Erde mit ihrem lieben Manne glücklicher gelebt habe, als Vespasian auf dem Throne über die Erde, und daß sie das Leben gern mit dem Tode vertausche. Hat der Theodor dabei nicht an die unglücklichen Leute gedacht, und an den Tod, so will ich verloren haben. Denn sagen Sie, wie hätte er sonst ipsissima verba, die eigentlichsten Worte, gebrauchen können! Und beinahe ein Jahr lang sind sie, wie du sagst, Sabine, jede Nacht im Bosket beisam-

men gewesen. Ist das nicht wie unter der Erde? Wenn da nur nicht ein Unglück entsteht!"

Senk begriff das noch nicht so recht; aber Lindner las Sabinen die ganze rührende Geschichte dieser unglücklichen Liebe Deutsch vor. Als er auf die Stelle kam: saevientis fati solatia fuere mutuus amor, meliorum temporum vota*); da sagte er zu Sabinen: „du weißt, Schwester, ich habe alle die Liebesgeschichten für Kindereien gehalten, wie die Feengeschichten; aber seit dem Vorfalle mit deinem Manne, und seit heute, als der Junge da so stand mit den grossen Augen voll Wasser, muß ich doch fast glauben, daß mehr daran ist, als ich weiß. Nun, so laßt ihm doch die Hoffnung besserer Zeiten, womit er sich bei seinem harten Schicksale tröstet, wie hier steht. Ich möchte wohl der gnädigen Frau die ganze Geschichte vorlesen; sie sässe dann vielleicht eben so mitleidig da, wie du. Lieber Gott, ich weiß von Liebe nichts; aber soll ich denn nur das für recht halten, was ich weiß? Der Junge jammert mich. Doch — recht müssen wir handeln."

Was ist aber hierbei zu thun? fragte Senk.

*) Unser Trost gegen das erzürnte Schicksal waren wechselseitige Liebe und Wünsche besserer Zeiten.

Auf den Schlag Zehn habe ich ihn bestellt. Wir müssen doch vorher wissen, was wir ihm sagen wollen.

Man ging zu Rathe, und fand zuletzt, daß man wohl nichts weiter thun könne, als Theodorn ein wenig genauer beobachten; doch in der nächsten Minute fanden alle Drei, das möchte sich wohl nicht so recht thun lassen, wenigstens nicht auf die Länge. Mit Senks Vorschläge war es nicht besser beschaffen; denn als Lindner, aus Liebe zu Theodor, mehr von Senks strengeren Maßregeln zu wissen verlangte, wußte dieser eigentlich nichts zu sagen. Er blieb nur dabei: man sehe dem Jünglinge zu viel nach; man müsse strenger mit ihm seyn. „Aber," fragte Lindner; „was sollen wir denn thun? Geht eine Uhr nicht recht; gut! so muß man sie anders stellen, entweder zurück oder vor. Nun frage ich: wie soll ich den Zeiger rücken? Sie sagen: anders. **Wie** denn? frag' ich; und Sie bleiben immer nur bei Ihrem **Anders.**"

Wenn uns nur die gnädige Frau unterstützte! sagte Sabine, etwas kleinlaut. Wir hüteten unsre Schafe, sie die ihrigen. — Senk und Lindner antworteten mit einigen Hm! — Die gnädige Frau ist strenge, sagte Lindner; ich glaube, sogar ein wenig hochmüthig: das könnte ihren

Unwillen auf Theodorn vermehren." — Und am Ende dem Fräulein Verdruß zuziehen, sagte Senk. — Und uns dazu! meinte Sabine.

„Recht wäre es wohl," sagte Lindner ernsthaft; „denn einer Mutter sollte man billig sagen, wie sie mit ihrem Kinde daran ist, wenn man es weiß. Was meinst du, Sabine, wenn dein Sohn so etwas machte, wobei Gefahr wäre: würdest du es für Recht halten, wenn man es dir verschwiege? Nein, Kinder, laßt uns das überlegen. Am Ende ist hier nicht von Theodors und Heloisens Wohl und Wehe die Rede, sondern von uns, von unsrer Pflicht; und das hat etwas auf sich. Es ist wahr, Theodorn wird es weh thun, und dem Fräulein auch. Aber ich halte mich da an das zehnte Gebot: du sollst deinem Nächsten seine Kinder nicht abspänstig machen."

Senk erwiederte: ja doch, ja! das habe ich von Anfang an gesagt. — Nun aber erhob sich Sabine dagegen, und mit vieler Wärme. Sie befürchtete Theodors Zorn, der Baronin Haß, und Heloisens Widerwillen. Was ist es dann am Ende? Es sind junge Leute. Und bei Theodorn könnte sie neun Jahre, wie die Frau im Buche, unter der Erde sitzen, und würde nichts Schlechtes von ihm lernen; denn der, das habt Ihr wohl hundertmal selbst gesagt, ist wie ein Engel,

wie ein Mensch aus einer bessern Welt. Wollen wir unsers eigenen Kindes Ankläger seyn?

„Hilft dir nichts, Sabine.“

Ich sage, Fräulein Heloisen hat Gutes von ihm gelernt während der Zeit.

„Hilft dir auch nichts: sie hat doch von ihm etwas gelernt, das die Mutter nun einmal nicht haben will. Sieh, wenn der grosse Matthias Gesner hier in dieses Buch die schönsten Annotationes, die scharfsinnigsten Conjecturen hineinschriebe, so wäre es doch unrecht, und wenn auch das Buch dadurch besser würde; denn es ist mein Buch.“

Das ist auch ganz anders.

„Gar nicht, Sabine. Ich glaube, das würde Theodor selbst einsehen.“

Wenn der es für Recht hält, sagte Sabine, so bin ich damit zufrieden. — Sie rief, ehe Lindner und Senk es verhindern konnten, zur Thür hinaus nach Theodor. Als er kam, sagte sie ihm den Vorsatz ihres Bruders. Halten Sie es, sagte Theodor — ohne Zögern, obgleich mit unterdrücktem Schmerz in der Stimme — halten Sie

es für Recht, so müssen Sie es thun; und mich dünkt, es muß Ihnen Recht scheinen. — Sabinen verdroß es, den Prozeß verloren zu haben. Recht so! rief sie; ja, du hast Recht, Ihr Alle habt Recht! Hier ist dein Hut, lieber Mann. Geh hin auf das Schloß, und sag es der gnädigen Frau.

Lindner, der den Schmerz in Theodors Miene sah, schüttelte schon wieder den Kopf; Senk aber, der treuherzig meinte, die Sache wäre nun abgemacht, nahm seinen Hut, und war auf einmal verschwunden.

Lindner starrte unmuthig auf eine Stelle hin. Sabine ärgerte sich über ihren Mann; Theodor ging mit pochendem Herzen im Garten auf und ab, und blickte mit schweren Sorgen in die Zukunft.

Senk ließ sich bei der gnädigen Frau melden. Sie hatte gerade Besuch in ihrem Wohnzimmer, und kam in den daran stossenden Saal heraus, neben dem noch ein andres Zimmer war. Senk war sehr verlegen um den Anfang. Meine gnädige Frau, hob er endlich an; ich habe Ihnen etwas zu sagen, das uns Allen sehr unangenehm ist. Aus gewissen Ursachen muß ich glauben, daß zwischen Theodor und Ihrem Fräulein Toch-

ter eine kleine Neigung bestanden hat, die . . . wir für unsre Pflicht halten, Ihnen . . . —

„Bestanden hat," unterbrach ihn die Baronin. „Eine flüchtige Kinderneigung aus der Komödienzeit."

Schon so lange? hm! hm! Aber, gnädige Frau, so etwas kann doch zuweilen in spätern Jahren sehr ernstliche Folgen haben.

Die Baronin erröthete. „Ernstliche Folgen, Herr von Senk? Meine Tochter achtet sich selbst genug, um nicht so kindisch zu denken."

Ich aber, Ew. Gnaden, glaube aus guten Gründen, daß zwischen dem Fräulein und unserm Theodor noch jetzt eine Art von Neigung Statt findet; und, wie gesagt, wir halten es für unsre Pflicht . . .

„Ich danke Ihnen; aber wie ich Ihnen ebenfalls sage: meine Tochter ist siebzehn Jahre alt, und eine Raubahn. Als Kind konnte sie wohl vergessen, wer dieser Theodor ist. Aber jetzt? Herr von Senk, sie wird sich selbst doch etwas achten!"

O Ihr Gnaden, dieser Theodor . . . Ich

wünschte wohl, daß Sie von ihm als von einem Menschen sprächen. Wenigstens ist er redlich genug, daß er selbst eingewilligt hat, als ich sagte, ich wollte zu Ihnen gehen.

„Wie? eingewilligt? Sie sind also in des jungen Menschen Nahmen hier, um mir zu sagen, daß Heloise ihn liebt?"

Nein, das nicht; allein wir haben entdeckt, daß . . . —

„Was haben Sie entdeckt? was?"

Senk erzählte, und die Baronin wurde blaß, als sie hörte, daß er ihre Tochter in Theodors Armen angetroffen habe. Sie faßte sich indeß bald wieder, und bat Senk, auf ein Viertelstündchen in das eine Nebenzimmer zu treten, damit er, wenn Heloise läugnete (was sie erwartete), zur Hand seyn möchte. Nun ließ sie Heloisen rufen, und that ihr einen Vorschlag zu einer kleinen Reise. Heloise antwortete natürlich; doch war in ihrem Wesen etwas Gespanntes. Auf einmal wendete sich ihre Mutter mit einem kalten, ernsten Gesichte zu ihr, und sagte: „Heloise, deine ehemalige Bekanntschaft mit dem Fündling bei Lindners ist doch abgebrochen?"

Nein, meine Mutter, antwortete Heloise fest, obgleich ein wenig erblassend.

„Nicht?“ (Die Baronin setzte sich in einen Armstuhl). „Wann soll sie denn abgebrochen werden?“

Niemals.

„Wie? das antwortest du mir?“

Ja, meine Mutter; denn ich liebe ihn.

„Heloise, einen Menschen, der Almosen in einem fremden Hause genießt? ein Fräulein von Raubahn! Sag das noch einmal!“

Ich liebe ihn! sagte Heloise augenblicklich, obgleich mit bebender Stimme.

„Darf ich wohl wissen, wie dieses seltsame, verächtliche Werk deiner Thorheit entstanden ist?“

Heloisens Gesicht färbte sich wieder. Sie sagte muthiger: ich habe ihn von Kindheit an geliebt, meine Mutter. Sie merkten diese Liebe, trennten uns, und täuschten uns mit Hoffnungen, die Sie nicht erfüllen wollten. Nie hat ihn dies Herz ganz vergessen. Ich kam hieher zurück. Ein

Zufall führte uns zusammen, und nun bin ich auf ewig sein.

Die Baronin sprang auf. „Verächtliche Seele! o verächtliche Seele! Doch rede weiter! An Aufrichtigkeit fehlt es dir nicht. Welche Hoffnungen hast du?"

Alle und keine: die festeste Gewißheit, die mir nichts auf der Erde rauben kann, und den tiefsten Schmerz.

„Die festeste Gewißheit, sagst du? In der That, diese Seite deiner Thorheit erregt mein Mitleiden. Oder kennst du mich etwa gar nicht?"

Ja, ich kenne Sie, meine Mutter; aber Sie kennen **mich** nicht.

„Meinst du etwa, daß Thränen mich bewegen werden, die fade Rolle einer Komödien-Mutter zu spielen? Nein, mein Töchterchen, nein!"

Sie sehen, ich weine nicht. Glauben Sie nicht etwa, liebe Mutter, daß Trotz oder Eigensinn . . .

„Trotz! Mir trotzt man auch. Eigensinn! Ich weiß Mittel, ihn zu vertreiben. Mein schö-

nes Töchterchen, bei mir hat so ein Roman bald ein Ende. Doch da du im Zuge bist, so aufrichtig zu reden — in der That, du mußt deiner Sache sehr gewiß seyn! — so sage mir doch, was denkst du denn zu machen?"

Nichts, Mutter, was Ihnen mißfallen könnte. Für meine **Handlungen** ist Ihr Wille meine Richtschnur; aber nicht für meine **Empfindungen**. Ich liebe ihn, den Menschen, den Sie verachten. Sie **haben** ihn einst geliebt; ich liebe ihn **noch**.

„Also hättest du die Tochter denn doch nicht **ganz** vergessen! Aber hoffentlich sollst du noch besser wieder lernen, was ihr, und was einem Fräulein Raubahn gebührt! . . . Verächtliches Geschöpf, du hast dem elenden Menschen heimliche Zusammenkünfte gegeben!"

Das habe ich, meine Mutter. Aber ich schwöre Ihnen, in dem heiligsten Tempel hätte ich nicht sichrer seyn können, als an seinem Herzen. Wir lieben uns; das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Wenn Sie in den drei Worten etwas Unrechtes finden, so thaten Sie es selbst: auch **Sie** liebten ihn.

„Ich liebte ihn ehemals, um für sein Glück zu sorgen."

Und ich, Mutter, habe eine noch reinere Liebe: ich liebe ihn, um ihn tugendhaft zu erhalten.

Hier stampfte die Baronin mit dem Fuße. Ihre Tochter konnte es wagen, so mit ihr zu sprechen! Sie öffnete das Zimmer, worin Senk war, und bat ihn, zu kommen. „Nicht wahr, Herr von Senk, der junge Mensch, der vielleicht, oder gewiß, jungfräulicher ist, als dieses Mädchen, hat ja, sagten Sie, eingewilligt, daß Sie mir diese unwürdige Verbindung eröffnen sollten. Hörst du, Heloise?"

Senk sagte: ja, wir hielten es für unsre Pflicht, Ihnen Nachricht davon zu geben; und Theodor willigte ein.

„Hörst du? Da hast du den treuen, den edelmüthigen Geliebten!"

Heloise sah forschend in Senks Gesicht. That er das, Herr von Senk? (Senk bejahete es, versichernd.) Sie sehen, meine Mutter, daß dieser junge Mensch, den Sie so verächtlich finden, wenigstens sehr rechtschaffen ist. Sie sehen, warum ich ihn liebe, warum ich ihn ewig lieben werde.

Senk glaubte nun doch auch etwas thun zu müssen. — Uebrigens, hob er an, hat er uns versprochen, Sie nie wieder heimlich zu sprechen, mein Fräulein; und ich wollte dafür stehen, daß der junge Mensch wieder in das rechte Geleise kommen würde, wenn Sie nur erklärten, daß Sie alle Verbindung mit ihm aufheben wollten.

Die Baronin und Heloise lächelten Beide. „Siehst du, mein Töchterchen? Es bedarf also nur eines Ja von dir, und diese ewige Liebe hat heute ihr Ende erreicht. — Heloise lächelte fort.

Sie könnten, hob Senk wieder an, zwei Familien die Ruhe wiedergeben, wenn Sie nur . . . . —

Nein, mein Herr, sagte Heloise; betriegen könnten wir Sie, wenn wir nicht zu edel dazu wären. Um Ihnen, um meiner Mutter die Ruhe wieder zu geben, können wir alles; doch aufhören, uns zu lieben — das können wir nicht. Er hat Ihnen versprochen, mich nicht heimlich wieder zu sehen, und er hält sein Wort gewiß. Ich selbst würde ihn vergebens bitten, es zu brechen. Aber hat er gesagt, er werde aufhören mich zu lieben? — Senk entschloß sich rasch, etwas Gutes zu wirken. Er antwortete: ja; das hat er auf unsre Vorstellungen versprochen.

Heloise trat ihm näher, und sagte, wie begeistert: ich bitte, lästern Sie Theodorn nicht! Das hat er nicht gesagt, das konnte er nicht sagen; oder er wäre verloren, mit mir verloren! — Senk stand sehr beschämt und verlegen da. Die Baronin sagte: „Die Komödie währt mir zu lange. Geh auf dein Zimmer. Du wirst meine Befehle erfahren. Und Sie, Herr von Senk, haben Sie die Güte, dem jungen Menschen zu sagen, daß ich bei der ersten zweideutigen Handlung von ihm Mittel finden würde, ihn schnell von hier wegzuschaffen." — Wie so? fragte Senk trocken: wegschaffen? Wie so? Er ist unser. Für ihn stehen wir; stehen Sie nur für das Fräulein. — „Nun wohl denn!" sagte die Baronin lächelnd. „Geh auf dein Zimmer. Leben Sie wohl, Herr von Senk."

Sobald sie allein war, öffnete sie das andre Zimmer, worin sie vorher mit Schall gesprochen hatte. „Sie haben alles gehört?" sagte sie zu diesem.

Ja, erwiederte Schall.

„Was sagen Sie dazu? Ich habe meine Tochter so nicht gekannt."

Mich dünkt, gnädige Frau, (sehr ernsthaft) Ihre Tochter liebt Sie nicht.

„Woraus schliessen Sie das? War eine ihrer Antworten unehrerbietig?"

Eben aus dieser kalten Ehrerbietung, mit der Ihre Tochter, und aus der kalten Festigkeit, mit der Sie sprachen. Ich hörte nur zwei Personen, die jede fest entschlossen waren, ihre Absicht durchzusetzen, es koste was es wolle. Kein Ton verrieth die Mutter und die Tochter. Der kalte spottende Ton, den Sie nahmen, und womit eine Mutter (vergeben Sie mir meine Freimüthigkeit) nie eine Verirrung ihrer Tochter, auch die allerseltsamste nicht, behandeln, und Heloisens kalte Entschlossenheit, womit eine Tochter nie, auch wenn das Recht ganz auf ihrer Seite wäre, es durchsetzen sollte: — glauben Sie mir, es hat mich erschreckt. Sie wollen, Sie befehlen; und Ihre Tochter will nicht gehorchen.

„Ein Roman, der sich endigt, sobald ich will."

Mir scheint das nicht so, gnädige Frau. Heloise ist, dünkt mich, entschlossen, ihre Rolle auszuspielen; denn sie hat diese Rolle allzu gut einstudiert. Ein Roman mag es seyn, eine Grille;

aber

aber diese Grille, diese Schwärmerei hat nirgends ein Gegengewicht, und Sie selbst geben ihr Nahrung.

„Ich, Herr Schall?"

Ja, Sie! — Die jungen Leute haben einen seltsamen Weg gewählt, ihr Ziel zu erreichen, und nichts steht, wenigstens Heloisen, im Wege, was sie aufhalten könnte, als höchstens der Gehorsam der Tochter gegen die Mutter. Was eine Mutter fodern darf, sagte Heloise, das will ich thun. Diese Liebe aufzugeben, darf aber, glaubt sie, eine Mutter nicht von ihr fodern; und so geht sie unter dem Schutze der erfüllten Pflicht immer weiter, ihrem Ziele zu.

„Sie scheinen Heloisens Parthei zu nehmen, Herr Schall."

Nein; ich beurtheile die Sache nur, wie sie ist.

„Wie sie ist? Seltsam! Hat denn eine Tochter Rechte gegen ihre Mutter? kann sie Rechte haben?"

Gnädige Frau, wer Pflichten hat, hat auch Rechte. Und das eben ist es. Wehe, wehe, wenn es dahin kommt, daß Eltern und Kinder ihre Rechte gegen einander untersuchen müssen!

O, gnädige Frau, das geheimnißvolle, magische, wunderbare Band, welches die Natur um Eltern und Kinder geschlungen hat, wird nie ungestraft angetastet. Was ist Göttliches auf der Erde, wenn es diese Verbindung nicht seyn soll! Eine Mutter ist das sichtbare Bild der Gottheit; will sie etwas anders seyn. — gleichviel was —: so ist sie den Kindern nur eine Fremde, die man ehrt, so lange man muß, und um die man sich nicht weiter kümmert, sobald man sie entbehren kann.

„Und was heißt ein Bild der Gottheit?" fragte die Baronin lächelnd. „Ich liebe die Ansicht der Dinge in Bildern nicht."

Ist irgendwo Wahrheit, so ist sie hier. Gott liebt den Menschen, und beglückt ihn, selbst wider seinen Willen, ohne sein Wissen. Er giebt uns alles; und was fodert er dafür? Nichts, als daß der Mensch in dem Genusse seiner Wohltaten glücklich seyn soll. Höchstens fodert er Liebe; er giebt aber auch dem Gefühllosen, der nie seiner Liebe gedachte. Das ist das Bild eines Mutterherzens. Sie liebt, sie umfaßt, sie beglückt, sie segnet ihr Kind, und verlangt nichts als dessen Glück und Liebe.

„Wohl denn, mein Herr! So war nie eine Mutter mehr das Bild der Gottheit, als eben ich:

denn ich mache Heloisen selbst gegen ihren Willen glücklich; ich zwinge sie, glücklich zu seyn."

Gnädige Frau, wissen Sie, was eines Menschen Glück ist? Und wenn Sie es wüßten; sind Sie allmächtig, es zu geben? Sie haben etwa um zwanzig Jahre mehr Erfahrung, als Heloise. Ich bin vier und sechzig Jahre alt; aber ich würde zittern, einem Menschen das aufzudringen, was ich für Glück halte. Wir dürfen nichts als den Menschen lieben, und gerecht seyn.

„O mein Herr, daß ich mit Ihnen darüber stritte! Ich soll also den Burschen, dessen Geburt ihn sogar von Verbindungen mit den untersten Klassen der Menschen ausschließt, (ob mit Recht, das ist hier nicht die Frage) — diesen Menschen soll ich wohl zu Heloisen bringen, und sie bitten, ihm ihre Hand zu geben?"

Das sollen Sie nicht.

„Was soll ich denn, mein Herr?"

Was Sie sollten, hätten Sie früher thun müssen. Heloise liebt Sie nicht; und jetzt, auf diesem Punkte, müssen Sie überlegen, welche Rechte Sie über ein Kind haben, das Sie nicht liebt; überlegen, wie weit ein Mensch gehen darf, um einen andern zu zwingen; überlegen, ob Ihre

Tochter Ihre Sklavin seyn kann, seyn soll. Liebte Heloise Sie, so wäre davon gar nicht die Frage: sie würde dann nicht so fest entschlossen seyn, ihre Liebe gegen Sie zu vertheidigen; sie würde wenigstens Ihre Thränen, wenn auch nicht Ihre Gründe, ehren. Der Kummer der Mutter würde der Tochter Pflichten zeigen, wo sie jetzt keine sieht. Sie haben herrschen wollen; und nun können Sie den Sklaven nicht anklagen, wenn er die Kette zerbricht, die ihn fesselte. Wie denn, wenn Heloise entflöhe? wenn sie sagte: ich verlange von meiner Mutter nichts; und so hat sie von mir auch nichts mehr zu fodern?

„Sie setzen da einen Fall, der nicht denkbar ist. Ich gebe Ihnen zu, daß Heloise mich vielleicht nicht so liebt, als Sie es verlangen; aber doch liebt sie mich genug, um diesen Schritt nicht zu thun."

Jetzt veränderte sich Schalls Gesicht. Er bebte, und sein Auge füllte sich mit Thränen. O unglückliche Mutter! sagte er in zerschmetternden Tönen; unglückliche Mutter, wenn du darauf rechnest! Du kennst die Liebe eines jungen Herzens nicht. Amelie! Amelie!

Die Frau von Raubahn sah ihn erstaunt an; es kam ihr doch ein wenig allzu pathetisch vor, daß der Mann sie Du und Amelie nannte. „In

der That," sagte sie lächelnd; „Sie müssen vor dem Herzen der jungen Leute zittern: denn ihr eignes ist noch immer so jung, als Heloisens Herz es nur immer seyn kann."

Ich, erwiederte Schall, und faßte die Hand der Baronin — ich zittre vor nichts, als daß Amelie, meines Bruders Tochter, vielleicht die Thränen weinen muß, die ich schon länger als ein und zwanzig Jahre weine.

„Um Gottes willen!" rief die Baronin bestürzt; „Sie sind . . . ?"

Dein Oheim, dein unglücklicher Oheim, Amelie. Ich liebte mein Kind, meine Julie; sie liebte mich: und dennoch entfloh sie; dennoch verließ sie mich: ich war Einmal, nur Einmal, hart gegen sie. Nur Einmal wollte ich etwas für mich, wollte meine Rache befriedigen; und dieses Verlangen nach einer ungerechten Rache kostete mir meine Tochter, und mit ihr die Ruhe meines Lebens.

„Aber, um Gottes willen! sagen Sie mir, wo ist meine Cousine? wo ist Julie?"

Amelie, fragte nicht mehr! Ich habe sie nicht wieder gesehen! . . . Du bist Mutter. Ich fürchte, du hast nie die Liebe deiner Kinder gehabt. Amelie, ich bitte dich. Es fehlt dir nicht

an Geist, nicht an Herz: du könntest eine glückliche Mutter seyn; und du giebst die Liebe deiner Kinder hin für eine ungewisse Grösse. Ich sage dir, meine Thränen sind bitter; was werden nicht die deinigen einmal seyn! . . . Dein Sohn betrachtet dich mit Blicken, wie ein Dieb sie auf das Schloß wirft, das ihn den Schatz zu rauben hindert. Deine Tochter . . . Nein Amelie, eine solche Unterredung hätte ich nie mit meiner Julie gehalten. Ich bitte dich, sey vorsichtig!

Die Baronin wurde ein wenig ängstlich; sie fühlte vielleicht zum ersten Male, das sie nicht geliebt war. „Was kann ich thun, lieber Onkel? Sie sehen ja selbst die Lage. Julie liebte einen Mann von ihrem Stande. Doch Heloise? Ich mache Sie selbst zu meinem Richter.“

Liebe Amelie, das mag ich nicht seyn. Aber wenn Heloise thäte, was meine Julie that?

Die Baronin stand mit finstrer Miene da, „Entsetzlich!“ sagte sie endlich. „Ich würde vor Scham und Zorn vergehen. Aber sie wird nicht, sie soll nicht. Ich will zu ihr, und sie sprechen.“ Schall bat die Baronin noch, allen Menschen zu verschweigen, wer er wäre, und ihn gänzlich auf dem vorigen Fuße zu behandeln. Sie erklärte das für eine Grille; er erwiederte aber: an dieser Grille hängt die kleine Freude, deren ich noch

zu geniessen fähig bin, das ruhige Leben, das ich hier führe, und das Zutrauen, das man zu mir hat. Du vertreibst mich von hier, Amelie, wenn du verräthst, wer ich bin. — Sie versprach ihm feierlich, zu schweigen, und nun verließ er sie.

Die Baronin ging zu ihrer Tochter. Noch gerührt von dem Eindrucke, den ihres Oheims Thränen auf ihr Herz gemacht hatten, redete sie wärmer als jemals. Heloise wurde durch die Liebe, durch die Wärme ihrer Mutter erschüttert. Doch bald fiel ihr ein, daß es nur List seyn könnte; und nun stellte sie dieser List ihre Festigkeit entgegen. Nicht lange, so kam die Mutter wieder in den gewöhnlichen Ton des Herrschens zurück; sie behandelte die Liebe der Tochter als die lächerlichste aller Possen. Es kränkte Heloisen, sich so gemißhandelt zu sehen; und in dem Augenblicke nahm sie sich fest vor, ihrer Mutter zu zeigen, daß diese Posse die ernsthaftesten Folgen haben sollte. Ihre Antworten waren ehrerbietig und ruhig, aber fest. Die Mutter konnte nichts weiter bei ihr ausrichten, als daß sie ihr noch einmal das Versprechen abnahm, Theodor nicht heimlich zu sehen.

Das, liebe Mutter, sagte Heloise, hat ja schon Theodor versprochen. Sie können gewiß glauben, daß er Wort halten wird. Und auch ich werde das meinige nicht brechen.

Mit Theodorn ging es ganz anders. Als Senk

von der Baronin zu Hause kam, und die Verhandlungen mit ihr und Heloisen erzählte, seufzten Lindner und Sabine über die Drohungen der gnädigen Frau. Alle Drei setzten sich, und hielten Rath; doch Niemand wußte irgend etwas anzugeben. Hm! sagte Senk; wir müssen ihm ein- für allemal verbieten, an Heloisen zu denken. — Jetzt kam Theodor. Senk glaubte, vielleicht könnte bei dem die List besser ausschlagen, als bei Heloisen. Höre, Theodor, hob er an; das Fräulein ist vernünftiger als du. Auf ihrer Mutter und meine Vorstellungen gab sie sich in Geduld. Sie läßt dir den Handel aufsagen, und bittet dich, nicht mehr an sie zu denken.

Lieber Vater, sagte Theodor schmerzlich; ich habe Ihnen ja versprochen, daß ich keinen Schritt mehr thun will, Heloisen zu sprechen; es ist ja mein fester Entschluß, Sie meine ganze Seele mit jeder Empfindung und jedem Gedanken sehen zu lassen: aber ich bitte Sie, seyn Sie eben so offen gegen mich. Das hat Heloise nicht gesagt. Nein, das hat sie nicht sagen können. Sie liebt mich, und wird nicht aufhören mich zu lieben.

Senk schüttelte schweigend den Kopf. Lindner sagte: „man hat doch nichts als Noth und Herzeleid. Und, lieber Junge, der Noth läßt sich hier gar nicht abhelfen. Was kann ich dazu thun? was mein Schwager? was Sabine? Nichts,

gar nichts. Wäre Heloise meine Frau, ich wollte sie dir abtreten, wie Antiochus seinem Sohne die Stratonice; denn, Gott Lob! hier wäre es keine Blutschande, wie da, und ich könnte es also. Ich sehe wohl, Theodor, daß du gern wolltest, wie wir es wünschen; aber ich weiß nicht, woran es liegen mag, daß es nicht geht. Da mußt du dich in ein Fräulein verlieben! Daß sich Gott erbarme! Eben so gut hättest du dich, wie Narcissus, in dich selbst verlieben können. Es wäre nicht schlimmer, als es jezt ist."

In sich selbst? fragte Senk.

„Ja doch; die Narcisse hat ja ihren Nahmen von diesem Narcissus: obgleich Pausanias sagt, er sey nicht in sich selbst verliebt gewesen, sondern habe nur in seinem Bilde seine ihm sehr ähnliche Schwester betrachtet, bis er vor Gram gestorben sey. Mit der Liebe mag es sich verhalten, wie es will, so lehren doch Alte und Neue, daß man daran sterben kann. Ach, lieber Gott! Wer hätte vor ein und zwanzig Jahren glauben sollen, daß wir hier sitzen, und für den da nicht aus noch ein wissen würden!"

Sabine sah den Jüngling mitleidig an. Meine Wäsche ist trocken, sagte sie; aber meine Augen nicht! Theodor, wenn du dir ein Herz faßtest; ich glaube, es ginge.

Wozu, gute Mutter?

Nicht mehr an das Fräulein zu denken.

Theodor seufzte. Die Theilnahme der guten Menschen zerdrückte sein Herz. O Gott! rief er, und fiel Sabinen um den Hals; ich will ja thun, was ich kann. Seyn Sie nur ruhig. Ich will alles! alles! — Er war zu jedem Opfer bereit; nur die seltsame Verabredung mit Heloisen erhielt ihn noch standhaft.

Er ging hinaus, den kummervollen Blicken seiner Lieben zu entfliehen; und nun fiel er in Schalls Hände. Dieser nahm ihn mit sich auf die Anhöhe, setzte sich da mit ihm, und hob an: „hast du mir noch nichts zu sagen, Theodor?" — Vieles! antwortete dieser; vieles, was mein Herz drückt! Und nun erzählte er ausführlich, was er wußte, was er empfand, und wozu er entschlossen war. Schall unterbrach in nur da, wo er eine Lücke in der Erzählung merkte, um diese ergänzen zu lassen. Zuletzt warf sich Theodor an seine Brust, und sagte heftig: jetzt entscheiden Sie, ob ich ein Bösewicht bin, wie Senk sagte, und wie es auch mir eine leise Stimme bisweilen zuruft, wenn ich die Thränen meiner Wohlthäter sehe, wenn ich mir Heloisens Unruhe, und die Angst ihrer Mutter denke. „Ich finde das nicht, Theodor," sagte Schall sehr ernsthaft;

„du hast gehandelt, wie ein Jüngling, der es noch mit dem Kummer und dem Elende des Lebens muthig aufzunehmen gedenkt. Die Thränen deiner Wohlthäter, Heloisens Gram, die Angst der Mutter hast du nicht verschuldet, ob du gleich die Ursache von dem allen bist. Bleibt Heloise dir treu, mein Sohn, so sind diese Thränen auch nicht unnütz geflossen, so wird doch Einer von Allen glücklich, du! Du arbeitest standhaft für dein Glück. Warum weint ihr? kannst du sagen; warum seyd ihr traurig? Ich will glücklich werden; wie könnt ihr verlangen, daß ich unglücklich seyn soll, und ihr ruhig? In der That, Theodor, so kannst du sagen. Du hast Heloisen ewige Treue zugesichert: das allein ist ein Fehler von dir, den aber deine Jugend, deine Leidenschaft entschuldigt. Daß du Heloisen dein Wort halten mußt, scheint natürlich, sollte auch sie selbst einmal, — gerade dann, wenn dein Muth, deine Ausdauer alle Hindernisse besiegt oder überlebt hat — darüber unglücklich werden; solltest du auch selbst — Doch ich weiß, dein eigenes Unglück, Theodor, gilt dir in dieser Minute gar nicht." — Nein, aber . . . Heloise unglücklich, sagten Sie? — „So sagte ich, ja. Sie liebt dich mit allem Muthe, den Jugend, ein heisses Herz, eine schwärmerische, heroische Tugend geben können; und du liebst sie eben so. Die Mutter wird Heloisen entweder wegbringen, oder hier lassen. In iedem Falle hast du versprochen, sie nicht wieder heimlich

lich zu sehen, und ich weiß, du wirst Wort halten, — wenn du kannst."

Wenn ich kann?

„Wenn du kannst. Hattest du nicht den Entschluß, sie nicht zu sehen, ihr deine Liebe zu verschweigen, so fest gefaßt? Deine Leidenschaft siegte über den Entschluß; du fandest Entschuldigungen dafür, und würdest die wieder finden. Aber gesetzt, du hieltest dein Versprechen, du sähest sie nicht wieder; gesetzt, eure Liebe bestände diese Probe: wie wird es dann mit Heloisen? Fühlst du nicht, Jüngling, was hoffnungslose Liebe ist? Ein Geier, der an den Lebenskeimen nagt. Heloise wird welken, vergehen, sterben unter vergeblichen Wünschen, an unbefriedigter Sehnsucht, bei den Martern der Liebe! Oder meinst du, ihre Mutter würde sich besinnen? Jüngling, deine Liebe ist nicht halb so stark, nicht halb so dauernd, wie ein Vorurtheil, das ein Mensch Jahre lang genährt hat. — Ihr habt einander ein Versprechen gegeben, das ein Mensch nicht geben **kann**: eure jetzigen Empfindungen sollen ewig seyn. Diese Ewigkeit eurer Liebe, diese Festigkeit eurer Treue habt Ihr zur Bedingung eurer Tugend gemacht. Der Enthusiasmus kann viel; Heloise wird mit der Zeit aufhören dich zu lieben, aber nicht, dir treu zu seyn. Ihr Herz wird sich zwischen Reue, Zweifel und neuen Wünschen verzehren. Sie wird unglücklich seyn, du magst handeln, wie du willst."

Theodor hatte dagegen sehr viel einzuwenden. Schall gab fast alle Behauptungen des Jünglings zu; doch am Ende zog er daraus die Folge: Heloise ist unglücklich! — Theodor versank in Schmerz. Nun denn, sagte er endlich; so ist nichts zu thun, als zu verzweifeln. Schall faßte lächelnd seine Hand, und erwiederte: „wer versprach mir, die Tugend fest zu halten, und wenn sie sich ihm auch in der furchtbarsten Gestalt zeigte? Jetzt steht sie vor dir in der Gestalt des größten menschlichen Elendes. Fasse sie, Jüngling; halte sie fest!" — Was soll ich thun? fragte Theodor. — „Dein Herz, dein Glück aufopfern, um glücklich zu machen; in Heloisens Augen, wenn es seyn muß, ein Bösewicht scheinen, damit sie ruhig, glücklich werde. Fühlst du noch nicht, was du sollst? Schreib ihr . . ." — Theodor lächelte schmerzlich. Wollte ich Sie betriegen, so gäben Sie mir selbst das Mittel dazu. Wir, Heloise und ich, haben ausgemacht, daß wir auch unsern Briefen nicht glauben wollen, wenn sie den Bruch der Treue enthalten. Schall ließ sich das erklären, und sagte dann mit Kopfschütteln: „Verzweiflung, mein Sohn, ist nie Tugend; und Heloise scheint in einer Minute der Verzweiflung ihren Gedanken gefaßt zu haben . . . So sprich mit ihr, Theodor." — Und was dann? — „Dann mußt du Lobenstein verlassen."

Schall faßte des Jünglings Schwäche so richtig, und foderte dessen Tugend, dessen Edelmuth

so kräftig auf, daß er versprach, sich von Heloisen los zu reissen. Aller Reue kam Schall dadurch zuvor, daß er sagte: „Bleibt sie dir treu, und ist das Glück dir günstig; was hindert dich dann, glücklich zu seyn? Aber das Brüten über einer zwecklosen Leidenschaft, das Festhalten einer einzigen Idee, eurer Treue, müßte euch Beide unglücklich machen." Theodor sah das ein, und hatte zugleich den Gedanken, sich vielleicht durch Anstrengung aufschwingen zu können. Er gab Schallen sein Wort, ihm unbedingt zu gehorchen, und ließ sich von ihm nach Hause begleiten.

Lindner und Senks willigten nach einigen Vorstellungen ein, daß Theodor ein Paar Jahre aus Lobenstein weggehen sollte. Alles wurde abgemacht, und dann die nöthigen Anstalten sogleich in der größten Stille getroffen. Schall sagte der Baronin, wie weit er die Sache geführt hatte, und drang in sie, Heloisen noch eine Unterredung mit Theodorn zu erlauben. Sie willigte ein, und nun ging er zu Heloisen, um sie für diese Unterredung zu stimmen. Er fing mit ihr dasselbe Gespräch an, wie mit Theodorn, und suchte sie zu überzeugen, daß sie ihren Geliebten, ihre Mutter und sich selbst unglücklich machte. — Unglücklich? sagte Heloise. Theodorn unglücklich, wenn er weiß, daß auf der Erde ein Wesen ist, das für ihn tausendmal sein Leben aufopferte? O, Herr Schall, Sie verstehen sich schlecht auf das Glück! — Sie war

so

so fest entschlossen, daß sie ihn kaum anhörte. Mein Herr, sagte sie zulezt; ich liebe ihn: das ist alles. Lassen Sie sein Schicksal seyn, welches es will: ich werde es mit ihm theilen. Mag er mir doch mein Versprechen zurückgeben; ich ihm das seinige nicht. Sie werden sehen, daß die Liebe mächtiger ist, als Ihre Beredsamkeit.

Mit Heloisen war nichts auszurichten; denn, was sie that, hat eine doppelte Quelle: das Verlangen, ihre Mutter zu besiegen, und die Liebe. Schall redete noch viel und gut. Heloise lächelte aber ruhig, und sagte am Ende: von dem Allen glaube ich nicht ein Wort.

„Er wird es Ihnen heute selbst sagen."

Mir? selbst? Nein, er hat versprochen, mich nicht heimlich wieder zu sehen.

„Nicht heimlich. Ihre Mutter weiß es, liebes Fräulein."

Jezt glüheten Heloisens Wangen, und ihre Augen funkelten. Wenn er mir es selbst sagt, sagte sie dann leise: so muß ich es wohl glauben. Wann werde ich ihn sehen?

„Noch heute Abend; denn diese Nacht reist er ab."

Wo? wo? Aber, Sie, Herr Schall, und auch meine Mutter sollen zugegen seyn.

„Zugegen?"

Ja, Beide; denn ich habe meiner Mutter versprochen, ihn nie allein wieder zu sehen, und ich bin gewohnt, mein Wort zu halten. Will er mir entsagen, so sey es. Ich liebe das Halbe nicht. Er sage mir in Gegenwart meiner Mutter, und seiner Familie, was ich wissen soll.

Schall sah an Heloisens Blicken, an ihrer heftigen Entschlossenheit, daß sie mit einem besondern Plane umging; indeß er war Theodors gewiß. Er bereitete diesen auf die Unterredung vor, die ihn erwartete, und zeigte ihm, welcher Ruhm es wäre, in diesem entscheidenden Augenblicke seinen Entschluß fest zu halten, und sich von Heloisen nicht wegreissen zu lassen. Theodor blieb wirklich entschlossen.

Gegen Abend gingen Lindner, Senk, Theodor und Schall auf das Schloß. Die Baronin empfing sie mit kaltem Stolze, und hob an: ich habe mir diesen seltsamen Auftritt gefallen lassen, um Ihnen zu zeigen, daß mir die sanftesten Mittel, eine Thorheit zu verhindern, lieber sind, als harte. Doch, junger Mensch, Sie können von jezt an sicher auf meine Strenge rechnen, ob Sie gleich eine Schwäche an mir sehen, die vielleicht unverzeihlich ist. — Sie ging, Heloisen zu rufen. Senk machte ein finstres Gesicht; Lindner war in Verlegenheit.

Heloise trat bleich mit ihrer Mutter in das Zimmer, und sah mit Festigkeit umher. Theodor wollte reden; sie unterbrach ihn aber . . . Nur einen Augenblick! Sie wollen reisen, Theodor. Leben Sie wohl! (Sie reichte ihm die Hand.) Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als nur das Einzige: — ich liebe dich, Theodor, und werde dich ewig lieben! Du bist hieher gekommen, sagt man, um dich von mir loszureissen. Das kannst du nicht, wenn dir mein Leben, mein Glück, mein Glaube an Liebe, Treue, Tugend und Ewigkeit nicht völlig gleichgültig sind. Theodor! Alle hier sind Zeugen, dieses Herz ist dein, dies Leben dir geweiht. Leb wohl! Mehr habe ich dir nicht zu sagen. — Sie faßte ihn schnell in ihre Arme, drückte ihren Mund auf den seinigen, und verließ mit einem triumphirenden Blicke, mit einem stolzen Gange das Zimmer. Alle standen erstaunt da, und schlugen die Augen nieder; Niemand sprach. Schall sah an Theodors funkelnden Blicken, daß alle seine Mühe durch diese Scene vereitelt war. Die Baronin, die sich allein gesezt hatte, sprang auf, und sagte: junger Mensch, ich verbiete Ihnen, an meine Tochter zu denken! . . . Sehen Sie, mein Herr, (zu Schall), daß alle diese romanhaften Spielereien nichts helfen? Jetzt will ich Ihnen zeigen, was eine Mutter kann. Gehen Sie, junger Mensch! Ihnen verdenke ich es nicht; denn meine Tochter ist reich. Aber, daß ein Fräulein von Raubahn nur einen Augen-

blick vergessen konnte, wer sie ist, und wer Sie sind: das verdrießt mich. — Sie ging sogleich zu ihrer Tochter.

Theodor schwieg. Auf dem Rückwege fragte ihn Schall: „was nun?" — Ich reise! — „Und dein Entschluß?" — Ich reise!

Auch zu Hause war Theodor ganz still. Senk sah auf seine Uhren, ließ alle repetiren, und sagte dazwischen: ach Gott! daraus wird nichts Gutes! Sabine fragte Einmal über das andere: was hat es denn gegeben? Lindner schüttelte den Kopf. „Es ist gut," sagte er leise, „daß er diese Nacht weg muß; sonst . . . Er hat das Glück, wie ich immer prophezeiet habe! Das Fräulein läßt nicht von ihm." — Theodor ging mit August hinaus; die beiden Jünglinge wollten die letzten Stunden noch mit einander allein zubringen. Aber Theodor war auch gegen seinen Jugendfreund verschlossen. „Ich reise!" das war Alles, was er antwortete, wenn August ihn fragte.

Schall saß schweigend da. „Reden Sie doch, lieber Schall!" sagte Lindner — „Ich berechne," antwortete er, „was diese Scene wohl auf einen Kopf, wie Theodors, für eine Wirkung gethan haben kann. Es ist ein Glück, daß er reist!" Lindner suchte jetzt den Zettel von Theodors Eltern hervor, an den er seit vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte. „Sabine," sagte er; „ich wollte

Theodors Mutter, wenn sie noch lebte, wäre jetzt hier, da wir den Jungen in die Welt schicken wollen. Sieh, es ist mir, als sollte ich ihm auch so einen Zettel mitgeben; denn trenne ich mich von ihm nicht in tödtlichem Schmerze, wie hier steht? Eine unglückliche Liebe riß ihn von seinen Eltern; und jetzt reißt ihn wieder eine unglückliche Liebe von uns. Sieh, Sabine! wir haben Barmherzigkeit an dem Kinde gethan, wir haben Theodorn geliebt; nun stecken wir ihn der Welt zum Fenster hinein. Wie wird es ihm da gehen? Armer Junge! Diesen Zettel aber möchte ich vor Gottes Richterstuhl mitnehmen, und sagen: wo ist die Mutter? Hier hast du deinen Zettel, und hier deinen Sohn! Frag ihn, ob wir nicht thaten, was hier steht."

Sabine las den Zettel, und weinte. „Schwester," hob Lindner wieder an; „du sagtest den Abend: nach zwanzig Jahren wollen wir ihn fragen, ob er in gute Hände gefallen ist. Ich denke, er würde antworten: ja. Das ist mein Trost!"

Wir wollen ihn heute fragen, sagte Sabine.

„Das wollen wir nicht. Wir haben unser Gewissen darum gefragt, und müssen ihm das Herz nicht schwer machen mit Danksagungen; er hat ohnedies zu tragen. Aber den Zettel soll er mitnehmen; es ist die Erbschaft von seinen Eltern.

Und heute Abend . . . Sabine, lieber Schwager, diesen Augenblick erkläre ich: Theodor soll sich einmal mit August in mein Vermögen theilen." — Das soll er, sagten Beide. — „Und ich wette, das Geld ist ihm nicht so lieb, als die Paar Worte auf diesem Papiere."

Zeigen Sie doch, sagte Schall zerstreut: von Theodors Eltern? Er nahm das Papier, heftete unruhige Blicke auf die Zeilen, wurde bleich, und bebte. O Gott! Gott im Himmel! rief er mit gepreßter Stimme, und betrachtete das Papier mit immer starreren Blicken. Langsam erholte er sich wieder. Die Unglücklichen! sagte er; sie waren gezwungen, ihr Kind Fremden zu übergeben. Haben sie sich nachher nicht zu dem Kinde gemeldet? Hat sich nie ein Mensch wieder erkundigt? — Niemals. — Niemals! wiederholte Schall betrübt. Sie sind todt! ja, sie sind todt! Er stand auf, und ging mit dem Papiere hinaus. — Die drei Andern wunderten sich, daß Schall so bewegt war. Nach einer Viertelstunde kam er zurück, und hatte noch Thränen in den Augen.

Endlich trat Theodor wieder in das Zimmer. Er warf sich seinen Wohlthätern in die Arme, und riß sich dann schweigend von ihren Herzen. Schall und August wollten ihn bis in die nächste Stadt begleiten. Stumm und traurig setzten sich alle Drei in den Wagen, und erreichten am Morgen

die Stadt, fast ohne ein Wort gesprochen zu haben. Schall schrieb hier die Briefe, und übergab sie Theodorn, nebst einem Pakete, das er erst, wenn er in Dresden angekommen seyn würde, eröffnen sollte. Dann bat er August, einen Auftrag in der Stadt für ihn zu besorgen. Kaum war dieser fort, so sagte Schall: „schreib, Theodor, was ich dir diktire." Theodor sah ihn an, nahm aber die Feder. „Geliebte Heloise," diktirte Schall; „ich hatte dein Glück auf ein gefährliches Spiel gesetzt. Jetzt steht es besser. Ich vertraue dir ein Geheimniß, das ich selbst noch nicht einsehe, das ich selbst nicht weiß. Meine Eltern sind dir an Stande gleich." Theodor sprang bei diesen Worten auf. „Ich bitte dich, schreib!" sagte Schall, mit Schmerz in der Stimme. „Ob sie leben, das weiß Gott! Ich hoffe es! Sind sie todt, so lebt noch ein Mensch, der das Geheimniß meiner Geburt kennt, und es zur rechten Zeit an das Licht ziehen; ein Mensch, welcher der Schutzgeist unsers Glückes, und der Wächter unsrer Tugend seyn wird. Ich glaube dir; glaube auch du mir, und schweig. Dies Geheimniß, das ich dir entdecke, ist mir selbst ein Geheimniß. Aber hoffe, glaub, und schweig. Theodor."

Um Gottes willen! sagte Theodor. — „Ich weiß," erwiederte Schall, wer deine Eltern sind. Glaubst du mir?" — Theodor warf sich in seine Arme. „Bleib tugendhaft, Theodor, bleib He=

loisen treu! Und nun reise mit Gott! — Doch noch Eins." Er nahm aus einem Etui einen Ring mit einem Portrait hervor. „Das ist deine Mutter! Trag diesen Ring, Theodor. Vielleicht hilft er dir die Entdeckung machen, durch die wir Alle glücklich würden. Frag nicht weiter, mein Sohn! frag nicht! Sey tugendhaft, und sey glücklich!"

Theodor sah ihn mit errathenden, starren Augen an. Jetzt kam August zurück, und der Wagen fuhr vor. Theodor warf sich an Schalls Brust, und sagte bedeutend: mein Vater! — „Mein Sohn!" antwortete Schall. Nun kniete Theodor vor ihm nieder, und küßte seine Hand. Schall sagte: „glaube das, wenn es dich tröstet. Und ja, ich will dein Vater seyn."

August stand verwundert bei der Scene da. Sie rissen sich endlich aus einander, und Schall kehrte mit August traurig nach Lobenstein zurück.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Theodor

Bd.: 1

Frankfurt & Leipzig (1800)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 873 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278379-3
VD18 80274595-001